Geschichte

des

Preußischen Staates

seit der Entstehung

bis

auf die gegenwärtige Zeit

von

Karl Panse,

Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenschem Legations-Rathe.

Zweiter Band.

Berlin, bei August Rücker.

1830.

Viertes Buch.

Die Hohenzollern vom Jahr 1417 bis 1463.

Das Bergschloß Hohenzollern in der kleinen Grafschaft gleiches Namens, zwischen dem Neckar und der Donau, war die Wiege des Geschlechtes, aus dem der Churfürst Friedrich I. von Brandenburg stammte. In Zollern am Fuße jener Burg wurde seit alten Zeiten ein Zoll erhoben und von diesem Umstande scheint der Name herzurühren. Aber die Zerstörung, die es im funfzehnten Jahrhundert traf, raubte den Fürsten dieses Hauses mit dem Archiv alle sichern Ueberlieferungen der Geschichte ihrer Ahnen und den Geschlechtsforschern den Weg in das tiefe Alterthum, wohin sich seine Spur verliert. Dafür ist aber den genealogischen Uebungen ein unermeßlicher Spielraum überlassen worden, um nach Belieben combinatorische Künste zu versuchen. Einige Forscher haben seinen Ursprung von dem italischen Hause Colonna abgeleitet und gemeint, die Säule im Wappen desselben sei beinahe ein Scepter, wie ihn das brandenburgische führt. Andere haben diese Abstammung aus ähnlichen Gründen umge-

kehrt und warum sollten sie nicht eben so viel Recht haben, als jene? Mehrere haben den Urvater jenes gräflichen Geschlechts im Schooße einer welfischen Mutter gesucht, welche zu ihrem eigenen Schrecken zwölf Kinder auf einmal geboren, aber nur eins zurückbehalten habe, um das kapetische, braunschweigische und zollernsche Haus zu gründen. Andere wollen dagegen Zollern in gemeinschaftlicher Quelle mit Habsburg, einige mit Baiern gefunden haben.

Thassilo, der erste Graf von Zollern, den die Geschichte mit Sicherheit zu nennen weiß, diente im Heer Karls des Großen gegen die Sachsen (um 800). Aber schon seine ersten Nachkommen, Danko, Rudolph, Otto, Wolfgang, Friedrich I., Friedrich II., verschwinden wieder in die Nebel der Ungewißheit. Wenigstens hat die Geschichte ihre Thaten aufzuzeichnen nicht für werth erachtet. Burchhard soll jedoch ein Gegner Kaiser Heinrichs IV. gewesen seyn und in einem Treffen (1061) sein Leben verloren haben. Friedrich III., mit dem Beinamen Maute, der nur ein Spiel mit seinem wirklichen zu seyn scheint, wechselte die Parthei seines Vaters und verfocht das Interesse des Kaisers Heinrich V., was ihm die vorübergehende Würde eines Pfalzgrafen verschafft haben mag. Rudolph II. unterstützte den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen gegen Welf von Baiern (1165) und von seinen Söhnen führte nach der gewöhnlichen Meinung Friedrich IV. das ältere zollernsche Geschlecht fort, Konrad aber wurde Burggraf von Nürnberg (um 1164), da sein Haus wahrscheinlich schon Güter in Franken besaß und Stifter einer neuen

Linie, die bald zu Reichthümern gelangte. Das Burggrafthum zu Nürnberg war ursprünglich nichts weiter, als das Amt eines kaiserlichen Kastellans. Da es aber bald ausgedehnt und die Statthalterschaft über die Stadt und über Ländereien außerhalb derselben damit verbunden wurde, stiegen diese Beamteten zu fürstlichem Range und wußten, wie die übrigen, ihre Stelle erblich zu machen. In dieser Beschaffenheit erhielt sie Konrad von Hohenzollern. Von seinem Sohne, nach anderer Meinung, seinem Bruder Friedrich I. wissen die Annalen nicht viel Merkwürdigeres, als daß die Gemahlin desselben auf dem Turnier des Kaisers Heinrich VI. zu Nürnberg (1197) den dritten Tanz mit dem Markgrafen Wenzel von Mähren gehabt habe. Friedrichs Söhne, Konrad II. und Friedrich II., regierten gemeinschaftlich; Konrad, der die Wissenschaften liebte, wurde von dem Kaiser Friedrich II. mit der Aufsicht über seine Prinzen Heinrich und Konrad beauftragt und kaufte von dem Grafen Gottfried von Hohenlohe die Herrschaft Viernsberg (1235). Sein Sohn, Friedrich III., nach andern der Sohn Friedrichs I., vermählte sich mit der Schwester des letzten Herzogs Otto von Meran und erhielt aus dem Erbe desselben die Herrschaften Baireuth, Kadolzburg und einige Güter in Burgund, die er wieder verkaufte. Er hatte das Unglück, zwei seiner Söhne durch Meuchelmord nürnberger Bürger zu verlieren, die aufgebracht waren, weil ein Jagdhund das Kind eines Sensenschmiedes zerrissen hatte (um 1260). Zur Buße mußte jeder Nürnberger jährlich sieben Heller bezahlen. Sein Sohn, Friedrich IV.,

unterstützte den König Ludwig den Baier gegen Friedrich von Oestreich und erhielt für seine entscheidenden Dienste in der Schlacht bei Mühldorf (1322) die östreichischen Gefangenen, die für den Preis der Freiheit ihn als Lehnsherrn ihrer Güter anerkennen mußten. Sein Enkel, Friedrich V., erlangte von dem Kaiser Karl IV., dem er Dienste leistete, die Bestätigung der reichsfürstlichen Würde (1362) und gerieth in Rechtsstreit mit der Stadt Nürnberg, die sich während seiner Abwesenheit durch den Bau einer hohen Mauer gegen die Burg zu sichern suchte. Beweise, wenn es keine deutlichern gäbe, daß beide nicht auf freundschaftlichem Fuße gelebt haben. Im Alter theilte er seine Länder unter seine Söhne Johann V. und Friedrich VI.; jener erhielt das Land oberhalb des Gebirges oder die (spätere) Markgrafschaft Baireuth und Kulmbach, vermählte sich mit der Tochter Karls IV., Margaretha und erwarb Krailsheim und Erlangen. Friedrich VI., dem das Land unterhalb des Gebirges oder das Anspachische zufiel, ist es, der die burggräflich hohenzollernsche Linie nach Brandenburg versetzte.

Dieser Fürst, der die Gesänge Petrarka's liebte und drei Sprachen verstand, bereicherte seine Jugend an den Höfen der Luxemburger mit der Kenntniß öffentlicher Angelegenheiten, des Rechts und der Sitte, und gewann in ritterlichen Uebungen und bei dem wechselvollen Schicksal jener Regenten den Ruf der Tapferkeit. Im Jahr 1398 übernahm er die Regierung seiner fränkischen Besitzungen und setzte seinen Namen gegen die Wegelagerer in Achtung. Zwei Jahre dar-

auf vermählte er sich mit der Tochter des Herzogs Friedrich von Baiern-Landshut, Elisabeth, die man vorzugsweise die schöne Else von Baiern zu nennen pflegte und hatte von ihr bereits einen Sohn, Johann, erhalten, eh' er die Statthalterschaft in Brandenburg antrat.

Im Besitz eines väterlichen Erblandes, das ihm ungeschwächte Hilfsquellen darbot und welches ihm durch die Verwandtschaft mit Baiern sicherer geworden war; durch Klugheit und Sparsamkeit seiner Väter reich und durch geregelte Finanzen zu einer Zeit unterstützt, wo die Luxemburger mit Schulden überhäuft und die meisten Fürsten von ewigen Geldverlegenheiten bedrängt waren; durch Geist und Kenntnisse ihnen überlegen und mit Regententugenden geschmückt; Freund seines kaiserlichen Wohlthäters, wegen seiner Erfahrung in den Rath, wegen Verwandtschaft und Dienste in die Arme desselben gezogen, war Friedrich fähiger, als irgend ein Fürst, die Mark Brandenburg mit rascher Hand aus dem tiefen Verfall zu erheben und sie der Opfer werth zu machen, die er ihr bringen mußte. Aber eben diese Eigenschaften, welche die Saaten des Glückes in ihrem Aufgang beschleunigen konnten, waren es, die ihn verzögerten. Franken theilte seine Sorge und seine Verwandtschaft mit Baiern verwickelte ihn in Verhältnisse mit diesem Hause, die ihm undankbare Anstrengungen kosteten. Seine finanziellen Hilfsquellen wurden durch kostbare Kriege, von denen nur wenige für Brandenburg geführt wurden, durch Ankäufe und Einlösung verpfändeter Besitzungen erschöpft, welche Zeit brauchten, um ihrem Herrn zu wuchern. Die

Achtung, in der er stand, seine Kenntnisse, seine geistige Ueberlegenheit, die ihn in den Rath der Fürsten Deutschlands einführten, zogen neue Lasten auf seine Schulter und das allgemeine Geschick des Reichs forderte Opfer, die seine Länder fühlten. Die Freundschaft Sigismunds band ihn an das veränderliche Loos dieses Fürsten und der dankbare Hohenzoller überbot den Werth der Wohlthaten durch Dienste, die an der Blüthe seiner kleinen Staaten zehrten. Daher kam es, daß die Erholung Brandenburgs nur langsam geschah und daß die Geschichte seines Fürsten zugleich die Geschichte Deutschlands war.

Denn kaum hatte Friedrich I. die Mark aus den Händen adlicher Empörer erobert und angefangen, das heilsame Gesetz der Ordnung einzuführen, als er wieder nach Kostnitz gerufen ward, wo das undankbare Werk einer Kirchenversammlung noch fortgesetzt wurde. Johann Huß, der die menschlichen Rechte gegen die päpstlichen Eingriffe vertreten hatte, war hier trotz des kaiserlichen Geleitsbriefes als Opfer priesterlichen Hasses gefallen und Hieronymus der Prager, der zu seinem Beistand herbeigeeilt war, hatte kein besseres Schicksal gehabt. Die Ankläger von Huß waren seine Richter gewesen, und es bleibt zweifelhaft, ob dieser Kirchenmord dem menschlichen Verstande, oder die Rache, die ihm die Deutschen seit der Spaltung der prager Universität geschworen hatten und die seinen Untergang beschleunigte, dem menschlichen Herzen, oder die Verhöhnung des Völkerrechts dem Jahrhundert mehr Schande machten. Seine Asche spülten zwar die Wellen des Rheines weg, aber in ihrem unermeß-

lichen Schmerz gruben die Böhmen den Rasen aus, auf dem sie verglimmt war, und trugen mit diesen Zeugen des Verraths am Himmel und der Erde die Funken zu einem Bürgerkriege heim, der bald den König Wenzel und sein Reich, kostbare Opfer Deutschlands und das Glück der angrenzenden Länder verschlang. „Wir sind bereit,“ schrieben die böhmischen Stände am 2. September 1415 unter andern an die Väter zu Kostnitz, „das Gesetz unsers Herrn Jesu Christi, wie auch die frommen, sanften und standhaften Lehren desselben wider alle Untergrabung durch menschliche Verordnungen unerschrocken und mit unserm letzten Blutstropfen zu verfechten.“ Aber in Kostnitz, wo der Vortheil schwerer wog, als das Heil, wurde diese warnende Stimme verachtet und der Fluch der Kirche über die Männer ausgesprochen, welche dieses Schreiben unterzeichnet hatten. Unterdeß hatte Jacob von Strzibro, den man Jacobellus zu nennen pflegte, vom Genuß des heiligen Mahls unter beiden Gestalten, des Brodes und des Weines, gepredigt und die Theologen, Peter und Niklas, die aus Dresden vertrieben worden waren, trugen diese neue Lehre nach Prag, wo sie sich mit raschen Schritten verbreitete und nach einer freimüthigen Erklärung der Universität auf den Gütern des Adels eingeführt wurde. Dieser Glaubensartikel riß die Spaltung zwischen Kostnitz und Böhmen immer weiter auf und immer drohender sammelten sich die Stoffe zu dem Brande, der furchtbar in den Verfall der römischen Kirche hineinleuchtete.

Unter diesen Umständen war Sigismund, der mit funfzehn Prälaten und vier tausend Reitern aus-

gezogen war, um den Papst Benedikt XIII. zu stürzen, am 27. Januar 1417 nach Kostnitz zurückgekommen, wo nach einer Angabe 1800 Prälaten, 2400 Ritter, 80,000 Fremde, 1500 öffentliche Dirnen und eine Menge Gaukler und Schauspieler versammelt waren. Navarra, Kastilien und Arragonien hatten ihren Schützling, Petrus de Luna, der unter dem Namen Benedikt XIII. die päpstliche Krone zu behaupten suchte, der Kirchenversammlung zwar aufgeopfert und seine Absetzung wurde in allen Ländern bekannt gemacht; aber die Versuche Sigismunds, zwischen Frankreich und England den Frieden zu vermitteln und die allgemeine Kirche dadurch um so gewisser auszusöhnen, waren vergebens. Mit allen Summen, die er großherzig für die Ruhe der Christenheit hingeschleudert, mit allen Anstrengungen, die er für sie auf seine Schultern genommen hatte, war weder eine Reform der Kirche, weder der Friede der Gewissen noch die Bürgschaft für einen glücklichern Zustand Europa's gewonnen worden. Wie laut auch das Jahrhundert nach Abhilfe schrie, wie hoch auch die Gefahr in der christlichen Welt steigen mochte, wie auch die Repräsentanten Englands und Deutschlands die Reinigung der Kirche forderten; die französischen, italischen und spanischen Prälaten erklärten dennoch jeden Beschluß des Conciliums so lange für nichtig, als der päpstliche Stuhl unbesetzt wäre. Nach einer dreijährigen Arbeit, die durch prahlerische Ankündigung die Hoffnungen Europa's herausgefordert hatte, waren die Nationen nicht weiter gekommen, als wo sie angefangen hatten, und die Wahl Otto's von Colonna,

der unter dem Namen Martin V. die päpstliche Krone empfing, vernichtete auch die letzte Aussicht auf eine Verbesserung. Eine geweihte Rose, die der neue Papst dem Kaiser übersandte, war der ganze Gewinn der Anstrengungen Sigismunds. Der Augenblick, wo man das Fundament der katholischen Kirche sichern konnte, ging fruchtlos vorüber und ersparte den folgenden Jahrhunderten die Erschütterungen nicht, wie er es konnte.

Aber diese Verhältnisse Böhmens und der katholischen Kirche waren es nicht allein, welche die Tage Friedrichs I. mit Ungewittern bedrohten. Das Haus Mecklenburg, das sich durch Theilungen geschwächt hatte, war durch innere Zwiste zerrüttet und einzeln ohnmächtig hatte jeder Zweig äußere Stützen gesucht. Der Fürst Balthasar von Wenden war mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Vetter Christoph im Jahr 1415 nach Berlin geeilt, um sich als Vasall unter den Schutz des Churfürsten zu begeben. Aber der Gefahr der Erlöschung nahe, welche diese Linie bedrohte, bot Mecklenburg die Hand zur Versöhnung und ließ sich trotz der Lehnsverbindung mit Brandenburg die Erbfolge in ihrem Lande versichern. Die Verletzung geschworener Eide, der Argwohn, womit es die Ereignisse an der Havel betrachtete, die Eroberungen, die es in der Priegnitz während der Zerrüttung unter den luxemburgischen Regenten gemacht hatte — diese Umstände ließen einen Bruch mit dem Churfürsten Friedrich befürchten. Es setzte sich in Rüstung, um seinen Angriff nicht abzuwarten und verband sich mit Pommern, das nicht gesonnen war, die Uckermark, die

es über die Hälfte an sich gerissen hatte, den Forderungen des Churfürsten abzutreten. Während diese Höfe die Waffen bereit legten, um ihr Recht oder Unrecht zu verfechten, empfing **Friedrich** zu Kostnitz die feierliche Belehnung mit dem Churfürstenthum Brandenburg, unter der schweigenden Vollmacht, alle fremden Ansprüche zu vernichten, und so wurde der morsche Faden zerrissen, der die Interessen der baierschen Linien und Hohenzollerns verbunden hatte.

Diese Belehnung ist ein Spiegel, der den Glanz jener Tage zurückwirft. Am Morgen des 18. Aprils 1417, wo eine unermeßliche Menge Menschen nach Kostnitz geströmt war, zogen die Ritter **Friedrichs I.**, aus Franken, wie aus der Mark, von den Vasallen der gegenwärtigen Fürsten begleitet mit ihren Fähnlein durch die engen Straßen, vor ihnen Trompeter, hinter ihnen zwei glänzende Ritter, welche die Wappenfahnen Brandenburgs und Hohenzollerns trugen. Unterdeß versammelten sich alle fürstlichen Häupter, die in den Mauern von Kostnitz waren und begaben sich auf den Fischmarkt, um den Churfürsten **Friedrich** zu empfangen. Mit den Zeichen seiner Würde, dem Churrock und Churhut und mit aller Pracht nach dem Geschmack des Jahrhunderts angethan, setzte er sich mit der schimmernden Begleitung nach dem Obermarkt in Bewegung, wo die Bühne stand, die für die Feier der Belehnung errichtet worden war. Eine breite Treppe führte auf den Plan, der vierzig Menschen fassen konnte und auf dem sich der königliche Thron unter dem goldenen **Baldachin** befand. An den beiden Seiten dieses Armsessels, der mit blauem Sammt

überzogen war, standen zwei niedrigere für die Kardinäle und Bischöfe, die dazu eingeladen worden waren. Die Wände der Lehne waren mit goldenen Tapeten bekleidet. Als der Kaiser die Reichskrone auf dem Haupte und in der ganzen Pracht der Majestät, aus seinem Pallaste auf die Bühne trat, die durch einen Gang mit demselben verbunden war, schritt der erste Pfalzgraf des Reichs, der Churfürst Ludwig von der Pfalz, in den Händen den Reichsapfel und den kaiserlichen Scepter, die Stufen hinauf und stellte sich zur linken Seite hinter den Kardinal. Ihm folgte der Herzog Rudolph von Sachsen, als Erzmarschall mit dem Reichsschwert und verfügte sich an die rechte Seite zwischen den Kaiser und den obersten Kanzler. Hinter einem Kardinal und fünf Bischöfen, die nach dem Erzmarschall hinaufstiegen, begab sich der Churfürst Friedrich, von zwei Rittern mit den Panieren begleitet, in die Nähe des kaiserlichen Thrones, ließ sich mit ihnen auf die Kniee nieder und bat um die Belehnung. Nachdem der Kanzler den Bestallungsbrief abgelesen hatte, schwur Friedrich den Eid auf das Evangelium. Hierauf ergriff der Kaiser die churmärkische Fahne aus der Hand des Ritters und überreichte sie, wie nach einander den Reichsapfel und das Panier des Burggrafthums Nürnberg, dem knieenden Churfürsten. Das Schwert, das ihm der Erzmarschall entgegenhielt, gab er sogleich zurück und dankte dem Kaiser für die Belehnung. Die Churfürsten begleiteten das Oberhaupt des Reiches in seine Pfalz zurück, und ein Gastmahl endigte eine Festlichkeit, wie sie die Generation noch nicht erlebt hatte. Mit dieser Beleh-

nung war der Vorbehalt eines Rückfalls Brandenburgs an das Geschlecht der Luxemburger aufgehoben und dem Hause der Hohenzollern ein Land gesichert, dem sie schon große Opfer gebracht hatten. Aber eben dieß machte die Spannung mit Baiern-Ingolstadt größer.

Das baiersche Haus, das sich nach dem verderblichen Gebrauch der Zeit in mehrere Zweige zerrissen und seit der Theilung vom Jahr 1392 keinen Frieden mehr in seinem Innern genossen hatte, beruhte auf den Linien Ingolstadt, München und Landshut. Der Herzog Ludwig von Ingolstadt, durch seine Gemahlin an das Geschlecht der Bourbonen, durch Neigung an französische Formen gebunden, hielt das Recht seiner ältern Geburt durch jene Theilung für geschmälert und arbeitete an Plänen, die Verträge zu vernichten. Diese Gefahr vereinigte die beiden andern Linien zu einem Bündniß (1415), das den Ausbruch feindlicher Begegnung nicht verhindern konnte. Der Herzog Heinrich von Landshut, der durch seine Schwester des Churfürsten Friedrich versichert war, klagte auf dem Reichstage zu Kostnitz, und Ingolstadt forderte eine Frist zu seiner Vertheidigung, aber Ludwig verdrehte den Eid, daß hinter diesem Aufschub keine böse Absicht liege, und vergaß sich bis zu schimpflichen Beleidigungen gegen Landshut. Heinrich forderte mit den Waffen Genugthuung und schlug ihn zu Boden. Zwar wußte Friedrich die Reichsacht, die über den Herzog Heinrich ausgesprochen ward, durch Vermittlung aufzuheben, aber der Zunder zu einem Kriegsbrande war bereit gelegt und bedurfte nur einer Gelegenheit, um in Flammen aufzuschlagen. Von Ingolstadt, das sein

baiersches Haus um den Besitz der Mark Brandenburg gebracht sah, mit dem Auge des Hasses betrachtet, durch Verwandtschaft und die Lage seiner Länder in die Zwiste dieser Fürsten verwickelt, war der Churfürst Friedrich von allen Seiten mit aufsteigenden Wettern umgeben und wurde mit dem ersten Schritt, den er zu seiner Erhöhung that, in den Kampf der Ereignisse hineingerissen.

Sigismund, der es leichter fand, drei Päpste abzusetzen, als einen einzigen zu einer Kirchenreform zu bewegen, wurde nach aufgelöstem Concilium (1418) in sein Königreich Ungarn zurückgerufen und übertrug dem Churfürsten Friedrich von Brandenburg die Statthalterschaft des Reichs. Aber noch befand sich dieser Fürst zu Kadolzburg, als Mecklenburg und Pommern verwüstend die Grenzen der Mark überschritten und Straußberg belagerten. Zwar wurden sie mit Verlust von den Mauern dieser Stadt zurückgetrieben und der Herzog Johann III. von Stargard bei dem Dorfe Koblank gefangen genommen; aber der Churfürst, der auf die Nachricht von dem Angriff aus Franken eilte, sah ein, daß dieser augenblickliche Vortheil nur das Signal zu blutigerem Kampfe war, und setzte sich in Rüstung. Die Unterhandlungen mit Pommern wegen der Uckermark waren fruchtlos gewesen, die Zerstörung eines mecklenburgischen Raubschlosses, seine Streifzüge in die feindlichen Länder bewegten den Gegner nicht, die Waffen niederzulegen, und zu derselben Zeit, wo hier alle Anzeichen einen ernsten Krieg verkündigten, stand er in Böhmen schon in hellen Flammen.

Gebieterisch hatten die versammelten Prälaten zu Kostnitz in vier und zwanzig Artikeln Gehorsam gegen ihre Satzungen gefordert und der Papst Martin V. sandte einen Dominikaner in das Land, den Kardinal Johann von St. Sixt, um mit einer Rede den weltlichen Arm gegen die neuen Meinungen zu bewaffnen. Der König Wenzel, der zum Unglück zwischen zwei Entschlüssen wankte, wie sein Land, suchte die Vermittelung Sigismunds, um die Freunde Hussens mit der Kirche zu versöhnen; aber der Kaiser, der seine Vortheile aus den Händen fallen ließ, antwortete im Sinn der Kirchenversammlung und steigerte die Erbitterung gegen sich (1419). Während Wenzel den Utraquisten oder Kelchnern, wie man die Vertheidiger des Kelchs im Abendmahl nannte, in Prag drei Kirchen einräumte, entfernte er den Burggrafen von Prachatitz, Niklas von Hussinez, von seinem Hofe, weil er ein wärmerer Anhänger derselben war, als der König wollte. Hussinez begab sich in den Bechiner Kreis, überwältigte die empfänglichen Gemüther durch die Gewalt seiner Rede und empfing mit vierzig tausend Menschen auf einem Berge, den sie Tabor nannten, das heilige Sakrament unter beiden Gestalten. Der böhmische Thron der Luxemburger, über den hier hochverrätherisch, wie es scheint, verfügt wurde, ward zwar durch den Prediger Koranda noch einmal gerettet; aber wenige Tage darauf erfolgte in Prag selbst eine Erschütterung, die alle Geister ergriff. Die Kelchner sprengten die Pforten der Stephanskirche und forderten nach verrichtetem Gebet ihre gefangenen Freunde auf dem neustädter Rathhause zurück. Unter

dieser bewegten Masse befand sich ein Edelmann, Johann von Trocznow, den man Zizka nannte, weil er ein Auge verloren hatte und dem Wenzel einmal, ungewiß, ob im Scherz oder im Ernst, Vollmacht gegeben hatte, das beleidigte Böhmen an den Feinden Hussens zu rächen. Dieser Edelmann erinnerte sich hier des Auftrags, der den König zu Grunde richtete. Da die Auslieferung der gefangenen Hussiten verweigert und ein Stein aus den Fenstern auf den Priester der Utraquisten geschleudert ward, drang Zizka in die Mauern ein und warf die versammelten Rathsherren von den Fenstern herab in die Spiese, womit sie der wüthende Pöbel auffing. Der Schreck über diese That schien zwar in das Werk des Aufruhrs einen augenblicklichen Stillstand zu bringen, aber den König erdrückte die Angst und ein Schlagfluß endigte seine Tage, deren Hälfte er durch Unmenschlichkeit entweiht hatte. Der Argwohn sprach von Gift, das er empfangen habe. Die Nachricht von diesem Todesfalle weckte den Aufruhr mit furchtbarer Schnelligkeit auf; alle Straßen durchflog er, die Altäre, die Bilder, jeder heilige Schmuck der Kirche stürzte unter seinen Händen zusammen. Die Mönche flohen verscheucht aus ihren Zellen in verborgene Winkel, andere wurden gefesselt in Gefängnisse geworfen. Alle drei Städte Prags wurden von der Empörung fortgerissen; das Karthäuserkloster, das Kloster bei Marienschnee loderten in Feuer auf und der Leichnam des Königs konnte drei Wochen lang keine Grabstätte finden. Selbst seine Gebeine wurden nach einigen Monaten von den Taboriten zer-

streut und kaum fand sich ein Freund, der die königliche Asche sammelte (1419).

Dem Kaiser Sigismund trafen diese Nachrichten und der Hilferuf der verwittweten Königin in Ungarn, wo er sich anstrengte, die Siege der Türken aufzuhalten, die nach dem Tode des asiatischen Eroberers Timur wieder das alte Glück an den Halbmond knüpften. Er war der Erbe der böhmischen Krone nach dem Recht der Geburt und ihr Lehnherr als König Deutschlands. Aber das aufgeregte Land, das den Krieg gegen die katholische Kirche begonnen hatte, die Plünderung der Klöster, die den Pöbel reizte, der Schatten des geopferten Huß, der die wilde Begeisterung weckte und die Erinnerung an die Härte Sigismunds und seine Verschwendungen verschlossen ihm den Weg zum väterlichen Throne und die Gesandtschaft des Churfürsten Friedrich, der alles für den kaiserlichen Freund, wie für seine Länder und Deutschland fürchtete, bot vergebens ihre Unterhandlungen auf. Da Sigismund, antwortete Zizka im Namen der Stände, dem päpstlichen Stuhle die Einführung der Kostnitzer Beschlüsse gelobt habe, so könne er ihr König nicht seyn und man werde der Gewalt zu begegnen wissen, wenn es ihm einfalle, sie anzuwenden. Eben so fruchtlos, wie diese Gesandtschaft des Churfürsten, endigte sich der Landtag Sigismunds zu Brünn, wo böhmische Deputirte erschienen waren. Gleichwohl war es noch Zeit, den Bürgerkrieg zu beschwören, und der Churfürst, der scharfsinnig das Interesse der Kirche, das allein der Papst zu verfechten habe, von dem Interesse des Thronerben unterschied, der es allein mit

seinem weltlichen Recht zu thun habe, rieth ihm, den Weg der Toleranz und der Gnade einzuschlagen, weil es schwerer ist, ein Volk, als eine Armee zu überwältigen, und weil Sigismund alles hatte, nur kein Geld und keine Soldaten. Aber die gute Stunde, die nach der Brünner Versammlung erschien, verscherzte der Kaiser und warf sich in die Arme seines Beichtvaters und des päpstlichen Nuncius, welche die Angelegenheit des Papstes mit der Angelegenheit des böhmischen Erben verschmolzen. Wie er daher auch nach Breslau eilen mochte, um neue Unterhandlungen zu versuchen; jener Fehlgriff riß ihn in den unergründlichen Strudel der Religionsmeinungen. Er ließ einen Bürger als Ketzer verbrennen und riß sich jeden andern Weg in das Königreich, als den der Waffen, nieder. Zizka machte sich zum Meister Prags und hielt ein Heer von 40,000 Mann schlagfertig.

Während sich Sigismund für die Behauptung einer Krone rüstete, für die er keinen Erben hatte, war der Churfürst nicht weniger darauf bedacht, seine Streitkräfte in Achtung zu setzen und seine Grenzen durch Verträge mit den Hansestädten Hamburg und Lübeck gegen Pommern und dessen Verbündete zu decken. Nachdem er mit Chursachsen und Meißen Traktate geschlossen hatte, um sein Land gegen den Angriff Böhmens zu sichern, und hier, wie in Pommern, alle friedlichen Unterhandlungen fruchtlos geblieben waren, setzte er sich gegen Angermünde in Bewegung und zwang die Besatzung der Stadt, sich in die Burg zu werfen. Die Nacht brach ein; der Churfürst besetzte die äußern Posten mit 400 Mann Reiterei

unter Putlitz und ließ auf dem Markte eine Wagenburg errichten, wo er sein Bett aufschlug; die übrigen Truppen lagen in Gasthäusern. Unterdeß hatte der Herzog Kasimir von Pommern ein Korps Polen und den Bischof Magnus von Kamin an sich gezogen und rückte zum Entsatz heran. Die Stunde war günstig; über der Stadt lag eine todte Ruhe. Mit der Loosung: Stettin drängte sich die verbündete Macht durch ein Thor, das noch in den Händen der Pommern war und überströmte drei Straßen, während die Besatzung des Schlosses sich auf die Wagenburg stürzte. Der Augenblick war entscheidend. Friedrich brachte seine Truppen in Ordnung und schickte dem Edlen von Putlitz Befehl, mit der Reiterei in die Stadt einzubrechen. Der Kampf zog sich immer heftiger an der Wagenburg zusammen; Detlev von Schwerin, Peter Trampe, pommersche Anführer, fielen und in dem Moment stürzte die brandenburgische Reiterei dem Feinde in den Rücken und die Burg wurde erobert. Der Herzog von Pommern eilte durch das Thor wieder hinaus und ließ dem Sieger dreihundert Gefangene und drei Fahnen zurück, die in den Kirchen von Berlin und Wilsnack aufgehängt wurden. Die Macht Pommerns war in dieser entscheidenden Nacht gebrochen, Boitzenburg, Zehdenick, Greifenberg, Prenzlau übergaben sich und die Uckermark war wieder erobert, während Lauenburg von Lübeck und Hamburg bedrängt wurde. Auf Vermittlung nachbarlicher Fürsten und des Kaisers, der Friedrichs bedurfte, ward ein Friede zu Perleberg geschlossen, in dem die Uckermark für eine Summe von 5000 Schock böhmischer Gro-

schen an Brandenburg überlassen wurde. Aber während dieses Friedens rüstete sich Pommern mit seinen Bundesfreunden, um ihn brechen zu können, und das Einverständniß dieser Höfe mit Baiern-Ingolstadt brachte die Länder des Churfürsten von allen Seiten in Gefahr. Zu gleicher Zeit rief *Sigismund* um Hilfe und das Breslauer Bündniß, das *Friedrich* mit ihm geschlossen hatte, riß Brandenburg in die Stürme Böhmens. Diese verwickelten Verhältnisse theilten die Macht des Churfürsten, verzögerten überall entscheidende Schläge und die Anstrengungen, die sie ihm kosteten, hielten die Erholung der erschöpften Marken auf.

Unter diesen Umständen war sein Bruder, der Burggraf *Johann*, der das fränkische Land oberhalb des Gebirges besaß, ohne männliche Erben gestorben. Das Fürstenthum fiel an den Churfürsten von Brandenburg und forderte gebieterisch die Gegenwart eines Regenten, der es zu schützen vermöchte. Denn schon hatte *Ludwig* von Baiern-Ingolstadt durch den Arm *Christophs von Leiningen* die Burg Nürnbergs niedergebrannt und Eingriffe in das fränkische Landgericht gewagt. Eine Strafe von 200,000 Mark Goldes, die der Kaiser über ihn verhängte, eine Schuldforderung des Herzogs von 23,000 Mark Goldes, für die sich *Friedrich* verbürgt hatte und die Erklärung des Churfürsten, diese Summe von jener abzuziehen, hatten die Erbitterung unversöhnlich gemacht. Fränkische Dörfer gingen unter den Händen des herzoglichen Sohnes, *Ludwigs des Bucklichen*, in Feuer auf und das Land stand den Verwüstungen offen. Von der Nothwendigkeit in Brandenburg zurückge-

halten, durch einen Vertrag an Sigismund und seine Fahnen gefesselt, die eben nach den böhmischen Gebirgen eilten, sandte der Churfürst seine Gemahlin Elisabeth nach Franken, um das Erbe in Besitz zu nehmen und den Waffen Ingolstadts zu begegnen. Während sie, durch Bündnisse mit ihrem Bruder Heinrich von Landshut, mit dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz, dem Grafen Wilhelm von Henneberg, dem Bischof von Würzburg und mehrern Städten verstärkt, das Glück des Krieges versuchte, und der Kaiser sich zwischen die Partheien warf, um einen Waffenstillstand zu vermitteln, rückte Friedrich den böhmischen Wäldern entgegen, um sich mit dem Heer Sigismunds, Albrechts von Oestreich, des Churfürsten von Sachsen und andern zu vereinigen.

Zizka, der dem Feind die Pforten des Landes ohne Schwertschlag überlassen hatte, erwartete ihn mit 20,000 Mann in seinen Verschanzungen auf dem Berge Witkow, der die Stadt Prag beherrscht. Im Juli lag das kaiserliche Heer an den Mauern; aber der Sturm auf die Neustadt und Altstadt wurde zurückgeschlagen, und jeder Versuch war umsonst, so lange Zizka aus seinem Posten nicht verdrängt wurde. Friedrich übernahm es, ihn herauszutreiben. Die Schanzgräben wurden überstiegen und für die Reiterei ausgefüllt; immer weiter hinauf drang das stürmende Heer, das von dem wüthenden Haufen mit Dreschflegeln empfangen ward. Zizka schien verloren; aber im entscheidenden Augenblick stürzte die Neustadt auf das Nothzeichen eines Priesters auf die Kaiserlichen, die Sigismund selbst unterstützte, und warf sie zu-

rück. Zugleich flog das Geschütz von dem Portzitzschthor herbei und spielte vernichtend in die fliehenden Massen. Der Tag neigte sich und die Böhmen schliefen auf dem Schlachtfelde, das Sigismund nicht hatte erobern können. Muthlos gab er den Angriff auf, und als sein Lager in den Flammen aufging, die der Wind geschäftig nach allen Enden trieb, und welche die Lebensmittel und Werkzeuge verzehrten, beschloß er den Rückzug. Mit allen Leben, die der Feldzug gekostet, mit allen Summen, die er verschlungen hatte, war nichts erobert worden, als die leere Krone, die Sigismund sich aufsetzen ließ. Jetzt war es an den Böhmen, dem Kaiser Bedingungen vorzuschreiben, und wenn sie wenig forderten, wenn sie nur den Kelch, die Vernichtung der weltlichen Hoheit der Priester und Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person verlangten und Sigismund auch dieß Wenige auf die Einflüsterung des päpstlichen Nuncius abschlug; so entzündete er nur die Begeisterung der Böhmen bis zum Fanatismus. Die Festung Wischehrad wurde genommen, der Erzbischof Konrad von Prag trat zu den Hussiten über und der Wille der Nation entschied über den Thron.

Unterdeß hatten den Churfürsten Friedrich Eilboten von seiner Gemahlin mit der Nachricht erreicht, daß daß feste Schloß Schwaben erobert und Freistadt genommen sei, daß Ingolstadt aber jede Bedingung des Friedens ausschlage und seine Ankunft nothwendiger sei, als je. Man wolle übrigens, schrieb sie, einen Brief ihres Gemahls an Churpfalz aufgefangen haben, welcher Verrätherei athme; er habe darin, sage

man, diesen Churfürsten aufgefordert, sich gegen den Kaiser zu erklären und an der Absetzung desselben zu arbeiten, wozu er die Hand biete. Ingolstadt habe dieß dem Kaiser bereits gemeldet und Friedrich habe Ursache, dieser Mine zuvorzukommen. Mochte das Gift dieser Intrigue bei Sigismund wirken oder nicht; ihr Verhältniß fing an, von jener Wärme zu verlieren, die es seit den Tagen von Nikopolis belebt hatte und ging in Spannung über, sobald die Politik es übernahm, ihre Plane zu durchkreuzen. Wie dringend daher auch den Churfürsten die Stimme seiner Gemahlin nach Franken rief; Pommern, das den Waffenstillstand brach und einen neuen schloß, ohne größere Sicherheit zu gewähren, und die Wendung der Ereignisse in Böhmen fesselten ihn an die Marken.

Kaum hatte die geschlagene Armee des Kaisers die böhmischen Wälder erreicht, als wieder die Schrecken des Bürgerkriegs aufwachten. Ohne Hoffnung, die wilde Gährung stillen zu können, von streitenden Meinungen zerrissen und nur im Haß und im Widerstand gegen das Haus Luxemburg vereinigt, warf Prag das Auge auf Polen und bot dem König Wladislav Jagello die böhmische Krone an. Sigismund, dem diese Wendung alles kosten konnte, eilte den Churfürsten davon zu benachrichtigen und stieß hier auf Plane, welche den seinigen entgegenliefen. Nicht ohne Absicht hatte Friedrich freundschaftliche Verhältnisse mit jenem König angeknüpft, der ihm auf halbem Wege entgegen gekommen war. Bei dem Mangel an männlichen Erben dieses Fürsten setzte nichts geringeres die Triebfedern der churfürstlichen Politik in Bewegung,

als die Aussicht auf den polnischen Thron für seinen zweiten Sohn Friedrich und er begegnete sich mit dem König Wladislav zum zweiten Mal auf gleichem Vortheil. Die Unterhandlungen wegen der Vermählung der polnischen Prinzessin Hedwig mit dem Sohne Friedrichs wurden eingeleitet und der steigende Einfluß Brandenburgs auf die Politik Polens dem Kaiser als das einzige Mittel angegeben, um den König zur Ablehnung der böhmischen Krone zu bewegen. Aber diese Berechnung war ungewiß, und wenn sie täuschte, wie sie es konnte, so war ein Bundesfreund mehr von dem kaiserlichen Interesse abgerissen, Böhmen war nur um so stärker geworden und im mindest schlimmen Fall mußten die Waffen Friedrichs für das Haus Luxemburg ruhen. Sigismund drückte daher seinen ganzen Widerwillen gegen diese Vermählung aus und überhäufte den König Wladislav mit Eröffnungen, um ihn für sich zu gewinnen und um jeden Preis den Thron Böhmens unbesetzt zu halten. Er trug ihm seine Tochter Elisabeth mit den Aussichten auf die Kronen Ungarns und Böhmens an und wenn er es vorzöge, sein Schwager, als sein Eidam zu seyn, bot er ihm die Hand der Königin Sophia, der Wittwe Wenzels, 200,000 Ducaten und Schlesien als Mitgift an. Aber wie schimmernd auch diese Versprechungen seyn mochten, die Unterhandlung mit Brandenburg überbot jeden andern Vortheil, und schon im Frühling des Jahres 1421 begab sich der Churfürst nach Krakau, um den Vermählungsvertrag abzuschließen, nach welchem die Krone Polen und das Großherzogthum Lithauen dem Markgrafen Fried-

rich versichert wurden. Dieser Prinz ging im folgenden Jahr an den Hof nach Krakau ab, um auf dem neuen Boden heimisch zu werden und der Churfürst schlug den Rückweg durch die Mark, die er durch neue Bündnisse schützte, nach Franken ein, wo er sich huldigen ließ und seinen Gegner zum Waffenstillstand nöthigte.

Mit dem Pakt, den Friedrich mit Polen geschlossen hatte, war das alte Band des Vertrauens zwischen ihm und seinem kaiserlichen Freunde zerrissen, und wer weiß, ob nicht das Ohr Sigismunds für die Einflüsterungen Ingolstadts empfänglicher war, als sonst. Um sich zur rechten Zeit die Beherrschung des Zufalls vorzubehalten, die sich zwischen die Absichten des kaiserlichen und päpstlichen Hofes und den Haß der Hussiten werfen konnten, schlug zwar Wladislav die böhmische Krone aus, und der Churfürst hatte nicht geringen Antheil an diesem Entschluß; aber der König schickte den Partheien seinen Neffen, den Herzog Sigismund Koribut Withawdi, zu, um den Thron zu besteigen, und damit hatte sich die Politik Polens für das Interesse Böhmens entschieden. Es war daher nicht mehr jener Friedrich, in dem die Plane Sigismunds immer einen warmen Anhänger gefunden hatten, es war ein Fürst, der sein Verhältniß zu Polen in Anschlag bringen mußte, dessen Arm für die Absichten des luxemburgischen Hauses gelähmt war und der dieß eben so theuer bezahlte, als Sigismund selbst. Der Kaiser, der diese Verbindung durch seine Unterhandlung nicht hindern konnte, suchte an ihrer Auflösung auf einem andern Wege zu arbei-

ten, und als er, wie der Papst, das deutsche Reich unter die Waffen brachte, hatte die Achtung für die kriegerischen Talente Friedrichs den geringsten Antheil an dem Entschluß, ihm den obersten Befehl zu übertragen.

Der Churfürst, der seine Stellung auf die Spitze getrieben sah, suchte den König von Polen gegen Böhmen zu erkälten, und weigerte sich, das Kommando der Reichsarmee anzunehmen. Aber Wladislav fing kaiserliche und päpstliche Briefe an die Kreuzherren auf, welche diese Ritter zum Bruch des Waffenstillstandes mit Polen bewegen sollten. Die Erbitterung stieg und Koribut eilte mit einem Heer nach Prag, um sich krönen zu lassen. Um sich der Insignien zu versichern, belagerte er mit 24,000 Mann die Festung Karlstein, wo man sie suchte. An diesem Platz hing das halbe Königreich und Sigismund rief auf dem Reichstag zu Nürnberg alle Länder auf, um ihn zu retten. Der Churfürst, der keinen Ausweg fand, Polen aus dem Interesse Böhmens zu ziehen und das Kommandoschwert des deutschen Heeres abzulehnen, suchte sich durch die Bedingung zu decken, daß ihm Macht gegeben werde, mit den Böhmen über den Frieden zu unterhandeln und mit den Waffen zugleich das Wort der Gnade in das bewegte Land zu tragen. Die Stände warfen freigebig Versprechungen hin und ein Heer von 40,000 Mann hoffte man über die böhmischen Gebirge zu führen, aber der Feldzug war noch nicht eröffnet, als er schon entschieden war. Denn ein Hilfskorps nach dem andern blieb aus; in demselben Grade, wie mit der Gefahr der Muth der Böhmen

stieg, fiel er unter den Deutschen, und die träge Reichsmacht bewegte sich ohne moralischen Hebel fort. Es war bereits spät im Herbst, als Friedrich Saatz einschloß und durch die Bedrohung Prags die Böhmen zwang, die Belagerung von Karlstein aufzuheben. Aber ohne Wärme für eine Unternehmung, die seine Stellung gegen Polen bedrohte, mit einem Heer, das weder von Begeisterung gehoben, noch durch Einheit des Interesses stark war, zu einer Jahreszeit, die einen Rückzug in Gefahr brachte, war der Churfürst bereits entschlossen, den Feldzug zu endigen, als er die Nachricht vom Tode des Churfürsten Albrechts von Sachsen-Wittenberg erhielt, die ihn eilig zurückrief. Die Reichsarmee löste sich auf und ging heim.

Albrecht III., der letzte sächsische Churfürst aus dem ascanischen Hause, hinterließ keinen männlichen Erben und viele Prätendenten. Sachsen-Lauenburg und Anhalt, beide mit Wittenberg aus gemeinsamem Blut entsprossen, hatten Rechte, die, wie es schien, nicht angetastet werden konnten, und der Herzog Erich machte sie mit allen Beweisen geltend, nur mit dem einzigen der Waffen nicht, der den Kaiser hätte überzeugen können. Braunschweig-Lüneburg, dem es um die Chur, nicht um das Land zu thun war, stützte seine Ansprüche besonders auf eine Erbverbrüderung mit Sachsen vom Jahr 1389 und verständigte sich bald mit dem Churfürsten von Brandenburg, dem an dem Lande, nicht an der Chur gelegen war. Churpfalz suchte um die Belehnung nach, und besaß noch weniger Recht; aber ehe diese Prätendenten Zeit hatten, ihre Beweise aus den Archiven zu holen, hatte Friedrich schon

Wittenberg und das Land besetzt, und die Unterthanen durch den Eid an sich gebunden. Der Bischof von Brandenburg, Johann von Waldau, suchte aus dem Dunkel der Geschichte die Erklärung der churfürstlichen Rechte, und der Boden, um den es sich handelte, wurde als ein abgerissenes Stück der Mark Brandenburg betrachtet, das durch die Theilung Albrechts des Bärs in die Hände einer Seitenlinie übergegangen sei; überdieß habe Brandenburg (1252) eine Anwartschaft auf Sachsen erhalten und der Kaiser Karl IV. diese Verträge bestätigt. Aber Friedrich bedurfte einer Beweisführung nicht, die von den Rechten Lauenburgs aufgewogen wurde. Sein Sohn Johann hatte sich mit der Nichte des letzten Churfürsten vermählt und eine Verschreibung des Landes Wittenberg als Unterpfand der Mitgift erhalten, die noch nicht abgetragen war; Gründe genug, um sich bezahlt zu machen. Aber am kaiserlichen Hofe, dem er sie eröffnen ließ, war Friedrich eben so schnell in der Gunst gefallen, als Meißen gestiegen war, und der Ausgang des letzten Feldzugs, so wenig er ihm allein anzurechnen stand, war nicht geeignet, sie ihm zurückzugeben. Der Markgraf Friedrich der Streitbare hatte die Unternehmungen Sigismunds mit bedeutenden Summen und mit den Waffen unterstützt und für diese Dienste bereits im Jahr 1420 die Anwartschaft auf Chursachsen erhalten. Derselbe Weg also, auf dem das Haus Hohenzollern auf den brandenburgischen Boden versetzt worden war, führte das Meißnische zu dem Churhut Sachsens und in dem Maaße, wie Sigismund Gründe hatte, Meißen für

seine eigene Angelegenheit zu verstärken, besaß er sie, die Vergrößerung Brandenburgs zu verhindern. Dieser Zufall kostete Ascanien in Lauenburg und Anhalt zum zweiten Mal seine Hoffnungen, und wie es auch seine Stimme um Gerechtigkeit erhob, dieser zweite Churhut entfiel seinen Händen, wie der erste. Friedrich, dem jetzt nur die Wahl blieb, seine Truppen zurückzuziehen, oder mit dem Kaiser und Meißen völlig zu brechen, hielt einen Kampf um einige Meilen Landes nicht für räthlich, der bei dem brennbaren Stoff der politischen Dinge diese kleine Angelegenheit mit der großen Frage des Jahrhunderts verschmelzen und das Zeichen zu einem allgemeinen Krieg geben konnte. Er trat demnach mit einer Summe von 28,000 Mark Silbers, womit Meißen seine Ansprüche bezahlte, und mit einem Vertrage ab, daß er in die Erbverbrüderung Sachsens und Hessens aufgenommen werden sollte (1423). Es war Zeit, sich mit Meißen zu verständigen, denn die Hebel, die für den Fall eines Bruches gegen ihn gerichtet standen, waren schon so sicher in Bewegung gebracht worden, daß selbst die friedliche Vermittlung sie nicht wieder in Ruhe setzte.

Sigismund, der Ursache hatte, mehr dem Glück der Unterhandlungen, als der Waffen zu vertrauen, hatte sich mit dem König von Dänemark auf gegenseitigem Bedürfniß getroffen. Dieser brauchte den Kaiser gegen Hamburg und Holstein, der Kaiser ihn gegen Brandenburg und Böhmen. Mit diesem Bundesfreunde, der ihm gegen die Hussiten Hilfe leisten wollte, wenn sie Sigismund bezahlte, warf er sich zu Luboczà zwischen Wladislav und Friedrich, und

machte den polnischen König wankend. Der Vermählungsvertrag wurde angetastet, der Däne bot die Hand eines Vetters, Bogislav von (Hinter-) Pommern, für die jugendliche Hedwig und das Land desselben zur Vereinigung mit Polen an. Um einen Vorwand, das Wort zurückzunehmen, war man nicht verlegen. Zwar scheiterte auch dieser Versuch an der Meinung des Papstes und des Großherzogs Withold von Lithauen; aber die Erbitterung des Kaisers gegen den Churfürsten von Brandenburg stieg nur um so höher, und sein Entschluß wurde laut, die Erinnerung an die Tage ihrer Jugend zu vergessen und die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Ingolstadt, das die Zunge in der Wage des kaiserlichen Gerichts auf seine Seite schwanken sah und sich mit Sigismund gegen Brandenburg in gleichem Vortheil traf, nährte den alten Haß und fand neuen Stoff für ihn, als einige niederländische Grafschaften an das Haus Baiern fielen und die Churfürstin von Brandenburg in den Zwist verwickelt ward. Wie geneigt auch Friedrich war, den Zwiespalt mit Ingolstadt durch das kaiserliche Hofgericht und durch Unterhandlungen zu schlichten; dieser Hof, der das erstere für sich gewonnen sah, lehnte die letztern ab und der kleine Krieg zwischen Vasallen und Vasallen, Unterthan und Unterthan wurde fortgesetzt.

Diese Verhältnisse riefen den Churfürsten wieder nach Franken ab, nachdem er seinen ältesten Sohn Johann zum Statthalter der Mark erklärt hatte. Aber hinter ihm warteten Pommern und Mecklenburg schon auf eine günstige Stunde, um noch einmal die Waffen für die Uckermark und Priegnitz zu versuchen.

Denn von Sigismund, der dem Churfürsten den Besitz des erstern Landes zu einer Zeit verbürgt hatte, wo ihn noch alle Rücksichten der Politik und der Freundschaft an Friedrich fesselten, stand jetzt für die Angreifenden nichts mehr zu befürchten. Mecklenburg sah überdieß durch den Tod des Herzogs Albrecht, welcher den letzten Frieden durch eine Vermählung mit der brandenburgischen Prinzessin Margaretha besiegelt hatte, jedes Band des Blutes mit dem churfürstlichen Hause wieder zerrissen. Es verweigerte der jugendlichen Wittwe das Recht ihres verschriebenen Erbes, weil das Beilager noch nicht vollzogen wäre, und forderte die Entlassung des gefangenen Herzogs Johann III. von Stargard. Ein Vasallenzwist gab die Loosung. Die pommerschen Fürsten drangen in die Uckermark ein und überraschten Prenzlau mit Hilfe des Verraths. Während der Markgraf Johann, der Sohn Friedrichs, nach Vierraden hinflog, um diese Stadt zu retten, überfiel Mecklenburg die Priegnitz und vereinigte sich mit den Fürsten Christoph und Wilhelm von Wenden. Johann suchte sie und traf sich mit ihnen auf den Feldern bei Pritzwalk, wo Christoph fiel und nach hartnäckigem Kampfe ein Mecklenburger mit vierzig Mann das Zeichen zur Flucht gab. Siebenhundert Packwagen fielen dem Sieger in die Hände und das bedrohte Mecklenburg, das unter der vormundschaftlichen Regierung Katharina's von Sachsen-Lauenburg stand, bot den Frieden an, indem es auf die Priegnitz Verzicht leistete. Dieser Tag verschaffte dem Churprinzen Johann Zeit, an die Uckermark zu denken, wo er mit

den Bürgern von Prenzlau ein Verständniß anzuknüpfen gewußt hatte. Durch das Uckerthor, das ihm geöffnet wurde, drang er bei Nacht in die Mauern ein und drückte die pommersche Besatzung durch Schnelligkeit und Waffen in ein Thor, wo sie jedem Angriff widerstand. Aber ehe ihre Fürsten noch zu Hilfe eilen konnten, zündeten die Bürger zusammengehäuftes Stroh und grünes Holz unter der Warte an und zwangen sie durch erstickenden Dampf und Hunger zur Uebergabe. Um nicht mehr zu verlieren, als einen Landstrich mit zweifelhaftem Recht, und von dem Churfürsten durch ein Bündniß mit Chursachsen, Braunschweig, Anhalt und Magdeburg in Gefahr gebracht, entschloß sich auch Pommern zu Unterhandlungen, die zu Neustadt-Eberswalde eingeleitet wurden und zum Frieden führten. Der Herzog Johann III. von Stargard erhielt gegen ein Lösegeld von 3000 rheinischen Gulden seine Freiheit und erkannte die Lehnsherrschaft Brandenburgs an. Pommern aber verzichtete auf die Uckermark, so wie der Churfürst auf Greifenberg. Durch Verlobungen, das einfache Band, mit dem die Politik zur Natur sich herabläßt, suchte Brandenburg mit beiden Ländern die alte Saat der Zwietracht und des Hasses zu ersticken (1427).

Der Abschluß dieser Verträge, an denen die Unterhändler lange vergebens gearbeitet hatten, wurde durch die wachsende Noth beschleunigt, welche Deutschland von den böhmischen Gebirgen her bedrohte, und eben sie war es, die den Kaiser wieder in die Arme Friedrichs führte. So unvereinbar auch die Wege Sigismunds und Zizka's aus einander liefen, so-

weit auch die römische Kirche und ohnmächtiger Hochmuth von einer Seite, von der andern Religionsfreiheit und Siegertrotz sie beide schied; in einem Plane begegneten sie sich, und dieser Plan war gegen den lithauischen Fürsten Sigismund Koribut gerichtet. Zizka, wie Sigismund, erklärten sich unversöhnlich gegen ihn, und war es so schwer, daß beide sich auf der Hälfte des Weges in Unterhandlungen entgegenkamen, da ihre Anstrengungen einem gemeinsamen Ziele galten? Dieser einzige Berührungspunkt auf ihrem ganzen Wege machte den blinden Zizka für die Anträge der kaiserlichen Vermittler empfänglich und Sigismund ging gleichen Schrittes, wie die Hoffnung Koributs fiel, dem hohenzollernschen Freunde wieder näher, der die Vermittlung übernahm. Zwar verfiel mit Zizka, den die Pest mitten aus seinen Siegen riß (1424), noch einmal der Weg, der den Kaiser nach Böhmen führen konnte; aber auch Koribut hatte nichts gewonnen, und die Krone, die ihn in den Wirbel eines Bürgerkrieges gezogen hatte, verschwand für ihn immer weiter in die Ferne. Das Glück dieses Nebenbuhlers hatte den Kaiser von Friedrich getrennt, sein Unglück vereinigte sie wieder.

Zizka soll in seinem letzten Willen verfügt haben, daß seine Haut über eine Trommel gezogen werde, um mit ihrem Klang den Feind zu vernichten; aber es bedurfte dieses Vermächtnisses nicht. Procopius, der das priesterliche Gewand mit dem Schwerte vertauschte, und von jenem den Beinamen des Geschorenen (Rasus) erhielt, erbte seine Talente, seinen Muth und sein Glück. In Partheien unter verschie-

dene Namen gespaltet, und von Religionsmeinungen zerrissen, wäre Böhmen den Waffen Sigismunds unterlegen, wenn sein Interesse das Interesse Deutschlands gewesen wäre; aber die schleichenden Unterhandlungen, womit er die Reichsstände zusammenrufen mußte, die Schwierigkeit, die Zusammengerufenen in einem Entschluß zu vereinigen; die Langsamkeit, womit die Vereinigten ihre Hilfe schickten, ließen den Böhmen Zeit, an gemeinschaftliche Vertheidigung zu denken. Zum zweiten Mal erhielt zwar Sigismund Gelegenheit, das Haupt des Aufruhrs durch Anerbietungen zu bestechen, aber zum zweiten Mal ließ er sie entfliehen, weil ihm Procopius, ob Freund oder Feind, gleich furchtbar war. Seitdem ergriff dieser Held, durch geübte Heere, durch strategische Kunst und Einheit des Willens überlegen, den Vortheil des Angriffs und trug den Krieg in benachbarte Länder. Der Schwiegersohn des Kaisers, Albrecht von Oestreich, wurde bei Switel in Mähren geschlagen, und nach der schweren Niederlage der Sachsen bei Außig (1426) stand den Hussiten der Weg in das Innere Deutschlands offen.

Die Nachricht von dem Ausgange dieser Schlacht traf das versammelte Reich in Nürnberg, wo man noch über die Mittel berathschlagte, eine liefern zu können. Der päpstliche Nuncius, der Bischof von Winchester, verkündigte das Kreuz gegen Böhmen und räumte den Fürsten auf ein Jahr den Zehnten der geistlichen Güter ein, um ihre Waffen zu bezahlen. Rom focht für seinen Glauben, Deutschland für seine Sicherheit, Sigismund für beides und für seine

böhmische Krone. Zum ersten Mal schlug ein Gedanke in den Häuptern aller und der Tag bei Außig hatte mehr gethan, als der Kaiser sein ganzes Leben hindurch hatte bewirken können. Alle Zwiste waren vergessen und die Rüstungen drohten Böhmen zu verschlingen. Aber im entscheidenden Moment kühlte sich die Begeisterung ab, der eigene kleine Vortheil fing hier und da wieder an das Wort zu nehmen und ein Glied nach dem andern schickte Rechtfertigungen seines Bedenkens, statt Truppen. In drei Abtheilungen, die Sachsen unter ihrem Churfürsten, die Rheinländer unter dem Churfürsten von Trier und die Franken, Brandenburger und Thüringer unter dem Churfürsten Friedrich von Brandenburg, rückte endlich das Heer am Tage Petri und Pauli 1427 in die böhmischen Grenzen ein und schob bald die sächsischen Truppen ohne Widerstand bis Mieß, einem Städtchen, vor, das sie zur Uebergabe aufforderten. Aber hier nach einem hartnäckigen Gefecht von dem Feind zurückgedrängt, warfen sich die Sachsen wieder in die böhmischen Wälder und wurden bei Tachau erreicht, da jeder Rückweg durch das Gebirg verhauen war. Die Schlacht war nicht abzulehnen; aber sie vernichtete mit 12,000 Mann, die auf dem Platze blieben, alle jene prahlerischen Hoffnungen des Reiches und verbreitete Schrecken unter den Rest. Um durch das vereinigte böhmische Heer, in dem nur eine Seele zu leben schien und das tollkühn die Gefahr verachtete, nicht von jedem Rückzug abgeschnitten zu werden, stürzte sich die deutsche Armee in wilder Flucht durch die Berge und rettete sich nach Franken. Mit diesem Heer war jede

Mauer gegen Böhmen zusammengefallen und in wilder Raserei streckte der Hussite seinen ehernen Arm über Schlesien und Meißen, daß der Schrecken durch Deutschland zitterte und der Unterthan sich nach Westen flüchtete. Mit dem Schwerte in der Hand hätte der Böhme dem Kaiser und der römischen Kirche den Frieden dictiren können, wenn er im Glück eben so einig gewesen wäre, als in der Gefahr. Aber er kehrte den Stahl gegen sich selbst und wies den Bestechungen einen Weg in seine Berge.

Sigismund, den seine Verluste nicht demüthigen konnten, wäre eine sittlich starke Erscheinung, wenn die Würde, die ihn verhinderte, sich von seinen eigenen Unterthanen Zugeständnisse abtrotzen zu lassen, eben so gewiß aus seinem Charakter geflossen wäre, als sie ein Kind der Schwäche gegen seinen Beichtvater war. Wie auch der Churfürst von Brandenburg ihn erinnern mochte, daß es Zeit sei, sein Interesse von dem Interesse der Kirche zu scheiden und erst die Meinung und den Thron für sich, dann die Gemüther für Rom zu gewinnen; mitten in seinen Niederlagen verscherzte er dennoch die Gunst des Glückes, das ihn zum Sieger machen wollte. Koribut war von den Böhmen gefangen gesetzt und das Königreich auf immer für ihn verloren; Procopius Rasus, der Zerrüttungen müde und mit einer zweiten Rolle, aber nur mit der zweiten zufrieden, näherte sich dem Kaiser. Die meisten Stände Böhmens, durch das Glück ihrer Waffen nicht aufgebläht und durch hoffnungslose Zerrüttung für die Vorschläge eines Vergleichs empfänglich geworden, boten gegen den Preis der vier Prager Artikel

die Unterwerfung an und standen durch die Bemühung des Churfürsten von Brandenburg zu Kuttenberg auf dem Punkte, die Wohlthat des Friedens zu erhalten und zu gewähren (1428). Aber Sigismund verweigerte dem Procopius, was er dem Zizka hatte bewilligen wollen, lehnte das Gesuch der Stände um die vier Artikel ab, zwang dadurch die Böhmen wieder zu der gefahrvollen Vereinigung und setzte das Schicksal der Länder auf das Spiel. Verzweiflungsvoll von jedem Mittel abgeschnitten, einen theuer bezahlten Glauben auf friedlichem Wege zu sichern, hatten sie nur die Wahl, ihn aufzugeben, oder ihn mit den Waffen zu erfechten.

Heftiger, als zuvor von der wilden Glut der Rache getrieben, stürzten die Hussiten wieder in die nachbarlichen Länder hinein. Die Lausitz erlag und an der Verstümmlung der Mönche und Priester sättigte sich der wilde Slave. Meißen sah seine Städte und Dörfer in Flammen aufgehen, seine Erde vom Blute der Unterthanen gefärbt und den Hussiten ein Gericht der Unmenschlichkeit halten. In dieser Noth eilte der Churfürst Friedrich dem bedrängten Sachsen zu Hilfe und rettete, was noch zu retten stand. Dresden, Wittenberg und Oschatz wurden besetzt und die zerstreuten Haufen der Taboriten zurückgedrängt. Die Grenzen Brandenburgs waren dadurch zwar gedeckt; aber zu gleicher Zeit standen Franken und das Voigtland, Schlesien, Oestreich und Baiern überschwemmt, und Sigismund, der sich in seine ungarischen Grenzen eingeschlossen hatte, schickte vergebens seine Gesandten nach Deutschland, um die muthlosen Glieder zur Vertheidi-

gung zu vereinigen. Was der König Konrad einst den Hunnen bewilligt hatte, dazu mußten sich die deutschen Fürsten jetzt an die Böhmen verstehen und kauften mit schweren Summen den wilden Eroberern das Glück ab, nicht geplündert zu werden. Friedrich selbst begab sich unter dem Schutze des böhmischen Soldaten in das feindliche Lager und erhandelte sich mit dem Herzog Johann von Baiern und der Stadt Nürnberg für eine Brandsteuer von 13,000 Gulden die Schonung der Länder. Ueberall wurden Abgaben ausgeschrieben und in der Mark unter dem Namen der Ketzergroschen erhoben. Friedrich besetzte Leipzig, um den brennenden Strom der Verwüstung, der sich nach Westen wälzte, aufzuhalten und zwang die Horden, sich nach Grimma zurückzuziehen, das sie anzündeten. Unterdeß schickte der Papst, für den sich Sigismund opferte, seine Bullen nach Deutschland, um die unwiderstehlichen Sieger mit seinen Flüchen zurückzuscheuchen, was alle Länder mit den Waffen nicht vermochten (1430).

Die schlimme Seite der Verfassung Deutschlands hat sich niemals offenbarer gezeigt, als in den Stunden der Noth und einem Feind gegenüber, der das Glück durch Schnelligkeit erhascht. Daher ist dieses Reich nie so mächtig gewesen, als sein Titel gelautet hat. Mitten in dem allgemeinen Unglück hatten weder die Fürsten noch ihre Vasallen ihre Zwiste aufgegeben und in allen Gegenden sah man kleine Kriege führen. Die von der Gefahr entlegenen Stände waren lau, die von ihr ergriffenen standen ohnmächtig. Bei den schlechten Finanzeinrichtungen der Höfe waren die Kassen erschöpft

oder einem unberechneten Unfall nicht gewachsen. Die Einnahmen von den geistlichen Gütern, die der Papst bewilligt hatte, flossen träg und geschmälert in den öffentlichen Schatz; viele Kirchen waren zerstört, ihre Länder verwüstet, und der Unterthan suchte, ausgeplündert, Unterstützung bei seinem Herrn, statt ihm zu helfen. Rom forderte zu Kriegen auf, aber immer vergaß es, dazu Geld zu senden, und fand weder im Glauben noch in der Politik der Fürsten jene Stütze mehr, die es allmächtig gemacht hatte. Man lasse die Schriftverständigen über die Artikel disputiren, meinte Friedrich in einem Schreiben an Martin V., welche die Böhmen wollen, mit den Waffen sei es nicht gethan. Aber der Papst schickte den Kardinal Julian nach Deutschland, um das Reich noch einmal gegen die Böhmen zu bewaffnen, und auch Sigismunden rief endlich die Stimme der Nothwendigkeit aus seinem Ungarn zurück, um durch einen Reichstag zu Nürnberg dem Unglück zu steuern. Jener forderte von den Böhmen, die stets im Innern zerrüttet, noch einmal zum Frieden geneigt waren, unbedingte Unterwerfung unter die Satzungen der römischen Kirche und machte nochmals alle Versuche scheitern. Der Kaiser, dem die Erfahrung beinahe abgelockt hätte, was sein Stolz nicht bewilligen wollte, fand die Declamationen Julians von schwererm Gewicht, als die Warnungen Friedrichs von Brandenburg. Noch einmal ward der Krieg beschlossen und ein Verzeichniß über die Beiträge entworfen, die jeder Stand Deutschlands zu entrichten habe. Dieß war der Grundstein zur Reichsmatrikel und der erste Entwurf zur Ab-

theilung in Kreise. Diese Anzahl streitbarer Männer, welche ein Reichsglied zu stellen hatte, nannte der päpstliche Nuncius in seiner lateinischen Sprache Contingent *), und er hat die Ehre, der Schöpfer dieses Ausdrucks zu seyn. Der Churfürst von Brandenburg machte sich für die Mark zur Stellung von 700 Pferden verbindlich und versprach überdieß zwei Haubitzen, eine große und zwanzig andere Handbüchsen, vier Tarrasbüchsen, 200 Feuerpfeile, 10,000 Pfeile, 200 Hakenschützen, und eine Anzahl Lanzenknechte. Zum zweiten Mal erhielt er den Oberbefehl über das Reichsheer und begab sich von Kadolzburg, wo er sich aufhielt, nach Nürnberg, um die Zeichen dieser Würde, das Schwert und die Fahne zu empfangen. In diesen gewitterbangen Augenblicken gebot der Kaiser Friede durch das Reich und reiste mit dem Churfürsten von Brandenburg nach Eger, um noch einmal den Weg der Unterhandlung mit Böhmen zu versuchen. Aber sie kam zu spät und die Bewegung begann.

In der Oberpfalz zog sich nach böhmischen Berichten ein Heer von 130,000 Mann zusammen, und der Kardinal Julian übernahm selbst das Kommando eines Korps, mit dem er sich nach Töplitz hin in Marsch setzte, um sich mit dem Herzog Albrecht von Oestreich zu vereinigen. Während dieser Geistliche alles Land zur Einöde machte, rückte der Churfürst Friedrich, den seine Prinzen Friedrich und Albrecht begleiteten, langsam in die böhmischen Gebirge. Die Hussiten, durch polnische Reiterei verstärkt und in lan-

*) Numerum contingentem.

gen Kämpfen geübt, ließen dem Kardinal nicht Zeit, seine Vereinigung mit dem Oestreicher zu bewirken und stürzten mit überlegener Macht auf den Herzog Albrecht, der dadurch zum Rückzug gezwungen wurde. Von der Seite Oestreichs gedeckt, zog das böhmische Heer dem deutschen entgegen und stand ihm am 14. August (1431) bei Riesenberg gegenüber. Aber der Schrecken war vor ihm hergegangen und wie auch Friedrich, der Kardinal und der Churfürst von Cöln die Entmuthigten zu entflammen suchten: wie von den Blitzen des Himmels niedergeschmettert schien das Leben in allen Pulsen zu stocken. Keine Ordnung war herzustellen, und ehe noch ein Schwertschlag geschehen war, warf sich, wer konnte, auf den Heimweg zurück. Die Böhmen, die durch den Schrecken ihres Namens das Heer geschlagen hatten, jagten den Fliehenden nach und verbreiteten den Tod. Alles Geräthe, 150 schwere Feldstücke, fielen in ihre Hände. Der Kardinal hatte nicht Zeit, seine Wagen zu retten und verlor seinen Hut, seine heiligen Geräthe mit Kreuz und Glocke und die päpstliche Bulle, worin der römische Stuhl den Kreuzzug gegen Böhmen verkündigt hatte. Erst in Nürnberg fanden sich die Fürsten wieder zusammen und Friedrich gab auf die Frage des Kardinals, was nun zu thun sei, zur Antwort, nichts, als Friede zu schließen, denn nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes stehe Böhmen nicht mehr zu besiegen.

Unterdeß hatte der Papst Martin V. durch die Kirchenversammlungen zu Pavia und Siena die Hoffnungen des christlichen Europa's hinzuhalten gewußt

und durch die Stimme der Völker gedrängt, ein neues Concilium nach Basel ausgeschrieben, um nichts besseres zu bewirken. Seit der großen Spaltung des päpstlichen Stuhls und den Tagen von Kostnitz hatte sich im Schoos seiner eigenen Kirche der Zweifel an seiner unbedingten Hoheit geregt und die Frage aufgeworfen, ob er größer sei als die Concilien. Sprach die Antwort — und das Jahrhundert hatte sie schon gegeben — gegen den römischen Stuhl, so war es um seine Allmacht geschehen und die Erinnerungen an die unermeßliche Ausdehnung seiner Gewalt mußten vergessen werden. Diese Frage hatte die Versammlungen zu Pavia und Siena aus einander getrieben und Eugen IV., der Nachfolger Martins, mußte dieselbe gefährliche Entscheidung wagen, wenn es ihm nicht gelang, auch das Baseler Concilium zu verhindern. Wie daher auch der Kaiser und die Fürsten ihre Hoffnungen an diese Versammlung knüpften, wie auch Deutschland und die dringende Noth eine Versöhnung mit Böhmen forderten, wie auch die Glieder der Kirche in Basel erschienen und die Hussiten eingeladen wurden, Abgeordnete zur Schlichtung des Religionskampfes zu senden; Eugen war dennoch nicht zur Einwilligung zu bewegen, und suchte das Concilium in seine Gewalt zu spielen. Sigismund wie die Böhmen sahen die Folgen kommen. Er zog nach Italien, um unter dem Vorwand der Krönung den Papst zu zwingen, die Untersuchung der Kirche über die böhmische Frage zu führen; sie rüsteten sich, um dieser Verhandlung nicht zu bedürfen. Denn wie sie auch ausfallen mochte, mit Eugen stand für sie kein

Vergleich zu erwarten. Dem Kaiser warf er Florenz und Venedig in den Weg; den Böhmen lagen die Länder offen.

Unter diesen Umständen drangen die Heere unter dem Kommando des Procopius Rasus, Wilhelm Kostka und Zwitzky von Swoyssin in Franken und in das Voigtland, in die Lausitz, Meißen und Brandenburg ein und übten das furchtbare Amt der Vergeltung aus. Denn endlich fordert es die Wahrheit zu gestehen, daß die ausländischen Federn in ihren Berichten nicht ganz von reinen Absichten geführt worden sind, daß es von böhmischer Seite nur die Nothwehr war, die den Kampf auf feindlichen Boden versetzte, und daß, wenn Unmenschlichkeiten begangen wurden, ihre Gegner sich auf böhmischer Erde zuerst damit befleckt hatten. Die Bewegung nach Brandenburg geschah der Oder entlang, und es war ein Glück für das Land, daß der Churfürst mehrere Städte in Vertheidigungsstand hatte setzen lassen. Procopius, welcher Frankfurt belagerte, ließ die Gubensche Vorstadt in Brand stecken, um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, aber umsonst. Zum zweiten Mal begann er den Sturm, nachdem er Verstärkung an sich gezogen hatte, und zum zweiten Mal ward er abgeschlagen. Ohne Absicht, einen langwierigen Krieg vor den Festungen zu führen und dadurch dem Feinde Zeit zu lassen, seine Streitkräfte zusammenzuziehen, gab er Frankfurt auf und überfiel Lebus, das er der Plünderung überließ, und wo er die Kirche und das Schloß niederriß. Landsberg, Straußberg und Münchberg, deren Bürger meistens nach Berlin und Frankfurt geflohen waren, wur-

den durch Feuer verwüstet, die Dörfer in Asche verwandelt und Bernau belagert. Der jüngere Sohn des Churfürsten, Friedrich, eilte endlich zu Hilfe und rettete die Stadt. Während Baireuth und Kulmbach nicht weniger die Hand der Verwüstung fühlten, zogen sich die Taboriten aus Brandenburg zurück, und hatten erreicht, was sie gewollt. Denn der Churfürst, der seine Länder fruchtlos dem Interesse Sigismunds und des römischen Stuhles geopfert sah, knüpfte mit den Feinden Unterhandlungen über einen Separatfrieden an und erklärte dem Kardinal Julian, daß er nicht gesonnen sei, seine Unterthanen für eine Sache preiszugeben, für die das Reich nichts thue.

Aber durch diesen Schritt, welcher Nachahmer fand, mußten die Hoffnung und der Vortheil der römischen Kirche, wie Sigismunds, unersetzlich verloren gehen und diese beiden allein dem unsiegbaren Böhmen gegenüber gestellt werden. Alles wollte der Kardinal Julian, nur das einzige nicht, und sendete Eilboten an den Kaiser, um es zu verhindern. Das Concilium, das seine bedenkliche Lage erkannte, warf sich zwischen den Churfürsten und die Böhmen und nun erst, als man von der äußersten Gefahr gepreßt wurde, als man ungeheure Opfer umsonst gebracht und die Ehre des deutschen Heeres dem Spott preisgegeben hatte, nun erst entschloß man sich, den hochmüthigen Ton gegen die Böhmen herabzustimmen und sie als Nation zu behandeln. Zu Eger, wohin sich Abgeordnete von beiden Theilen begaben, um über die Theilnahme der Böhmen an der Baseler Kirchenversammlung zu unterhandeln, wurde den Hussiten Bürgschaft für

die Sicherheit der Gesandten geleistet, und nachdem der Kaiser allen Fehden Frieden geboten hatte, traten Procopius Rasus, Wilhelm Kostka, Johann Rockyzana, Petrus Payne und Nicolaus von Biskupetz den Weg durch Franken, wo sich der Churfürst Friedrich mit ihnen unterredete, unter Begleitung von dreihundert Personen nach Basel an (1432).

Dieser Gang war der letzte glänzende Akt in der Geschichte der Taboriten und Sigismund gewann, was er mit Gewalt nicht hatte gewinnen können: zwei Siege auf einmal, einen über den Papst, der in die Baseler Kirchenversammlung einwilligen mußte und seine Hoheit über die Concilien verlor; den andern über die Böhmen, denen er die Waffen aus den Händen lockte und das Netz der Unterhandlungen um das Haupt warf. Procopius, die Seele der strengen Taboriten und Waisen, wie sich eine zweite Parthei nach dem Tode Zizka's nannte, forderte zwar das unbedingte Zugeständniß der vier prager Artikel und drohte im Fall der Verweigerung es mit dem Schwerte zu erzwingen. Aber die Väter der Versammlung schickten selbst nach Böhmen Abgeordnete, um sich von den Angelegenheiten zu unterrichten, und stießen hier unter den Kalixtinern, besonders dem Adel auf laue Gesinnung für die Angelegenheit, der sie seit vierzehn Jahren das Blut geopfert hatten, auf ermüdete Geister, die sich nach Ruhe sehnten, und auf Ehrgeizige, die mit sich handeln ließen. Wie auch der Schleier von den Augen fallen mochte, wie auch die Taboriten wieder zu dem Schwerte griffen; die Verträge wurden ab-

geschlossen und Böhmen erklärte sich für versöhnt mit der katholischen Kirche. Jetzt erst sah man, was man erhalten hatte: den Genuß des Kelches, wenn es den Priestern beliebte; die Bestrafung frevelnder Kleriker durch — Kleriker; Freiheit zu predigen für — Prediger, die von Rom abhingen. Der vierte Artikel, die Forderung, daß die Geistlichkeit keine weltlichen Güter besitzen solle, war umgangen worden. Das waren die Compactaten, die unermeßliche Ströme Blutes gekostet hatten! In Prag schlug die Flamme des Bürgerkrieges von neuem auf; Meinhard von Neuhaus an der Spitze der Kalixtiner erklärte sich für Sigismund und die Compactaten; Procopius, der die kaiserlich gesinnte Stadt Pilsen umsonst belagerte, bewegte sich gegen die Hauptstadt und stieß zwischen Kaurzim und Böhmisch-Broda auf die Armee der Kalixtiner, die ihm entgegenrückte. Mit dem Kanonendonner der Schlacht, die sich hier entspann und wo Procopius mit 20,000 Mann fiel, endete das blutige Schauspiel des Hussitenkrieges, und die große Frage Böhmens wurde unterdrückt (1434). Aber wenn Sigismund auch kurz vor seinem Tode noch das unbeneidete Glück erlebte, den Thron seines Vaters zu besteigen, und wenn auch die Taboriten matt und gedrückt in die Sekte der böhmischen und mährischen Brüder sich verloren; die böhmische Erde zitterte dennoch im Innern fort und hier war es, wo nach zwei Jahrhunderten wieder der erste Schlag zur Erschütterung Europa's erfolgte.

So groß aber auch die Wirkungen dieses Religionskampfes auf die Geschichte Deutschlands waren, so gering war der Vortheil, den die Fürsten dieses

Staates und der römische Stuhl für ihre Erfahrungen daraus zogen. Das schwerfällige Schiff des Reiches schwankte unsicher und zerrissen durch die Flut der Ereignisse, die immer drohender wurden. Während im Innern die Vasallen einen ewigen Krieg gegen Vasallen führte, und der Landfriede beständig verkündigt, niemals gehalten ward; während der Kaiser nur für das allgemeine Wohl sorgte, wenn es sein eigenes galt, und mit prangendem Titel ausgerüstet war, ohne nach der Verschleuderung der Krongüter mehr Einkünfte zu besitzen, als höchstens um eine unbewaffnete Reise nach Rom anzutreten, wo er keine Nacht schlafen durfte; während in dieser Wahlmonarchie, deren Thron der That nach bald erblich wurde, unzählige Republiken, eine unbedeutender als die andere, einer engen Politik für ihre kleinen Interessen folgten: thürmte sich die türkische Macht, groß durch Einheit ihres Zweckes, durch einen einzigen Kopf lenksam regiert, wie ein eroberndes Heer und mit der Frische roher Kraft immer furchtbarer auf und drängte sich in den Verband der europäischen Staaten ein, indem das deutsche Reich dem Einsturz seiner Vormauern zusah. Der römischen Kirche hatte die große Spaltung unersetzliche Verluste zugefügt, und dennoch waren alle Erfahrungen vergebens gewesen. Der Krieg, den sie sonst gegen die kaiserliche Krone geführt hatte, versetzte sich in ihren eigenen Schoos, und wurde zwischen den Concilien und dem Papst nicht weniger heftig und zerrüttend. Denn Eugen IV. hatte zwar aus Drang der Nothwendigkeit die Kirchenversammlung zu Basel anerkannt, aber nur so lange, als diese Nothwendigkeit währte. Und

Sigismund hatte zwar zu Frankfurt am Main noch einmal das Reich versammelt (1435), um die innern Gebrechen zu heilen, und der Churfürst von Brandenburg sprach wärmer als je für das Wohl des Landes; aber, wie in Basel, zerstoben auch in Frankfurt alle Hoffnungen. Die Fehden dauerten fort; im Reich war keine Gerechtigkeit; die Vehmgerichte maßten sich der Richterstühle an; die geistlichen Gerichte griffen in die weltlichen ein; Missethäter, in einem Lande verfolgt, fanden Schutz in dem andern; die Münzen, so hundertfältig, wie die Regenten, wurden ein Monopol des Wuchers.

In Brandenburg selbst waren die Kassen erschöpft; die auswärtigen Kriege, in die der Churfürst verwickelt war, die Abgaben, die er erhob, die Schwierigkeit, sie erheben zu können, und die Stände zur Einwilligung zu bringen; die Plünderungen der Hussiten und der Raub der kleinen Vasallen, die noch keine Ordnung achteten; der durch gespannte Verhältnisse mit den Nachbarn gedrückte Handel — diese Umstände und die allgemeinen des Reichs, die ihren Einfluß äußerten, waren nicht geeignet, günstiger auf das Loos des Landes und seines Fürstenhauses zu wirken, als sie in den Zeiten Baierns und Luxemburgs gewirkt hatten. Die Verpfändungen waren noch nicht eingestellt, und der Statthalter Johann sah sich sogar genöthigt (1435), dreihundert rheinische Gulden von seinem Küchenmeister zu leihen. Der Frau eines nürnberger Bürgers, die ihm 700 Gulden geborgt hatte, übergab er sein goldenes Halsband zum Unterpfande und dem Rath zu Stendal verkaufte er die Gerichte auf drei Jahre für

500 Mark Silbers. Der Churfürst versetzte die Stadt Ratenau an die Bürger mit allen landesherrlichen Einnahmen für 3000 rheinische Gulden. Die Zöllner spielten Betrug und wußten oft ihre Rechnungen so zu stellen, daß sie alle Einkünfte verschlangen und den Fürsten sogar noch zu ihrem Schuldner für ihre Auslagen machten. Die Gerechtigkeitspflege glich der allgemeinen in Deutschland und ein Mord war noch durch Geld zu büßen, wie es im Jahr 1432 geschah, wo ein Todtschlag mit 81 rheinischen Gulden abgezahlt ward.

Unterdeß hatte der Churfürst die Burg Nürnberg, die von Christoph von Leiningen ausgebrannt worden war, mit gewissen Rechten an die Stadt verkauft und dadurch den Grund zu einem dreihundertjährigen Prozeß gelegt (1427). Die Summe, die er dafür empfing *), und die kleinen Eroberungen, die er im Zwist mit Ingolstadt gemacht hatte und mit dem Pfalzgrafen Johann, seinem Bundesgenossen, theilte, ersetzten die Opfer nicht, die ihm der Zwiespalt kostete. Immer bereit, ihn zu enden, mußte er stets unter den Waffen stehen; ohne Krieg zu führen, verschlang gleichwohl die gerüstete Stellung denselben Aufwand. Um das Aeußerste zu versuchen, spielte Ludwig von Baiern-Ingolstadt die Entscheidung in die Hände der Baseler Kirchenversammlung, die sonderbar genug das Richteramt übernahm, und traf sich hier auf gleichem Wege

*) Von einigen wird sie zu 180,000 Gulden für die Burg, und zu 60,000 für die Reichswälder, von andern geringer angegeben.

mit Lauenburg, welches Chursachsen zurückforderte. Aber hier war Friedrich, dort der Kaiser nicht gesonnen, die Kompetenz der Väter anzuerkennen. Jener schloß mit den Herzögen von Amberg, von Baiern-Landshut und dem Grafen von Oettingen neue Vertheidigungsbündnisse; Sigismund ging nach Ungarn zurück, ohne die Stimme Lauenburgs zu beachten, und überließ es Brandenburg, die Frage mit dem Schwerte zu beantworten. Denn der Churfürst befand sich mit seinem Sohne Johann noch zu Kadolzburg, um dem Streite mit Lauenburg zu begegnen, als es schon in die Grenzen der Priegnitz stürzte und den überraschten Landmann plünderte. Dieser Angriff bewaffnete das Volk, und ehe noch der Herzog Bernhard fliehend seine Grenzen erreichte, hatte es ihm alle Beute wieder abgejagt (1434). Während der Sohn des Churfürsten, Friedrich, mit 2800 Mann, die er zusammengezogen hatte, in das Lauenburgische einrückte und die Drohungen Sigismunds mit den Waffen unterstützte, warf der Tod des letzten Fürsten von Wenden, Wilhelm von Güstrow, neue Stoffe des Zwistes zwischen Brandenburg und Mecklenburg. Die Herzöge von Schwerin und Stargard setzten sich mit den Ansprüchen der nächsten Verwandtschaft gemeinsam in den Besitz des Fürstenthums und weigerten sich, die Rechte des Churfürsten Friedrich anzuerkennen, die sich auf seine Lehnsherrschaft über Wenden (seit 1415) gründeten. Doch Lauenburg, das durch Verwandtschaft und Vortheil an Mecklenburg gebunden war, hatte sein Spiel verloren. Die Herzöge beschränkten sich auf Rüstungen zur Vertheidigung und

der Churfürst, der die Umstände nicht günstig fand, zog die kaiserliche Entscheidung dem Schwerte vor. Aber auf dem Fürstentage zu Eger erschienen die Mecklenburger nicht, und Friedrich, um dessen letzte Tage noch die Wellen stürmischer Ereignisse schlugen, mußte das zerrissene Band mit diesem nachbarlichen Lande seinem Sohne als Erbtheil hinterlassen.

Denn am östlichen Horizonte Deutschlands meldeten sich wieder alle Anzeichen einer heftigen Erschütterung, weil Sigismund, troß seiner 70 Jahre starb, wie er gelebt hatte, auf halbem Wege (1437). Großer Entwürfe fähig und ohne Mittel, sie auszuführen, thätig ohne Ordnung, und daher im Anfang einer Unternehmung glücklicher, als im Erfolg, ehrgeizig ohne Genie, Unterhändler mit Talent und Repräsentant mit Würde, aber Regent ohne gehaltvolle Macht, täuschte er fast in allem die Erwartungen seiner Länder, und endete, ohne mit allen Anstrengungen einen einzigen Zweck sicher erreicht zu haben. Er war der letzte Luxemburger, und noch am Ausgang seiner Tage arbeitete er, seinem Eidam, dem Herzog Albrecht V. von Oestreich, seine Krone zu sichern. Aber in der Hälfte der Ausführung überraschte ihn sein letztes Unglück, und Albrecht, den die Ungarn auf ihren Thron setzten, mußte sich den Weg zum böhmischen mit den Waffen bahnen. Denn im Einverständniß mit der Gemahlin Sigismunds, Barbara von Cilley, die man zur Messalina Deutschlands gemacht hat, weil man Vergleiche liebt, hatte die Hussitenparthei den Plan wieder aufgenommen, die Krone in die Hände eines Polen zu spielen, und wählte den drei-

zehnjährigen Bruder des Königs Wladislav, Kasimir, zum Oberhaupt, während die Katholischen dem Herzog von Oestreich entgegen kamen. Um diese Verwicklung an seinen Grenzen aufzulösen, stürzte sich Deutschland hinein, und trug dem Habsburger zu Frankfurt am Main seinen Scepter an (1438). Diese Wahl verdankte das Haus Oestreich dem Churfürsten Friedrich von Brandenburg mehr als einem andern, denn es stand bei ihm, sie zu verhindern, und seitdem stieg es nicht wieder vom Throne des deutschen Reiches herab. Unterdeß griff Polen, von den Hussiten unterstützt, die vom überlegenen Geist Ptarzko's und Podiebrad's belebt wurden, für die angetragene Krone zu den Waffen, und Albrecht, der von dem böhmischen Erbe noch nichts erhalten hatte, als den Titel, sah das Unglück Sigismunds wiederkehren. Der Churfürst sah ein, daß alle Opfer Deutschlands vergebens verschwendet worden waren, wenn es nicht neue brachte, und sprach auf dem Reichstage zu Nürnberg bei der Gefahr von außen noch einmal für den innern Frieden des Reiches, aber noch einmal umsonst. Man kam auf die Eintheilung in sechs Kreise zurück, und räumte dem Churfürsten das Ausschreibamt des fränkischen ein; aber auch diese Absicht zerstob. Man beschloß, den Kaiser mit einem Heer gegen Böhmen zu unterstützen, und rückte mit 30,000 Mann unter dem Kommando des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gegen Prag vor. Doch dieser Feldherr hatte das Schicksal seines Vaters, und mußte sich nach bedeutendem Verlust zurückziehen. Der König von Polen drang mit zwei Armeen in Schlesien ein, und der

Markgraf vermochte kaum Breslau zu retten. Während man sich genöthigt sah, zu Unterhandlungen mit Polen zu schreiten, hatten die Osmanen unter Amurath Servien und die benachbarten Länder überschwemmt und das bedrohte Ungarn rief seinen König zurück. Zu gleicher Zeit war der griechische Kaiser im Drange der Noth nach Italien geflohen; und der Papst Eugen IV., dem er gegen Hilfe die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen versprach, fand darin einen Grund mehr, die Anerkennung der Baseler Concilienbeschlüsse abzulehnen und seine Kirchenversammlung von Ferrara nach Florenz zu verlegen. Die Väter zu Basel setzten ihn ab, zogen den Herzog Amadeus von Savoyen aus dem Kloster, um ihn unter dem Namen Felix V. auf den päpstlichen Stuhl zu heben, und die Kirche war zerrissener, als je. Unter diesen Umständen endete der König Albrecht II., der vielleicht fähig war, sie zu beherrschen, seine kurze Laufbahn in Ungarn (1439), und machte auf dem Kaiserthrone dem Herzog Friedrich von Oestreich, einem Fürsten Raum, der vielleicht viele Eigenschaften eines guten Bürgers, gewiß aber keine eines Regenten besaß, und der mit seiner trägen Natur der Bewegung des deutschen Staatskörpers glich. In dieser allgemeinen gefahrvollen Lage des Reiches und der Kirche kam Brandenburg noch in den Fall mit Chursachsen zu brechen, und im Norden, Westen und Osten von feindlichen Nachbarn umgeben, auch den letzten sichern Schutz seiner südlichen Grenzen zu verlieren. Der Herzog Sigismund von Sachsen, der einer Nonne wegen mit seinen Brüdern zerfallen

war, stieg auf den bischöflichen Stuhl von Würzburg und gerieth mit dem Kapitel in Kampf, der Churfürst Friedrich, der wegen seiner Ansprüche auf Niemeck und Brück in den Zwist verwickelt ward, ergriff die Parthei des Bischofs; die Sachsen des Kapitels. Von allen Seiten riefen diese Fürsten Truppen aus Meißen, Thüringen und Sachsen nach Wittenberg, während Friedrich, der zweite Sohn des Churfürsten von Brandenburg, seine Streitkräfte bei Belitz zusammenzog.

In diesen Verhältnissen starb Friedrich I. zu Kadolzburg (21. Septbr. 1440), und hatte, was sie noch mislicher machte, seine Länder unter seine Söhne getheilt, weil er der Natur mehr folgte, als der Politik (1437). Johann, der älteste, der den Stein der Weisen suchte und daher der Goldmacher hieß, erhielt das fränkische Land oberhalb des Gebirges (Baireuthische) und Albrecht, der dritte Prinz, den Theil unterhalb desselben (Anspachische); der zweite, Friedrich, die Churmark Brandenburg mit den darauf haftenden Würden, und der vierte, Friedrich der Dicke, eine Abfindung in der Mark, später nach Vergleich die Altmark und Priegnitz. Diese Verfügung, die mehr die Folge brüderlicher Uebereinkunft, als väterlicher Politik zu seyn scheint, verletzte zwar die Statuten der goldenen Bulle nicht, welche Untheilbarkeit eines Churlandes forderten, denn diese Reichswürde ruhte besonders auf der Mittelmark, aber es schwächte die Kraft, ohne die Feinde zu vermindern, weil nur das Haus, nicht sein Interesse sich getheilt hatte.

Im ganzen Lauf seines acht und zwanzigjährigen Regiments in Brandenburg hatte Friedrich I. kaum so viel Zeit, das zerrüttete Land zu beruhigen und mit dem Arm der Gewalt die entflohene Ordnung zurückzurufen. Seine innere Macht war gering und die Beschränkung durch die Stände verhinderte ihn, den erschöpften Hilfsquellen nachzuhelfen. Der Wiederkauf verschuldeter Domainen verschlang den Rest der Mittel, welche sparsame Hände in Franken gesammelt hatten; durch diese Anstrengungen, durch die Nothwendigkeit, gegen Nachbarn einen beständigen Krieg zu führen, und verlorene Rechte mit Geld oder Gewalt wieder zu erlangen, durch die Gebrechen der Hofhaltung verarmte das Fürstenhaus und wurde zu demüthigenden Auswegen gezwungen. Von Talent und ehrgeizigen Planen über die Grenzen des kleinen Landes hinausgeführt, von stürmischen Ereignissen dazu genöthigt, und von beiden auf dem Schauplatze großer Verhältnisse zurückgehalten, war Friedrich I. nicht in dem Fall, an ein bescheidneres Glück denken zu können, und während seines Lebens verlor sich das enge Brandenburg in dem weiten Gesichtskreise Europa's. Die Baiern und Luxemburger waren durch Verwandtschaft und gemeinsames Interesse, Friedrich durch Geist und große Absichten an den Thron und die Schicksale Deutschlands gebunden. Die Folgen waren für Brandenburg ziemlich gleich. Sein Glück verließ ihn gegen Polen und Böhmen, dort auf dem Felde der Politik, hier der Schlacht. Dort zerriß seine Rechnung der frühe Tod der Fürstin Hedwig (1431); hier scheiterte er mit einem zusammengerafften Heer gegen den geübten

Soldaten, mit schwerfälliger Reiterei gegen bewegliche Infanterie, mit todten Maschinen gegen begeisterte Religionskämpfer. Aber immer zum Kriege bereit, bot er zuerst die Hand zum Frieden; stets auf die Vergrößerung seines Hauses bedacht, suchte er sie niemals auf dem Wege des Unrechts.

Wenn daher Friedrich II. bei diesem Zustande und im Besitz eines getheilten Erbes irgend die väterliche Rolle fortspielen wollte, ohne auf das Nichts eines ohnmächtigen Würdenträgers herabgesetzt zu werden, so blieb ihm nur ein einziger Ausweg übrig: die Gefahr der Kriege zu vermeiden. Glücklich genug, daß er ihn fand, eh' ihn Unfälle mit Gewalt darauf führten; noch glücklicher, daß er diesem Gebot der Nothwendigkeit mit einer natürlichen Neigung entgegen kam. Seine Zeitgenossen nannten ihn Friedrich mit eisernen Zähnen, und sind die Erklärung schuldig geblieben, denn die Ehre, welche dieser Beiname anzudeuten scheint, schlug er aus. Während eines Zeitraums von dreißig Jahren, wo er das Ruder führte, lächelte ihm immer das Glück im Frieden, fast niemals im Kriege, vielleicht eben darum, weil er unter den Waffen zu warm darauf dachte, sie niederzulegen.

Der Tod seines Vaters hatte Friedrich den Zweiten zum Erben eines Zwistes mit Chursachsen und einer Spannung mit Mecklenburg eingesetzt; beide trafen sich mit ihm in dem Wunsche, friedliche Verhältnisse anzuknüpfen, denn was zu andern Zeiten den Krieg unterdrückt, hatte ihn hier unterhalten. Die Furcht vor Friedrich I. war es, die an den Unternehmungen der Nachbarn eben so viel Antheil hatte,

als die Verwirrung gegenseitiger Rechte. Jene starb mit ihm und um diese aufzulösen, hatte man zu den Waffen gegriffen, warum sollte man sie nicht niederlegen, wenn man ohne sie zu demselben Zweck gelangen konnte? Nach einigen Gefechten bei Brück und Ochsenfurt, die weder das Glück, noch das Recht entschieden, kamen sich daher die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg in Wittenberg auf friedlichem Wege entgegen und endigten durch Vergleiche zu Halle und Bamberg einen Kampf, der kaum begonnen hatte (1441). Friedrich trat Brück und Niemeck wieder ab, der Markgraf Johann, der noch Ansprüche an Sachsen wegen seiner Gemahlin zu machen hatte, wurde durch Geld entschädigt; und der Bischof von Würzburg sah sein Interesse in die Hände von Schiedsrichtern gelegt, die bald von dem Kaiser selbst abgelöst wurden. Friedrich **II.** vermählte sich mit einer sächsischen Prinzessin Katharina, aber dieses Band war keine so gewisse Bürgschaft für den Frieden, als der gegenseitige Vortheil, daher schwankte jener, als dieser zweifelhaft wurde. Wie dem Hause Sachsen, trug er dem mecklenburgischen, das sich unterdeß im Besitz des wendischen Fürstenthums behauptet hatte, die Freundschaft an. Er gab dieses Land auf, das er erst hätte erobern müssen, und schloß zu Witstock mit den Herzögen einen Vertrag, der dem Hause Brandenburg unter kaiserlicher Bestätigung die Erbfolge in Mecklenburg sicherte (1442).

Während dieser Ruhe an seinen Grenzen, und während die Ereignisse in Böhmen, Ungarn und Oestreich ohne Erschütterung an seinem Lande vorüberrausch-

ten, gewann er Zeit, den innern Zustand desselben zu bedenken. Die Städte riefen um Hilfe gegen geistlichen Despotismus, der sich der weltlichen Gerichte bemächtigt hatte und im Kleinen das Verfahren des päpstlichen Stuhles nachahmte. Auf den Angeklagten, der sich weigerte, sein Urtheil anzuerkennen, wurde der Bannstrahl geschleudert und seine Familie, das Dorf, die Stadt, wo er lebte, aus dem Schoos der Kirche verwiesen. Dieses wucherische Vermächtniß aus den Zeiten der innern Auflösung Brandenburgs theilte der Geistliche mit dem westphälischen Vehmgericht, das alle Rechte des Regenten antastete. Diese schreckliche Inquisition, die über hundert tausend Freischöffen durch Deutschland verbreitet hatte, nirgends sichtbar war und überall herrschte, zwang die Stände der Altmark zur Nothwehr und zu einem Bündniß gegen die heimlichen Richter. Der Adel war immer noch mit Mühe in die Schranken der bürgerlichen Ordnung zurückzuführen, und die Städte, die noch das Recht genossen, dem Landesherrn die Oeffnung ihrer Thore zu versagen, führten eine hochmüthige Sprache und glichen kleinen Republiken. Aller Versuche ungeachtet war Friedrich I. nicht im Stande gewesen, sich zum Herrn der Thorschlüssel Berlins zu machen, und der Bürgersinn schlug in Brutalität gegen den Rath um, als durch die Entweichung eines Bürgermeisters der Verdacht entstand, er habe die Stadt an den Churfürsten Friedrich II. verrathen. Mit 600 Reitern mußte sich dieser Fürst Berlins bemächtigen und konnte die Ordnung kaum durch die Trennung derselben von Köln unter besonderm Rath wieder herstellen. Erst jetzt erhielt er die

Thorschlüssel und das Recht, den Rath einzusetzen. Von Köln erkaufte er das alte Rathhaus, die Obergerichte und einen Platz am Dominikanerkloster (Dom) zum Bau eines Residenzschlosses. Er hatte aber kaum den Grundstein gelegt, als der Aufruhr wieder ausbrach, lächerlich genug, einen Zaun um den Schloßraum zog, sich an der Kanzlei vergriff und ihm die Regalien vorenthielt. Der Churfürst brauchte mehrere Jahre, um das Gesetz in Achtung zu setzen, und suchte Bündnisse mit den nachbarlichen Höfen gegen die Hansestädte an der Nord- und Ostsee, um die eigenen zu demüthigen, wie in Franken der Markgraf Albrecht gegen die Reichsstädte (1443). Wie in den Ringmauern, entwickelte sich in den Geistern die Freiheit, und man fing an die Wunder von Wilsnack zu bezweifeln. Heinrich Tocke, ein Domherr zu Magdeburg, erklärte sich laut gegen den gotteslästerischen Misbrauch, der mit dem Heiligen getrieben wurde, und der Churfürst, der deswegen nach Magdeburg reiste, hielt für gut, das Geschäft des Pfarrers zu Wilsnack zu beschränken. Aber was fangen wir mit den drei Hostien an? fragte er, veranlaßte eine Synode zu Ziesar, um die Wunder zu untersuchen, und fand es bedenklich, dem Lande eine wuchernde Nahrungsquelle zu verstopfen (1444. 1445).

Diese Beschäftigungen, die, wie fast in allen Ländern Europa's, auf die Feststellung fürstlicher Gewalt gegen Adel und Städte im Innern zielten, wurden indeß durch Ereignisse unterbrochen, welche die Ausdehnung der äußern Macht begünstigten. Die politischen Fehler des Kaisers Friedrich III. fingen

an, seinem Hause verderblich zu werden, sie kosteten Habsburg auf lange Zeit zwei Kronen, und sein Charakter war ein öffentliches Unglück. Die Wittwe Albrechts **II.** hatte einige Monate nach seinem Tode einen Knaben, Ladislav, geboren, der auf dem mütterlichen Schooße zum König von Ungarn gekrönt wurde. Aber die Gesandten dieses Reiches, die für den Fall der Geburt einer Tochter sich auf den Weg nach Polen begeben hatten, um den König Wladislav auf den ungarischen Thron einzuladen, kehrten auch nach jener Nachricht nicht zurück, und bewogen den Polen, mit einer Armee in Ungarn zu erscheinen. Die kaiserliche Wittwe floh mit den nachgeborenen Prinzen und der Reichskrone in die Arme Friedrichs **III.** nach Oestreich. Die Böhmen erklärten zwar nach einem Zwiespalt, dem östreichischen Ladislav ihren Scepter aufzusparen, aber Georg Podiebrad, der mit Meinhard von Neuhaus zum Verweser eingesetzt wurde, wußte sich seines Theilnehmers zu entledigen, und bereitete sich durch Talent und Gewalt die glänzende Rolle vor, die ihn unsterblich gemacht hat. Um gegen diese Erschütterungen, welche den Staatskörper Böhmens bewegten, sein äußerstes Glied, die Lausitz, zu sichern, gab sie ihr Landvoigt und Besitzer, Johann von Polenz, unter den Schutz des Churfürsten von Brandenburg (1441), und bahnte ihm dadurch den Weg, ein Land wieder mit der Mark zu vereinigen, das durch die Noth der Regenten von ihr abgerissen worden war.

Man erinnert sich, daß die Lausitz durch den Markgrafen Ludwig den Römer von Meißen hatte

eingelöst werden sollen, und daß der Kaiser Karl IV. bei dem Uebergange Brandenburgs an seinen Sohn Wenzlav jenes Land der Krone Böhmen einverleibt hatte. Sigismund, der Erbe seines Bruders, immer von dem Drang der Umstände zu Verschleuderungen genöthigt, hatte es auf dem Reichstag zu Nürnberg 1429 an Johann von Polenz unter dem Titel eines Landvoigtes versetzt. Der Schritt, den dieser that, um sein gefährliches Unterpfand zu schützen, und der von dem Besitzer der Herrschaften Storkow und Beeskow, Wenzel von Biberstein, nachgeahmt wurde (1441), beförderte den Kauf von Kotbus, das Reinhard von Kotbus, wie jene, unter den Schirm des Churfürsten stellte. Friedrich II. zahlte für Stadt und Schloß im Jahr 1445 eine Summe von 5600 Schock Groschen.

Wie unbedeutend auch diese Erwerbung war, sie war der Weg zu größern, und Friedrich II. dachte darauf, ihn zu verfolgen. Um nichts geringeres zu erlangen, stürzte sich der Kaiser in einen Krieg mit Schwyz und rief Frankreich zu Hilfe, da sie das Reich versagte. Während diese Krone durch den Dauphin mit 40,000 Mann Elsaß überschwemmen ließ, um dem ohnmächtigen Bundesfreund zu helfen, und dieser, wie Deutschland, vor dem gefährlichen Beistande zitterte; verlängerte der Churfürst Friedrich den Waffenstillstand mit Baiern-Ingolstadt, besetzte Kotbus, und arbeitete an einem Vertrag mit dem deutschen Orden in Preußen, der die Neumark als Unterpfand einer Anleihe in seine Hände gab (1444). Von jetzt an war der ganze Gebrauch, den er von seinen Mit-

teln machte, auf die Erweiterung Brandenburgs gerichtet, und wenn sie gering waren, wenn die erschöpften Hilfsquellen, der Mangel einer geordneten Staatsverwaltung und eine fürstliche Macht, die nach Außen weder Achtung einflößte, noch im Innern Stärke gewährte, keinen sichern Rückhalt anboten, so hatte er nur Gründe mehr, in der Abschätzung und Wahl jener Mittel vorsichtig zu seyn. Der Zufall selbst gab ihm einen Wink, als er von Pommern Pasewalk und Torgelow zurückforderte und sein Angriff eben so rasch abgeschlagen wurde, als er geschah. Friedrich II. war der Mann, Warnungen zu benutzen; er schlichtete den flüchtigen Zwist und zog sich zurück (1445). Wenn er daher der Gunst des Glückes irgend etwas abgewonnen hat, so hat er sie dem Entschluß zu verdanken, es nicht herauszufordern, und man muß gestehen, es war eben so dankbar, als er.

Denn als der polnisch-ungarische König Wladislav, durch verrätherische Einflüsterungen verleitet, die kaum geschlossenen Verträge mit den Türken brach und von Amurath, der nach der Bestechung der burgundischen Flotte über den Hellespont aus Asien flog, mit seinem Heer bei Varna vernichtet wurde; schien das Glück dem Churfürsten Friedrich jenen stolzen Entwurf seines Vaters auszuführen, der ihn auf den polnischen Thron setzen sollte. Während das Haus Oestreich durch den Tod jenes Königs einen gefährlichen Nebenbuhler um die ungarische Krone verlor, und um seinen Plan für den jungen Ladislav, dem Ungarn nun selbst entgegen kam, alle Maßregeln ergriff, die ihn verhinderten; trugen die Polen dem

Großherzog Kasimir von Lithauen, dem Bruder des Gebliebenen, die oberste Gewalt an. Die Weigerung jenes Fürsten weckte die Erinnerung an jenen Vertrag Friedrichs I. mit Polen vom Jahr 1421 wieder auf und versetzte die Gesandten dieses Reiches nach Berlin, um dem Sohne eine Krone anzubieten, für die der Vater die Feindschaft Sigismunds gewagt, und die er dennoch hatte aufgeben müssen. Für sie hatte Friedrich II. den Frühling seiner Jahre auf polnischer Erde verlebt und seinen Geist durch vortreff-lichen Unterricht bereichert. Aber eben das, was die Polen bewog, sich ihm anzutragen, veranlaßte ihn, das Geschenk abzulehnen, und die Lockung des Glücks auszuschlagen (1445). Mit dieser Krone mußte er alle ihre Feinde mit annehmen, ohne an Gehalt der Macht zu gewinnen; dieser Scepter war damals nur in der Hand eines geübten Kriegers von Gewicht, und diesen Ehrgeiz hatte Friedrichen die Natur versagt, wie sehr sich auch Kasimir weigerte, ein fremder Dynast konnte sein Freund nicht seyn; Brandenburg kam als kriegführende Macht nicht in Anschlag, als neutrale war sie der Gegenstand der Bewerbungen um ihre Freundschaft und zog alle Vortheile aus ihrer Stellung. Diese Betrachtungen überwogen jeden Einwand des Ehrgeizes und selbst als die Wahl schon geschehen war, erklärte er, die Krone nicht eher anzunehmen, als bis Kasimir eidlich darauf verzichtet habe. Dieser Fürst bestieg den Thron, und Brandenburg war vor der Gefahr gerettet, eine Provinz Polens zu werden (1447).

Wenn es Friedrich indeß ausschlug, den stolzen Antrag des Glückes zu benutzen, so gab er darum bescheidnere nicht auf und rief es bei seiner Absicht auf die Lausitz zu Hilfe. Die Umstände, die es ihm anbot, waren günstig. Denn wie dringend auch Ungarn und Böhmen ihren jugendlichen König Ladislav aus den Händen des Kaisers Friedrich III. zurückforderten, wie auch Hunniades mit 12,000 Mann in Oestreich einbrach, um ihn mit den Waffen zu holen, und Podiebrad, der allmächtige Statthalter Böhmens, dieselbe drohende Sprache führte: Friedrich III. flüchtete sich und suchte, was die Kaiser immer gethan haben, das deutsche Reich für sein Interesse in Bewegung zu bringen. Die Weigerung der Churfürsten änderte nichts; von dem Gewebe Roms umstrickt, lieferte der Kaiser seinen Neffen nicht aus, und die Bewegungen jener Länder waren kaum durch Vergleiche zu stillen. Diese Verhältnisse, die in der Lausitz die Furcht vor Schmälerung besonderer Rechte unterhielten, führten die von Polenz zum zweiten Mal und wärmer als zuvor in die Arme Brandenburgs, das des Friedens genoß, während ringsum die Losung zum Krieg gegeben ward. Der Churfürst begab sich daher nach Lübben, um mit den Brüdern von Polenz einen Vertrag abzuschließen, der ihm gegen eine Summe von 10,000 rheinischen Gulden zum Herrn dieser Stadt und ihrer Besitzungen machte. Für 6000 rheinischer Gulden kaufte er von Johann von Waldau die Herrschaft Peiz, unterhandelte in Luckau mit den Ständen der Niederlausitz, die er gegen die Pfandsumme von 16,000

Schock Groschen von den Herren von Polenz ablöste, und nahm in Kotbus die Erbhuldigung an (1448).

Aber so geschickt auch der Plan, dieses ganze Land zu erwerben, entworfen war, und so zuvorkommend alle Umstände dem Churfürsten in die Hände arbeiteten; so bedenklich war die Ausführung. Im Begriff, diesem Werk das letzte Siegel aufzudrücken und den Statthalter Böhmens zur Einwilligung zu vermögen, sah er plötzlich die Gestalt der Dinge verändert und seinem Talent eine Aufgabe entgegengeworfen, deren Lösung nicht zu übersehen war. Ein einziger politischer Fehltritt konnte den guten Erfolg kosten, und er hat ihn gekostet; eine einzige, allzuvorsichtige Berechnung von Umständen, die noch im Schoos der Zukunft lagen, konnte den Grundsatz der Partheilosigkeit untergraben und — sie hat ihn untergraben. Das sächsische Haus war wegen Theilungen in seinem Innern zerrissen, die Brüder, Friedrich und Wilhelm, jener Churfürst, dieser Herzog von Sachsen, hatten die Waffen gegen sich ergriffen, und wie sich auch Friedrich von Brandenburg vermittelnd zwischen die Entzweiten geworfen hatte, das Feuer des Hasses und der Zwietracht glimmte fort. Um nichts geringeres in seinem eigenen Lande zu vermeiden, setzte sich zwar der Churfürst von Brandenburg mit seinem Bruder, Friedrich dem Dicken, auf den festen Fuß der Verträge und trat ihm die Einkünfte, wie es scheint, auch die Regierung der Altmark und Priegnitz unter seiner Hoheit ab (1447), so daß die Ereignisse in Sachsen lange ohne Wirkung an seinen Grenzen vorübergingen; aber der Herzog Wilhelm von Sach-

sen vermählte sich mit der Tochter des verstorbenen Kaisers Albrecht, Anna von Oestreich, und dieß machte die unbewegliche Zunge der Politik des brandenburgischen Fürsten in der Wage der sächsischen Partheien schwankend. Denn eben diese Anna war die Schwester des jungen Königs Ladislav und im Fall seines Todes die Erbin Böhmens. An sie glaubte sich Brandenburg bei seinem Plan auf die Lausitz gewiesen und schickte Gesandten nach Weimar, um sich den Weg zu sichern. Diese Maßregel, die ihm die Klugheit rieth, verrückte seine Stellung gegen Sachsen und ließ ihn auf die Seite Wilhelms neigen. In demselben Grade, wie er der Vollendung seines Planes auf die Lausitz näher rückte, mußte Chursachsen in seiner Freundschaft fallen, und eine Spannung war unvermeidlich, und um so gefährlicher, wenn es sich traf, daß Podiebrad und Anna getheilte Interessen hatten und sich jener Günstling des Glückes mit Chursachsen in gleicher Feindschaft gegen die Oestreicherin begegnete. Es war daher ein günstiger Umstand, daß die große Absicht Podiebrads noch nicht reif war, und daß er Oestreichs noch nicht entbehren konnte, um auf den Thron zu steigen. Er forderte von Chursachsen über sechzig Städte und Schlösser als böhmische Lehen in einer stolzen Sprache zurück, zwang es dadurch, sich an Brandenburg und seine Bündnisse mit diesem Hofe zu erinnern und erleichterte dem Churfürsten Friedrich das Geschäft, Chursachsen zur Anerkennung der brandenburgischen Hoheit über die sächsisch-lausitzischen Besitzungen zu bewegen.

Diese Verhältnisse waren bis jetzt noch glückliche, und sie waren nicht die einzigen, welche die Wiederherstellung der alten Grenzen Brandenburgs begünstigten. Von der Gefahr der Kriege umgeben, welche die nachbarlichen Länder verwüsteten, und ohne Wunsch, eine Rolle auf dem Schauplatze derselben zu übernehmen, kam der Erzbischof von Magdeburg dem Churfürsten von Brandenburg auf halbem Wege entgegen, um die hundertjährige Frage über schwankende Rechte zu entscheiden. Dieses Erzstift hatte seit dem unseligen Lehnsauftrag vom Jahr 1196, wodurch die Altmark unter seine Hoheit gerieth, sich der Gunst aller Ereignisse bemächtigt, um seinen weltlichen Arm immer weiter nach dem Innern Brandenburgs hineinzustrecken. Der Markgraf Ludwig der Aeltere hatte diesen Lehnsverband anerkannt und in den Jahren der Zerrüttung hatte niemand Zeit, an die Auflösung desselben zu denken. Es war ein günstiger Zufall, daß die Absicht Friedrichs II., die alten Rechte Brandenburgs wieder herzustellen, mit der Regierung eines geistlichen Fürsten, Friedrichs von Beichlingen, zusammentraf, der den Frieden aus Neigung und aus Politik dem kriegerischen Ruhm vorzog. Das Erzstift entschlug sich seiner Ansprüche auf die Lehnshoheit in der Altmark und Mittelmark, und wurde durch die Abtretung von Jerichow, Sandow, Wolmirstedt, Milow, Luckow, Platow, Alvensleben, Angern, Wolfsburg und Rogetz entschädigt. Eine zweite Frage handelte sich um die Lehnsrechte Brandenburgs über die Grafschaft Wernigerode, welche der Graf Konrad im Jahr 1268 den ascanischen Markgrafen Johann, Otto und

Konrad freiwillig gegen jährliche Auszahlung von 200 Mark Silbers unter der Bedingung übergeben hatte, sie von ihnen als Lehn zurück zu erhalten. Da aber in einer Fehde mit dem Erzstift Magdeburg im Jahr 1381 Konrad von Wernigerode gefangen wurde und sein Bruder Dietrich sich in Langleben ergeben mußte, wurden sie gezwungen, die Rechte Brandenburgs zu vergessen und den Erzbischof Ludwig als Lehnsherrn anzuerkennen. Seit dieser Zeit war der Keim des Zwistes zwischen Brandenburg und Magdeburg nie erstickt und von dem Churfürsten Friedrich I. seinem Sohn als Erbtheil hinterlassen worden. Jetzt erst erschien der günstige Augenblick, Brandenburg in seine verlorenen Rechte einzusetzen, und die Lehnshoheit über diese schöne Grafschaft wurde vom Erzstift in dem Traktat zu Zinna wieder abgetreten (1449).

Aber indeß Friedrich alle Stoffe des Kriegs aus seinem Lande entfernte und der Friede seine Unternehmungen beschien, zogen sich die Wolken schon zusammen, die ihn zerstörten und sich ihm in den Weg nach der Lausitz warfen. Die Jahrhunderte hatten die Städte in eine Stellung gegen die Fürsten versetzt, die einen Kampf unvermeidlich machte. Freiheitsliebe und Gefühl der Stärke, die das Geld gewährt, Besitz von Rechten, die eine Deutung litten, Herrschaft über alle Mittel zu Macht und Ansehn auf einer Seite, auf der andern Eifersucht und Stolz der Geburt bei ewigen Verlegenheiten, sie von ihrer glänzenden Seite zu zeigen, wilde Raublust und Ohnmacht bei zerrütteten Finanzen, dort der Geist einer neuen Zeit, hier Beharr-

lichkeit an morschen Formen entzündeten jetzt wieder einen Krieg der Armuth gegen den Reichthum, der lange im Stillen gegährt hatte und oft ausgebrochen war. Auch der Geist des Widerstandes geht seine Runde, wie die Kultur. Den ersten Ton schlugen in Deutschland die Fürsten gegen die kaiserliche Macht an, dann versuchte sich der Adel gegen die Fürsten, jetzt die Städte gegen beide, und noch ging kein Jahrhundert vorüber, als der Landmann den Pflug mit den Waffen gegen drängende Gewalt vertauschte. Jene Umstände waren es, die den Markgrafen Albrecht vermocht hatten, das Interesse Oestreichs gegen die Schweiz zu dem seinigen zu machen, und ihm besonders hatte Friedrich III. den geringen Erfolg der reichsstädtischen gegen ihn gerichteten Hilfe zu verdanken. Beide Brüder, der Markgraf, wie der Churfürst hatten sich demnach an das Haus Oestreich gebunden, beide brachten ihm Opfer und beide verloren. Indem der Kaiser Anstalten traf, sich von dem neuen Papst Nicolaus V. in Rom krönen und vermählen zu lassen, schlugen in Schwaben die Flammen des Bürgerkriegs auf, und fanden in Nürnberg empfängliche Stoffe. Diese Stadt hatte seit dem Kauf der Burg ihre Macht weiter ausgedehnt, als es Albrecht für gut fand, und Eingriffe in das kaiserliche Landgericht, in den Zoll und andere landesherrliche Rechte gewagt. Sie weigerte sich, ihm Entschädigung zu gewähren und nahm einen persönlichen Feind des Markgrafen, Konrad von Heideck, in Schutz. Der Krieg war beschlossen und dieser Vorwand lieferte leidliche Gründe für ihn und den Herold, der ihn in Nürnberg verkündigte. Siebenzehn

Fürsten, funfzehn Bischöfe und der Adel, alle weniger durch Freundschaft als durch Vortheil an einander gebunden, standen gegen die Stadt Nürnberg, welche von der Schweiz, von den Reichsstädten und von Böhmen unterstützt ward und ihre Truppen unter den Befehl Heinrichs Reuß von Planen und Kunz von Kaufungen stellte. Dieser Krieg, an dem der Churfürst von Brandenburg nur durch ein Hilfskorps Antheil nahm, das er seinem Bruder schickte, wurde durch die Erbitterung und Zerstörung mehr, als durch Größe der Schlachten und der Heere blutig und zehrte die frischen Hilfsquellen Albrechts auf. Erst als 26 Städte und Schlösser in Trümmern lagen, als die Asche von 200 Dörfern im Winde spielte, und der Unterthan zur schrecklichen Selbsthilfe genöthigt war, fingen die Leidenschaften an, sich abzukühlen, und Kunz von Kaufungen flößte durch den Sieg bei Pillenreuth am Königsweiher den Gegnern Nürnbergs Gedanken des Friedens ein. Beide Theile legten zu Bamberg die Waffen nieder, gaben sich das Eroberte zurück, und stellten die Gefangenen ohne Lösegeld auf freien Fuß. Dieß waren die Früchte eines Kriegs, der auf ein Menschenalter den fleißigen Bürger in tiefes Elend niederdrückte. Albrecht hatte gefunden, was er suchte, den Ruhm der Tapferkeit, und war im Vertrauen des östreichischen Hauses eben so gestiegen, als die Blüthe seines Landes und seiner Finanzen gesunken war (1450).

Während man in Franken an dem Frieden arbeitete, und Albrecht fast noch auf rauchenden Ruinen mit der Pracht eines Turniers die Wunden seiner Unterthanen bedeckte, hatten sächsische Vasallen das lose

Band der Verträge zwischen den brüderlichen Höfen wieder zerrissen und den Schauplatz des Kriegs näher an die brandenburgischen Grenzen gerückt. Der Churfürst Friedrich von Sachsen stand schon mit dem Schwerte der Verwüstung in den Ländern seines Bruders, als dieser Böhmen und Brandenburg zu Hilfe rief. Wie warm auch Friedrich in der Mark den Oelzweig liebte, wie laut auch der Zustand seines Landes, das nach Frieden dürstete, und die Gefahr der Staaten um ihn zu unverletzlicher Neutralität riethen; die Neigung auf die Seite Wilhelms von Sachsen war schon durch den Plan auf die Lausitz entschieden, und Friedrich glaubte, nicht mehr dem Kampf partheilos zusehen zu dürfen, ohne sein Interesse in Gefahr zu bringen. Unterdeß also der Markgraf Albrecht aus Franken in die Gegenden Altenburgs einrückte, und die Böhmen in die Ebenen von Pegau hereindrangen, stieß der Churfürst von Brandenburg bei Roßla zu dem Herzog Wilhelm, und bewegte sich über Naumburg nach Gera, um sich mit dem zweiten Heer zu vereinigen. Für die Anstrengung, die es kostete, die Stadt zu nehmen, machte sich der rasende Soldat mit dem Blut der Einwohner bezahlt; der Graf Heinrich von Gera wurde gefangen und nach Böhmen geschickt, wo er starb. Aber diese Bewegung hatte die Grenzen der Mark entblößt, und Gans von Putlitz, der Belitz und Treuenbriezen besetzt hielt, war der ganzen sächsischen Macht entgegengeworfen, ehe der Churfürst aus den voigtländischen Bergen zu Hilfe kommen konnte. Die Gefahr stieg, da Friedrich von Sachsen einen Weg nach Polen,

Lithauen und Preußen gefunden hatte und ein Bündniß mit allen Feinden des deutschen Ordens schloß, der im Kampf mit seinen eigenen Unterthanen nicht umsonst einen Haltpunkt an Brandenburg suchte. Dieses Heer von Misvergnügten war bereits auf dem Marsch nach der Oder, als Friedrich von Sachsen sich in die offenen Marken stürzte, und ein schreckliches Recht der Vergeltung an dem wehrlosen Landmann ausübte. Putlitz verließ seine Mauern, um diese Noth zu enden, und bot dem Feind einen Kampf bei Belitz an; aber von der Ueberlegenheit erdrückt und von einem Hinterhalt angefallen, sieht er die Ordnung, den Muth, das Leben seines Korps vernichtet und fällt mit dem Rest in die Gewalt des Feindes. Die Nachricht von diesem Unglück lief, eine Schreckenspost, durch das Land; der Markgraf Friedrich erhob sich von Arneburg, bot zu den Waffen auf, wer sie tragen konnte, und ging den Sachsen entgegen. Zugleich hatte der Churfürst den Marsch nach der Elbe beflügelt; Sachsen lief Gefahr zwischen zwei Feuer zu gerathen und trat den Rückzug an. Von einer Seite gedeckt, eilte der Churfürst Frankfurt zu Hilfe, das von Polen und Preußen belagert wurde, und schlug die Ueberraschten mit einem Verlust von 3000 Mann zurück.

Unterdeß legte sich der Winter vermittelnd zwischen den Kampf der Partheien und bereitete den Frieden vor, dem beide ermüdet und mit schweren Wunden in die Arme sanken. Wie in Franken, hatte der Krieg auch hier nichts entschieden, als die Nothwendigkeit, ihn zu enden, und die Unterhandlungen in Naumburg, wo sich der Churfürst von Brandenburg mit

den sächsischen Fürsten traf, führten zum Vergleich, da es die Waffen nicht mehr konnten. Der Erbverein zwischen den Churhäusern Sachsen und Brandenburg ward erneuert und ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß für jeden Fall der Noth geschlossen. Die völlige Aussöhnung der Brüder erfolgte kurze Zeit darauf in Leipzig (1451), aber die Beruhigung der Länder nicht. Denn während dieses aufgelösten Zustandes, wo das Gesetz der Stärke herrschte, hatte sich ein Vasall, Apel von Vitzthum durch Klugheit und Geld in den Besitz herzoglicher Lande zu setzen gewußt, und ließ seinem Fürsten keinen Ausweg, als die Waffen. Noch einmal sah sich Brandenburg durch die eingegangenen Verträge in die Gefahren eines Bürgerkrieges verwickelt, und schickte dem Herzog Hilfe gegen seinen Unterthan, der mit unermeßlichen Schätzen sich nach Böhmen warf. Mit der Erdrückung dieses Mannes, der größer war, als seine Rolle, ging nun der Tag des Friedens auf, und Brandenburg hatte Zeit, abzuwägen, was ihm der Krieg genützt und was geschadet habe. Ganze Gegenden der Mark waren verwüstet, und die Anstrengungen hatten in Brandenburg, wie in Franken, wieder große Summen verschlungen. Der Erbverein mit Sachsen versprach Schutz der Grenzen und Macht gegen Feinde, aber nur so lange, als kein Fall der Noth und des Vortheils eintrat, diesen Vertrag zu brechen, um ihn wieder zu erneuern. Die Krone Polen, obwohl ohne offenen Antheil an dem Unternehmen einiger ihrer Unterthanen gegen Brandenburg, war gereizt und der Schleier der gegenseitigen Politik in Rücksicht auf Preußen niedergefallen. Apel von

Vitzthum, ein Mann, der seine ehrgeizigen Plane nie wärmer verfolgte, als im Unglück, wußte sich in das Vertrauen Georg Podiebrads einzuschmeicheln und die Frage über die böhmischen Lehngüter in Sachsen wieder aufzuwecken. Ernstlicher, als je, drohte sie zu Mitteln der Gewalt zu führen, setzte den Churfürsten von Brandenburg in die Nothwendigkeit, dem Vertrage gemäß für Sachsen seine Streitkräfte bereit zu halten und vermehrte die heimliche Spannung mit jenem allmächtigen Wortführer Böhmens, der langsam, aber gewiß, seinem letzten Ziele entgegenschritt. Die Verbindung Friedrichs mit dem Interesse des Herzogs Wilhelm von Sachsen hatte ihn der Lausitz nicht näher gebracht, und die Einwilligung Anna's, die er so theuer bezahlt hatte, war eben dieser Herzog auf dem Wege, durch seine häuslichen Verhältnisse vergeblich zu machen. So vorsichtig also auch alle möglichen Fälle für die Zukunft berechnet waren, der einzige, der wirklich eintrat, war es nicht.

Diesen einzigen beschleunigten die Angelegenheiten Deutschlands und des östreichischen Hauses. Seit langen Zeiten waren der päpstliche Stuhl und die kaiserliche Krone nicht so einig gewesen, als jetzt, weil sie sich gegenseitig bedurften. Friedrich dem Dritten hatte Eugen IV. im Augenblick, wo er schon verloren schien, den heimlichen Sieg über die Churfürsten zu verdanken, die wegen der Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Köln an seiner Demüthigung arbeiteten. Mit ihm hatte Nicolaus V. ein neues Concordat abgeschlossen (1448), das alle Forderungen Deutschlands umging und die bedenklichste Periode für den römischen Stuhl ohne Nachtheil, ja fast ohne ein ein-

ziges Zugeständniß vorüberführte. Diese Dienste auf Kosten des Menschengeschlechts waren einer Erkenntlichkeit werth und Rom kam dafür und durch denselben Unterhändler, Aeneas Sylvius (Piccolomini) dem eigenen Vortheil des Kaisers bereitwillig entgegen. Unzähliche Unfälle auf der Bühne Deutschlands scheuchten Friedrich den Dritten in sein Haus zurück; diesem also und diesem allein galten seine Plane, für dieses wagte er die feindlichen Bewegungen Ungarns und Böhmens, für dieses stand er im Begriff, den jugendlichen König Ladislav zu opfern, um sich der Länder desselben zu versichern. Der erzherzogliche Titel, den er in seinem Hause einführte (1453), würde Licht auf seine heimlichen Absichten geworfen haben, hätten es die Unterhandlungen nicht schon gethan, die er wegen des Erbes Ladislavs angeknüpft hatte. Aber hier scheiterte er an Ungarn, Böhmen und Oestreich, so weit es diesem nachgebornen Sohne Albrechts II. zustand. Der Vollmachtsbrief, diese Länder für sich einzuziehen, den ihm der Papst ausgestellt hatte, wurde durch den bewaffneten Widerstand des Grafen Ulrich von Cilley zerrissen, Friedrich III. in Neustadt belagert und Ladislav der kaiserlichen Vormundschaft für enthoben erklärt. In Böhmen regierte Georg Podiebrad, in Ungarn Matthias Corvin Hunniades, im ladislavschen Oestreich der Graf von Cilley mit souverainer Gewalt, zu welcher der freigelassene König den Namen lieh. Der Churfürst Friedrich von Brandenburg begab sich zwar (1454) nach Breslau, um mit Ladislav die lausitzische Angelegenheit zu beenden, aber die Gesinnung Podiebrads

gegen Brandenburg wurde hier einleuchtender, als je, und Friedrich war dem Ziel nicht näher gekommen. Weit entfernt, durch diesen Wink, den ihm die Wendung der Dinge für seine Stellung gegen Podiebrad gab, sein Interesse für den kaiserlichen Hof schwächen zu lassen, war er vielmehr auf dem Wege, eine entscheidende Probe von seiner Anhänglichkeit abzulegen.

Denn während Deutschland durch seine innere Zerrüttung fast jeden Einfluß auf Europa verlor, sah es auch noch die letzte, schwache Mauer gegen die Osmanen durch den Fall Konstantinopels einstürzen, auf dessen Trümmern der griechische Kaiser den Athem aushauchte (1453). Seit der Schlacht bei Varna und dem Bau der Dardanellen war das Schicksal nicht mehr aufzuhalten und veränderte die Gestalt Europa's. Die ganze Christenheit schrie, das deutsche Reich erschrak und der päpstliche Nuncius Capistran riß die Gemüther zur Begeisterung für die Noth der Staaten und der Kirche hin. Aber die Leidenschaft der Kreuzzüge war eben vorüber, als die Vernunft sie gebot und das aufflackernde Feuer des Enthusiasmus erlosch auf dem trägen Gange der Reichstage. Der Kaiser rief die Fürsten nach Regensburg und erschien nicht, er lud sie nach Frankfurt ein und schickte Gesandte. Aeneas Sylvius entriß hier durch Beredtsamkeit dem Reich das Versprechen 42,000 Mann gegen die Türken zu stellen, und man beschloß, die Angelegenheit nächstens zu bedenken. Die Reichsstände versammelten sich zu Neustadt in Oestreich, um nur einmal mit dem Kaiser persönlich zu unterhandeln. Aber dieser war schlaff für die Sache der christlichen Welt, die Verwirrung im

Innern Deutschlands blieb, wie zuvor, die Erbitterung richtete sich gegen das Oberhaupt, und man fing an, bereits an einen Ausweg durch die Wahl eines römischen Königs zu denken, die Friedrich den Dritten auf seinen Titel herabsetzen sollte, als der Hilfruf des deutschen Ordens aus Preußen lauter als jemals wurde und den Plan gegen den Kaiser zeitigte.

Seit langer Zeit hatte sich an den Ufern der Weichsel ein Kampf der Noth mit der Gewalt erhoben, die Rechte des Volkes waren mit Füßen getreten, seine Würde für nichts geachtet, seine Tugend verhöhnt worden. Um den Orden zu verhindern, mit dem Arm der Willkühr ihre Freiheiten anzutasten, hatten die Stände Preußens einen Bund zu Marienwerder geschlossen, und die Entscheidung des blutigen Rechtsstreites in die Hand des Kaisers gelegt. Aber Friedrich III. trieb sie durch sein Urtheil unter die Flügel des polnischen Adlers und entzündete einen Krieg, den an Grausamkeit nur die Jahrhunderte der Bekehrungswuth überboten. Sechs und achtzig Städte kündigten dem Orden den Gehorsam auf; er sah seine Beamten über die Grenzen jagen, sechs und funfzig seiner Burgen erobern, sich selbst nach Marienburg, Stunen und Konitz gedrängt und von dem polnischen König Kasimir Elbingen bedroht. Seine Gesandten flogen nach Regensburg, um Rettung bei dem deutschen Reiche zu suchen; aber wie groß auch die Gefahr war, Deutschland war nie das Land der schnellen Entschlüsse und Friedrich III. nur durch Erschütterungen seines Hauses aufzuwecken. Diese Begebenheit, welche Polen, Preußen und die benachbarten Länder von dem Interesse gegen die Türken abriß,

drohte den Krieg an die Grenzen Brandenburgs zu versetzen, und brachte das Schicksal der Neumark und die Summen des Churfürsten in Gefahr, die er dem Orden auf dieses Land geliehen hatte. Niemals war die Wahl einer Maßregel schwieriger, und niemals hat Friedrich glücklicher die Umstände genöthigt, seinem Vortheil zu dienen. Ohne Polen durch offene Erklärung für den Orden einen Grund zu feindlicher Begegnung entgegenzuspielen, unterhandelte er mit dem Hochmeister über den Schutz der Neumark und besetzte Küstrin, Schiefelbein und Landsberg an der Warte. Die Anstrengungen des Ordens verschlangen den Rest seiner Hilfsquellen und zwangen ihn, sich eines Besitzes zu begeben, der ihm nur den Namen gelassen hatte. Das hatte Friedrich gewollt, und ohne durch lange Unterhandlungen Zeit zu verlieren, bot er ihm 100,000 Florener, mit Einschluß des Darlehns von 40,000 Gulden für das Land, und schloß zu Mewe an der Weichsel mit dem Hochmeister des deutschen Ordens, Ludwig von Ehrlichshausen den Kauf ab (1455). Diese Körperschaft behielt sich eine Straße durch das Land und die Möglichkeit des Wiederkaufs vor, und verband sich mit ihm auf Glück und Unglück. Aber dieser Vertheidigungsbund schloß Polen aus, gegen das er am nöthigsten gewesen wäre, und mit der Huldigung zu Soldin war jene Hoffnung auf immer verloren. Die Neumark, die seit der Veräußerung Sigismunds unter Vögten des Ordens gestanden, allem Unglück des Zwiespalts ihrer Herren mit Polen preisgegeben, in ihrem Handel gedrückt und zum Waarenartikel in der Hand geldbedürftiger Ritter geworden war, wurde

durch diesen Wechsel vor den Erschütterungen Preußens gerettet, und die Gewitter eines dreizehnjährigen Krieges, der sich mit der Erschöpfung des Ordens endete, gingen ohne Spur der Zerstörung an ihren Grenzen vorüber. Zwar ließ der Kaiser durch den Churfürsten von Brandenburg eine Vermittlung versuchen, zwar brach Friedrich nach Bromberg auf, um versöhnend zwischen die Kämpfenden zu treten, und berief sich auf den Zweck des Ordens wider die Ungläubigen, gegen die man der Hilfe nie mehr bedurft habe, als jetzt; seit zweihundert Jahren hat der Orden nur das Blut der Christen vergossen, erwiederte Kasimir und wies alle Versuche zurück. Die Drohungen des Kaisers, der mit der Achtserklärung gegen die preußischen Unterthanen alles erschöpft zu haben glaubte, was er vermöchte, flogen verachtend in die Lüfte, die Osmanen griffen immer weiter um sich, der Papst Nicolaus V. starb, der die Interessen gegen den Halbmond zu vereinigen gewußt hatte, und noch war keine Hoffnung da, die bedrohten Länder zu retten. Die Erledigung des päpstlichen Stuhles warf dem Kaiser noch einmal die Gelegenheit in die Hände, ihm Zugeständnisse für die Beschwerden der deutschen Nation abzuzwingen, noch einmal ließ er sie durch die Anerkennung Calixts III. entschlüpfen und zog das Netz der Demüthigung immer fester um sein Haupt.

Die Churfürsten eilten daher nach Nürnberg, um die Wahl eines römischen Königs zu bedenken, Mainz ließ alle Triebfedern gegen Friedrich III. spielen, und der Herzog Albrecht von Oestreich bot dem Churfürsten von Brandenburg 10,000 Dukaten für seine

Stimme. Doch ehe noch der Reichstag von Frankfurt erschien, wo man die Angelegenheit zu beenden beschloß, war die ganze Neigung des brandenburgischen Hauses für das Interesse Friedrichs III. wieder erwacht, hatte er Mittel gefunden, sich seiner Gesinnung zu versichern und durch glänzende Versprechungen die Eintracht der Stände zerrissen. Der Tag von Frankfurt ging mit seinen Gefahren für Friedrich III. unter, und es traf sich glücklich, daß sich dieses Gewitter aus dem Innern Deutschlands schon abgekühlt hatte, als ein neues aufstieg, das ihn nicht weniger bedrohte. Denn der Fall, den der Churfürst von Brandenburg so vorsichtig bedacht hatte, trat ein: Ladislav starb und gab allen Prätendenten Raum, ihr Glück zu versuchen (1457).

Jetzt war der Zeitpunkt für die Politik Friedrichs von Brandenburg erschienen, eine Probe von der Richtigkeit ihrer Berechnung abzulegen. Sie hatte ihm Anstrengungen gekostet, es war an ihr, sich dankbar zu beweisen. Zu den Kronen Ladislavs fanden sich zwei nahe Erben, Anna von Sachsen, die Gemahlin des Herzogs Wilhelm, war seine älteste Schwester, Elisabeth von Polen, die Gemahlin Kasimirs, die zweite. Hob Anna, wie es in Brandenburg vorausgesehen war, ihren Gemahl auf den böhmischen Thron, so war die Lausitz für Friedrich gewonnen und sein Opfer zu gutem Preis bezahlt. Fiel die Krone auf ein anderes Haupt des östreichischen Hauses, so hatte er eben solchem Dienste geleistet, die eines Gegendienstes werth waren. Mochte also die Wendung kommen, wie sie wollte, sie mußte

für Friedrich von Brandenburg günstig seyn. Wilhelm schickte nach Schlesien, um sich der Gesinnung der Stände zu bemächtigen, er wendete sich an die Oberlausitz, um dasselbe zu bewirken, und Friedrich bot alles auf, ihm den Weg auf den böhmischen Thron zu öffnen. Der Kaiser, der weniger auf seine oberlehnsherrliche Macht, als auf Verwandtschaft und die Verträge seines Hauses mit dem luxemburgischen seit Karl IV. rechnete, machte als Erzherzog von Oestreich Ansprüche geltend. Aber Friedrich III. war weder geliebt, noch geachtet, Wilhelm hatte die Erbin Böhmens nach Eckardsberg gefangen gesetzt, weil er es vorzog, sein Bett mit einer Buhlerin zu theilen, und besaß nur so viel Macht, um ein Band der Natur zu verletzen. Während man daher noch auf die Entscheidung gespannt war, war sie schon erfolgt, und Podiebrad setzte sich die Krone auf das Haupt, die er längst verdient hatte. In Ungarn hoben Verdienste und die Erinnerungen an seinen großen Vater den Matthias Korvinus aus dem Gefängniß auf den Thron. Alle Opfer Friedrichs von Brandenburg, die er dem Herzog Wilhelm gebracht hatte, waren demnach vergeblich gewesen, für ihn hatte er den weisen Grundsatz der Neutralität aufgegeben, für ihn seine Mark den Uebeln des Krieges ausgesetzt, und der lange und zuversichtlich berechnete Gang der Ereignisse hatte plötzlich eine Wendung genommen, die in dem Plan nicht angeschlagen war. Um noch eine ferne Möglichkeit zu retten, verlobte er den ältesten Sohn seines Bruders Albrecht, Johann, mit Margaretha, der Tochter jener Herzogin Anna (1458).

Aber trotz dieses Streiches, den ihm das Glück spielte, trotz dem, daß die offene Neigung zu den Interessen des Herzogs von Sachsen und des Kaisers zugleich eine Erklärung gegen Podiebrad gewesen war, in dessen Händen nun die Lausitz ruhte, blieb dem Churfürsten von Brandenburg dennoch ein Weg in dieses Land übrig, und es kam nur auf ihn an, ob er ihn mit Erfolg betreten wollte. Es kostete ihm nichts, als die Aufgebung einer Politik, die ihm noch keine Vortheile gebracht, wohl aber ihn allen Zufällen ausgesetzt hatte, die dem Kaiser und dem Herzoge von Sachsen begegnet waren. Es war vorauszusehen, daß Podiebrad und Matthias an ihre Abkunft erinnert, und daß sie sich den friedlichen Besitz ihrer Kronen nur mit den Waffen würden erkämpfen müssen, denn zu allen Zeiten hat das glückliche Verdienst einen offenen oder heimlichen, in jedem Fall gefährlichen Kampf mit der Geburt bestanden. Es traf sich zwar, daß die Feindschaft des Kaisers zuerst gegen Matthias gerichtet war, aber der Plan gegen Podiebrad war nur aufgeschoben, und dieser durfte die Demüthigung seines Glücksgenossen nicht abwarten, wenn er die seinige nicht erleben wollte. Die gemeinschaftliche Gefahr führte diese Könige zusammen und ein Band der Natur befestigte ihre Interessen. Um zu erhalten, was man empfangen hatte, mußte Oestreich verhindert werden, es anzutasten. Der innere Zwiespalt dieses Hauses, in den man sich bereitwillig eindrängte, um ihn zu nähren, war freigebig mit Mitteln, den Angriff von ihren eigenen Ländern zu entfernen. Aber dieser Zwiespalt könnte geschlichtet werden, wie es geschah,

Oestreich konnte seine Bruderkriege endigen, um sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, und um ihn niederzudrücken, war es mächtig genug, wenn es, im Besitz der deutschen Krone, alle Vortheile aus dieser Stellung zog. Nur erst auf dem Throne Friedrichs III. war Podiebrad gegen Friedrich III. gesichert, und wenn deutsche Fürsten es nicht zuerst waren, die den Funken dieses Gedankens in seine Seele warfen, so waren sie es doch zuerst, die ihn zeitigten und an seiner Ausführung arbeiteten. An diesem Plan hing von jetzt an für Friedrich von Brandenburg der Besitz der Lausitz und die Umstände eilten, ihn in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich zu entscheiden.

Diese Verhältnisse, die den Kaiser bedrohten und Brandenburg zu einer Erklärung herausforderten, traten am Rhein, in Franken und Baiern in eine gefährliche Verwickelung. Mit der Erlöschung der Baiern-Ingolstädtischen Linie schien der, durch ewig verlängerte, ewig gebrochene Waffenstillstände hingehaltene Zwist gestorben zu seyn und Landshut, an das die Erbschaft fiel, war durch Proben der Freundschaft an Brandenburg gebunden. Aber da der Herzog Ludwig, ein Fürst, den man den Reichen nannte, weil die andern arm waren, sich weigerte, das Landgericht in Franken anzuerkennen und der Reichsstadt Donauwerth sich bemächtigte, reizte er durch jenen Eingriff den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, durch beide den Kaiser. Zwar verstand es Aeneas Sylvius, der unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, die ausgebrochene Flamme zu beschwören

und das deutsche Reich der Verlegenheit, die versprochenen 20,000 Mann zur Rettung Donauwerths zu stellen, zeitig genug noch zu überheben, weil er es gegen die Türken in Bewegung bringen wollte; doch Ludwig von Baiern zerriß den kaiserlichen Schirmbrief für das fränkische Landgericht, und wurde wegen dieser Beleidigung der Majestät vom Kaiser in die Reichsacht erklärt. Durch diesen vorschnellen Schritt, dem Friedrich III. keine Achtung verschaffen konnte, drängte er den Herzog in die Arme Friedrichs von der Pfalz, der sich die Churwürde mit Gewalt erzwang und durch seinen Beinamen, des Siegreichen, die Ohnmacht der deutschen Krone verspottete. Diese Vereinigung nöthigte dem Herzog Ludwig dem Schwarzen von Baiern, eine Niederlage bei Bockenheim dem Erzbischof Dietrich von Mainz den Frieden ab und zwang sie, das Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht aufzugeben. Zugleich eilten Gesandte nach Polen, um Brandenburg zu beschäftigen, das, im Bunde mit Sachsen, Beistand nach Franken geschickt hatte. Als sich am Tage bei Roth die Heere gegenüber standen, stellte sich der Herzog Wilhelm von Sachsen mit dem Bischof von Augsburg vermittelnd zwischen die Schlachtreihen, und zu Nürnberg entschloß man sich, die Entscheidung des Streites in die Hände des Königs von Böhmen zu legen. Dieser friedliche Ausweg, ein Mittel, um über größere Absichten einen Schleier zu werfen, war gefährlicher, als der Kampf; denn eben er zog das Netz um den Kaiser, dem Baiern, Mainz und Pfalz schon die letzte Demüthigung geschworen hatten.

Georg Podiebrad, dem man die Vermittelung in die Hände gespielt hatte, forderte die Entzweiten nach Eger, und schritt der Ausführung des Planes entgegen, Friedrich dem Dritten das Schicksal Adolphs von Nassau zu bereiten. Aus allen Gegenden des Reiches erschienen Fürsten und Gesandte, um das Urtheil zu vernehmen, das Georg auf eine bequemere Zeit verschob. Die Minen, die den Kaiser stürzen sollten und die der Erzherzog Albrecht selber mit gegraben hatte, waren so sicher angelegt, daß nur eine einzige Stimme fehlte, um sie auffliegen zu lassen, und diese einzige Stimme war durch Vortheil an Böhmen gewiesen. Denn hier schwankte die Ehre Friedrichs **III.** nur noch in der Hand Brandenburgs, und wie verführerisch waren die Aussichten, wenn es sich für Podiebrad, wie wenig war verloren, wenn es sich gegen Friedrich **III.** erklärte! Die Erinnerungen an seine zwanzigjährige Regierung waren eben so viel Ankläger, die Bedrängniß des Reiches führte eine laute Sprache gegen ihn, und die Geschichte Deutschlands selbst nahm das Wort für seine Absetzung, denn aus weit geringern Anlässen waren Könige der Krone für verlustig erklärt worden. Aber eben diese Anklagen stießen im Innern Friedrichs von Brandenburg auf Vertheidiger, denn immer waren es die Fürsten selbst gewesen, die jede Absicht des Kaisers hintertrieben hatten. Sie hatten das Herz des Reiches zerrissen und zerrissen es noch, und was in vergangenen Jahrhunderten geschehen, war darum noch noch mit Recht geschehen. Ueberdieß war eine lange Freundschaft, ein Eid, der ihn an das Oberhaupt

band, nicht so leicht gelöst, und in die Schale dieser Gründe warf die Religion noch ein schweres Gewicht. Ein Fürst, wie Friedrich II., der einen religiösen Orden: Schwanengesellschaft unserer lieben Frauen Kettenträger (1443) gestiftet und noch im Jahr 1453 Anstalten zu einer Wallfahrt nach Jerusalem getroffen hatte, konnte kein Freund der neuen Meinung in Böhmen seyn, die Podiebrad sichtbar begünstigte und für die er den Bannstrahl des römischen Stuhles wagte. Der Churfürst lehnte daher zu Eger, wie zu Nürnberg, wo man den Versuch wiederholte, den Antrag ab und bezahlte die Erhaltung Friedrichs III. mit dem Verlust der Lausitz (1461).

Denn scheiterte auch dieser Plan am Gewissen eines Fürsten, der alle Vortheile ausschlug, so waren doch die Pfeile, die gegen den Kaiser gerichtet waren, in ihrem Flug nicht wieder zurückzunehmen, und sein Schicksal mußte das Schicksal seiner Freunde werden. Der Herzog Ludwig von Baiern steigerte seine Forderungen an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in dem Grade, wie der Entschluß fester wurde, die Frage durch die Waffen zu entscheiden, und der König von Böhmen lehnte die Vermittelung ab. Der römische Stuhl, der das Interesse des Kaisers nie wärmer verfocht, als jetzt, weil er in Podiebrad den Hussiten, Friedrich III. den glücklichen Nebenbuhler fürchtete, arbeitete thätig für die Sache des Thrones und ergriff Maßregeln, die ihre Gefahr vergrößerten. Denn unglücklich genug traf es sich, daß Pius II. von dem Churfürsten von Mainz, Dietrich von Isenburg, die Annaten forderte, die dieser

nicht gesonnen war, zu bezahlen, und daß er den Bannfluch über ihn schleuderte, als Dietrich auf ein allgemeines Concilium sich berief. Friedrich III., den man nach Frankfurt zur Verantwortung forderte, und der Papst, der sich hier mit einer Kirchenversammlung bedroht sah, hatten also gleich starke Beweggründe, diesen Reichstag zu vereiteln. Aber eben dieß war es, was die Feinde des Kaisers um einen gefährlichen Gegner mehr versorgte. Während dieser gewitterschweren Zeit schickte Friedrich III. dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg die Vollmacht zu einem allgemeinen Aufgebot gegen Böhmen und Baiern, und Albrecht zögerte nicht, die Schrift in Nürnberg anzuschlagen. Dieser Schritt entlud die Wolken, und ein Friedensversuch zu Prag und Znaim konnte der Erschütterung nicht begegnen. Vierzehn Fürsten Deutschlands und vier und vierzig Reichsstädte auf kaiserlicher Seite, funfzehn Fürsten im Interesse Podiebrads und Ludwigs von Baiern standen sich gegenüber, und während sich Brandenburg in der Lausitz bedroht sah, hielt der Bürgerkrieg in Oestreich, Baiern, Franken und am Rhein seine Erndte. Nachdem das Glück unentschieden zwischen den Partheien geschwankt hatte, um den Kampf nur blutiger zu machen, verließ es die Kaiserlichen. Der Markgraf von Baden, der Graf von Würtemberg und der Bischof von Metz wurden von Friedrich von der Pfalz bei Seckenheim am Neckar, bald darauf Albrecht von Brandenburg mit 6000 Mann bei Gingen von dem baierischen Ludwig auf das Haupt geschlagen. Der Adler Oestreichs, das Reichspanier, die Fahne Albrechts mit dem rothen

Adler, das Reichsmarschalpanier mit den beiden rothen Schwertern und die würtembergische Fahne wurden eine Beute des Siegers.

Während sich der Markgraf Albrecht nach Ulm warf, um neue Kräfte zu sammeln, war ein böhmisches Heer unter dem Befehl Zenko's von Sternberg in die Lausitz eingebrochen und hatte Kotbus belagert, an das er ein Einlösungsrecht geltend machte. Zwar eilte der Churfürst von Brandenburg zu Hilfe, und drängte die Belagerer zurück, aber die ganze böhmische Macht brach über Teupitz herein und bewegte sich drohend nach der Churmark. Zu schwach, um das Glück des Landes auf den Wurf einer Schlacht zu setzen, und ohne Hoffnung von den bedrängten Kaiserlichen in Franken und Baiern Hilfe zu erhalten, war er genöthigt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen und trug ihn den Böhmen zu Guben an. Podiebrad war bereit, aber Friedrich mußte ihn zu einem Preis bezahlen, der ihm alle Hoffnungen auf die Lausitz kostete und den warm gepflegten Entwurf mit einem Federzug durchstrich. Aus dem ganzen Bau seines Planes, dem er so kostbare Opfer gebracht hatte, rettete er nichts, als Kotbus, Peiz, Teupitz, das Land Beerfeld, Lübben und den Anfall von Beeskow und Storkow unter böhmischer Oberlehnsherrschaft (1462).

Durch den Abtritt eines wenig gefürchteten Gegners, wie Brandenburg war, gewann Podiebrad Zeit, nach dem Stand des Spieles in Oestreich und Baiern zu sehen und nach Umständen es mit zu besetzen. Die Niederlagen bei Seckenheim und Gingen

hatten der Pfalz und Baiern ein Uebergewicht verschafft, das auf alle Bewegungen der Kaiserlichen drückte. Der Krieg, den Albrecht von Brandenburg von Ulm aus gegen wehrlose Unterthanen an der Donau führte, bedeckte die Wunden nicht, die dem Glück des Kaisers geschlagen waren, und Unternehmungen von Dauer waren die zerrütteten Finanzen der Fürsten nicht gewachsen. Eben als man hier durch einen Waffenstillstand den Frieden vorbereitete und ein Freund der Krone nach dem andern von dem Schauplatze abtrat, kam Friedrich III. in den Fall, seiner mehr zu bedürfen, als je, denn der ganzen Gewalt des Angriffs war er allein gegenübergestellt. Sein Bruder und seine Unterthanen drängten ihn in die Burg von Wien zurück, fingen an, ihm durch Hunger Zugeständnisse abzutrotzen, und der Erzherzog Albrecht war auf dem Wege, gefürchteter Herr der Ereignisse zu werden. Aber eben dieß war es, was nicht in dem Plane Podiebrads lag, denn selbst als Verbündeter Oestreichs hatte er gegen Oestreich gekämpft, und wer aus diesem Hause auch Sieger bleiben mochte, er war gerade darum für Böhmen gefährlich. Dieselbe Stimme der Klugheit, die ihm gerathen hatte, den Erzherzog gegen den Kaiser zu unterstützen, bewog ihn jetzt, jenen aufzugeben, um diesen zu halten. Ueberdieß, wenn er das träge Regiment Friedrichs III. verlängerte, konnte er seine Politik mit dem glänzenden Mantel der Großmuth überdecken und sich eines Rechtes auf die Dankbarkeit desselben versichern. Er rückte also in Oestreich ein, um den Kaiser zu retten, und zwang

durch diese Bewegung dem Erzherzog einen Vergleich mit seinem Bruder ab. Für diesen Dienst erklärte der Kaiser die Prinzen Podiebrads zu Reichsfürsten, und glaubte ihn damit aufgewogen zu haben, als Rom die Krone seines Retters für den Liebhaber ausbot!

Alle diese Umstände vereinigten sich, um einen allgemeinen Frieden in Deutschland herzustellen und die drohende Macht an den Grenzen Ungarns war ein starker Beweggrund, die besondern kleinen Interessen gegen das allgemeine und große aufzugeben. Ungewiß wär es, ob die Feinde des Kaisers gewonnen, aber gewiß, daß seine Freunde verloren hatten, sogar in der öffentlichen Meinung von ihrer Macht. Er selbst trat noch einmal gerettet aus dem Sturme, und erhielt sich eine Krone, der er kein Ansehn und keine Würde verschaffen konnte. Das Haus Brandenburg hatte ihm kostbare Beweise seiner Freundschaft gegeben. Für ihn hatte Albrecht, wenn auch nicht ohne unreine Vermischung mit seinem eigenen Vortheil, sich und sein Land an den Abgrund der Gefahr geschleudert, für ihn war Friedrich II., mehr edel, als klug, mit Sachsen allein den Absichten Böhmens und Baierns entgegengetreten, und hatte zu einer Zeit, wo von Friedrich III. weder etwas zu hoffen noch zu fürchten stand, für ihn jeden Antrag des Glückes ausgeschlagen, um sich gefährlich in sein Schicksal zu verwickeln. Der mit ängstlicher Berechnung entworfene, mit Opfern durchgeführte Plan auf die Lausitz war für die Angelegenheit des Kaisers zerrissen worden, und die Aus-

sichten Brandenburgs auf Erwerbungen gehen von jetzt an nach andern Gegenden: was wird Friedrich III. thun, um diese Freundschaft zu verdienen, was, um die schwere Schaale derselben bei jenen Aussichten mit einem Zeichen der Dankbarkeit zu heben?

Fünftes Buch.

Von dem Jahr 1463 bis 1517.

Seit dem Friedensvertrag von Guben, gab es der Churfürst Friedrich II. auf, durch weitaussehende Entwürfe das Glück zu ermüden, und trat von dem Schauplatze fremden Interesses, wohin eben sie ihn geführt hatten, in die engern Grenzen zurück, die ihm von der Natur und der Erfahrung angewiesen waren. Wie viel er auch an Podiebrad verloren hatte und wie sehr die Vereitlung seiner Absichten auf die Lausitz auch geeignet war, die Abneigung zu steigern, welche schon die Religion gegen diesen Fürsten unterhalten hatte, so legte er dennoch den Haß gegen ihn ab. Durch die edle Vermittlung seines Charakters hatte seine Glaubensmeinung mit den Ueberzeugungen Podiebrads sich versöhnt; eben der Fürst, der ihm seinen Plan durchstrichen hatte und mit seiner Kirche sich entzweite, hatte sich seiner Achtung bemeistert, und alle Versuche Roms und des Kaisers, sie zu erschüttern, waren vergeblich. Sie ist von jetzt an die stärkste Triebfeder seiner Politik gegen Böhmen, und wie auch die Aussichten, verführerischer, als jemals, sich wieder

öffnen, er läßt sie verfallen. Durch den Tod seines Bruders Friedrich zu Tangermünde (1463) fielen nach der väterlichen Verordnung die Altmark und Prießnitz an den Churfürsten, durch das Ende Johanns des Goldmachers zu Baiersdorf (1464) das fränkische Land oberhalb des Gebirges an den Markgrafen Albrecht zurück. Beide, einig und durch Bündnisse verstärkt, besaßen demnach Kräfte genug, den aufgegebenen Gedanken wieder aufzunehmen und den Absichten des päpstlichen Stuhles entgegenzukommen; beide verschmähten es und brachten, was edeln Seelen eigen ist, der moralischen Größe Podiebrads ihr Opfer.

Gleichwohl war es die warme Achtung für den böhmischen König und die Liebe zum Frieden nicht allein, was den Churfürsten veranlaßte, jede Versuchung zur Rückkehr auf den unheimlichen Boden der Politik des Kaisers und Roms abzulehnen. In seiner Nähe verwickelte ihn die unsichere Sprache der Verträge in Verhältnisse, die ihn noch einmal zu der Probe verführen, sie mit dem Schwerte zu entwirren, und alle trüben Erfahrungen des Krieges, die er gemacht hat, noch einmal zu erleben. Seit der unglücklichen Unternehmung auf Pasewalk und Torgelow hatten Vergleiche und Bande des Blutes die offene Zwietracht mit Pommern unterdrückt; aber eben der Zweig des herzoglichen Hauses, dessen Gesinnung die sicherste Bürgschaft des Friedens war, starb mit dem jugendlichen Herzog Otto III. von Stettin ab (1464), und Franz von Eichstädt, der in die Gruft sprang, um den zerbrochenen Schild und Helm wieder zusammenzufügen, holte damit neue Stoffe des Krieges heraus. Brandenburg,

dem seit 1338 die Erbfolge in Pommern versichert war, forderte das verwaiste Fürstenthum Stettin, und erklärte die Verwandtschaft dieses Hauses mit dem Wolgastischen für zweifelhaft. Wolgast, das auf zwei Fürsten, Erich II. und Wratislav X., beruhte, bewies den gleichen Ursprung des Geschlechtes von Barmin I., lehnte daher die Behauptung von eingetretenen Rechten Brandenburgs ab und stützte sich auf den Umstand, daß jener Erfolgevertrag ohne Genehmigung der Pommern-Wolgastischen Linie geschlossen worden sei. Die Herzöge besetzten das Land und zum Frieden führte weder der Krieg der Feder, noch ein Vergleich zu Soldin, der den pommerschen Prätendenten das Erbe Otto's III. zusprach (1466). Denn die Bedingung, unter der er erfolgte, daß die Herzöge wegen der ganzen pommerschen und rügischen Länder sich für Vasallen Brandenburgs erklären, und dieses Haus für den Erben nach Erlöschung des ihrigen anerkennen sollten, wurde nicht erfüllt, und erleichterte ihnen nur den Weg in das Herz dieses Fürstenthums. Konnten jene Ansprüche Brandenburgs durch die Geschicklichkeit gelehrter Federn angetastet werden, so konnte es dieser Vertrag nicht, und selbst dadurch, daß sie ihn schlossen, daß sie einen Theil desselben, den vortheilhaften, in Erfüllung setzten, hatten die Herzöge jene Rechte stillschweigend anerkannt. Sei es, daß dieses unfreiwillige Geständniß sie auf der Hälfte des Weges überraschte und zur Umkehr bewog, ehe sie noch den zweiten Theil des Vergleichs für Brandenburg erfüllten, oder daß sie nur Zeit hatten gewinnen wollen, die Besitznahme zu vollenden und ihr den Stempel des

Rechts aufzudrücken; sie lehnten alle Bedingungen ab, so wie sie geschehen war, und ließen dem Churfürsten nur die Wahl zwischen den Waffen und der Verzichtleistung. Gleichwohl lag es noch in den Händen des Kaisers Friedrich III., dem Ausbruch zu begegnen, und Brandenburg hatte Rechte auf seine Dankbarkeit. Jene Umstände spielten ihm mit der Berufung an seine Entscheidung eine günstige Gelegenheit in den Weg, eine Probe seiner Erinnerung an die Opfer abzulegen, die es für ihn übernommen hatte, und der Churfürst kam leise seinem Gedächtniß zu Hilfe. Wirklich erhielt er das Recht von ihm, Titel und Wappen von Pommern anzunehmen. Aber wenn Friedrich III. ja die Eigenschaft der Erkenntlichkeit besaß, so wirkten hier schon Umstände auf seinen Entschluß, keinen Gebrauch davon zu machen.

Denn die große Frage des Hussitenkrieges hatte sich schon soweit in ein Nichts aufgelöst, daß Pius II., der als Aeneas Sylvius an der Versöhnung der christlichen Welt gearbeitet hatte, sie mit einer neuen Erschütterung bedrohen und die Vernichtung jener Kompaktaten fordern konnte, die von den Böhmen so theuer erkauft waren und nach und nach so wohlfeil geopfert wurden. Sein Nachfolger, Paul II., der die Wissenschaften haßte, weil sie ihm fremd waren, hatte die Kühnheit, den König Georg Podiebrad nach Rom vorzuladen und seine Unterthanen der Eide gegen ihn zu entbinden. Ob der Kaiser Friedrich III., der dem böhmischen König nie sein Glück vergeben konnte, Antheil an diesem Entschluß des römischen Stuhles gehabt habe, mag zweifelhaft bleiben, aber an der Aus-

führung hat er ihn gewiß gehabt. Die Erinnerung an die Tage von Wien und an seinen Retter ging in seinen Planen, wo die Dankbarkeit keine Stimme führte, und in der warmen Vereinigung mit den Absichten Roms unter. In dieser Stimmung fand ihn der Reichstag, den er nach Nürnberg ausgeschrieben hatte, um Deutschland noch einmal gegen die Türken aufzubieten. Aber so weit war es schon gekommen, daß der päpstliche Stuhl das Interesse der Staaten einem dogmatischen opferte, und statt gegen den heftigsten Feind der Christenheit die schwerfälligen Glieder zu vereinigen, sie vielmehr trennte und gegen die Meinungen Podiebrads einen neuen Krieg zu entzünden suchte. Den zwanzigtausend Mann, die das Reich beschloß, Ungarn zu Hilfe zu schicken, und wovon der Churfürst die Stellung von 160 Fußknechten und 60 Reitern übernahm, glaubte Fantini, der Auditeur des päpstlichen Pallastes, die Richtung nach den böhmischen Gebirgen anweisen zu müssen; aber es waren nicht mehr jene Fürsten, die lenksamen Werkzeuge Roms, die Kanonen der Hussiten hatten die Aechtgläubigkeit erschüttert, und die politische Absicht, die den Kaiser belebte, scheiterte an der Gleichgültigkeit des Reiches für die Angelegenheiten seines Hauses. Brandenburg übernahm es vielmehr, sich als Vermittler zwischen Podiebrad, den Kaiser und Rom zu stellen, und mit dem Plane Friedrichs III. und Pauls II. gegen Böhmen zerstob auch, wie früher, die Unternehmung gegen den Halbmond. Friedrich III. ist durch die Menge der Reichstage berühmt geworden, die alle vergebens waren.

Aber so gewiß Brandenburg daran arbeitete, einen neuen Krieg mit Böhmen zu vermeiden, so unvermeidlich machte eben dieß den Kampf mit Pommern. Denn sobald der Kaiser bemerkte, daß das Interesse des Churfürsten nicht mehr so warm dem seinigen begegnete, und daß er in der Freundschaft desselben nicht höher, vielleicht kaum mehr so hoch stand, als Podiebrad, neigte er sich sichtbar auf die Seite der Herzöge von Wolgast und gab ihnen eben so günstige Entscheidungen auf Kosten Brandenburgs, als er diesem Hause sie auf Kosten jener gegeben hatte. Diese Schwankungen, mehr die Folge seiner Politik, als seines Charakters, waren so wenig geeignet, den Widerspruch der Forderungen auszugleichen, daß sie vielmehr keine andere Wahl übrig ließen, als die Waffen. Der Churfürst schloß daher Bündnisse mit Böhmen, Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und Lauenburg und versperrte dem Handel mit Kriegsbedürfnissen den Weg nach Stettin. Aber mit diesen Anstalten durchkreuzte Brandenburg die Absichten Friedrichs III. und eben so gewiß, als er es gezwungen hatte, diese Mittel aufzubieten, verhinderte er den Churfürsten, davon Gebrauch zu machen. Zu derselben Zeit, wo er den Herzögen von Pommern bei Strafe von tausend Pfund Goldes untersagte, sich zur Anerkennung der Lehnsherrschaft Brandenburgs zu verstehen, trat er gebieterisch zwischen den Churfürsten und seine Verbündete, und zog einem nach dem andern die Waffen gegen Wolgast aus den Händen.

Während diese Umstände den Churfürsten Friedrich II. gefährlichen Gegnern fast allein gegenüberstell-

ten, und eine geheime Verbindung Pommerns mit Polen sie noch mislicher machte, wurde die Verwickelung in Böhmen immer gefährlicher, und kostete dem Churfürsten auch noch den Beistand des Markgrafen Albrecht. Der Papst Paul II., dem weniger an dem Kaiser, als an der Kirche lag, bot aus, was er nicht auszubieten hatte, die böhmische Krone, und schickte den Bischof Rudolph von Lavant nach Berlin, um den Churfürsten zur Annahme derselben zu bewegen. Unter diesen Verhältnissen war der Misgriff zu groß, und die Verrechnung in dem Charakter Friedrichs II. zu stark, als daß der Antrag eines Thrones, über den Böhmen und das deutsche Reich, nicht der päpstliche Stuhl zu verfügen hatte, eines Bedenkens werth gewesen wäre. Ueberdieß, so warm auch der Churfürst den Glauben seiner Kirche liebte, so leuchtete doch die Absicht des Papstes zu deutlich durch, ihn zum Werkzeug herabzusetzen; denn Rom bedurfte nur der Waffen Brandenburgs, gleichviel, ob sie den Churfürsten oder einen Andern auf den Thron führten. Aber wenn Georg Podiebrad auch aufgehört hatte, einen Feind in dem Churfürsten von Brandenburg zu besitzen, so wußt' ihm der Papst nur einen um so gefährlichern zu erwecken, indem er einen Weg zu dem empfänglichen Ohr des Königs Matthias von Ungarn fand, und ihn verleitete, seinen Ruhm mit einem Treubruch und mit einem Vergehen an der Natur zu beflecken. Während der Kaiser, dem es mehr um den Papst, als um den Glauben zu thun war, sich als Pilger nach Rom begab — so verächtlich endigten sich die pomphaften Römerzüge! — und zu den Füßen des

Papstes, wo er stets seinen Platz nahm, die böhmische Krone im Auge hatte, rüstete sich Matthias aus demselben Grunde, in Böhmen einzubrechen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg, durch die Vermählung seiner Tochter Ursula mit dem Sohne Podiebrads, dem Herzog Heinrich von Münsterberg, durch Freundschaft und Achtung in das Interesse Böhmens verflochten, deckte dem bedrohten König die Grenzen gegen den Angriff, und wurde von den Unternehmungen des Churfürsten abgezogen. Während man beschäftigt war, einen achtungswerthen Fürsten vom Throne zu stürzen, rückten die Türken über die entblößten Grenzen schon in Krain ein, aber was wollte die Angst Deutschlands und die Verwüstung der Länder in den Augen Roms gegen den Sieg über eine Meinung bedeuten?

Durch diese Verhältnisse fast von allen Bundesfreunden entblößt, hatte der Churfürst Friedrich II. unterdeß Pommern angegriffen und sich Meister von Vierraden, Garz, Lökenitz und Torgelow gemacht. Da der Feind sich überall hinter die Mauern warf und das offene Feld vermied, drohte der Krieg sich in die Länge zu ziehen, und der Besitz von Stettin, das durch sein Ansehn die Meinung, durch seine Lage die Oder und das Land beherrschte, war von Wichtigkeit, um ihn schneller zu enden. Nachdem jeder Angriff abgewiesen war, erfuhr der Churfürst eines Abends von zwei Rathsdienern, die von seinen Posten außerhalb der Stadt waren ergriffen worden, daß das passauische Thor hinter ihnen offen geblieben sey. Er zwang sie, seiner Reiterei zu Führern zu dienen, um sich dieses

Eingangs zu bemächtigen. Unterdeß hatte der Zufall einen Bürger in das Thor geführt, und das ferne Geräusch der Pferde ihn bewogen, es zu verschließen und Lärm zu machen. Die Brandenburger fanden also den Weg verfallen, den Feind schlagfertig und zogen sich zurück. Die Vereitelung eines Unternehmens, das den Krieg entscheiden konnte, und die vorgerückte Jahreszeit, die weitläufigen Planen nicht mehr günstig war, nöthigten den Churfürsten, Stettin aufzugeben. Während er vor die Stadt Greifenhagen rückte, die ein leichteres Spiel versprach, bewegte sich der Herzog Heinrich von Mecklenburg, sein Bundesgenosse, über die Tollensee nach Treptow, in welche Stadt er Feuer zu schleudern wußte. Die Behauptung dieser eroberten Burg währte kaum so lange als die Belagerung. Die Stadt, welcher der Herzog eine Besatzung von 200 Mann zurückließ, wurde von den Pommern mit Hilfe eines Wagens, den sie hineinschickten, und mitten im Thor zerbrachen, wieder gewonnen und die Mecklenburger gefangen oder niedergehauen. Unterdeß hatte sich der Herzog Erich von Wolgast nach Pyritz geworfen und schnitt durch Streifzüge den Brandenburgern vor Greifenhagen, das sie umsonst belagerten, die Zufuhr ab. Der Herzog Wratislav stürzte sich in das offene wendische Land, bemächtigte sich der Lebensmittel und vergrößerte die Noth des churfürstlichen Heeres. In diesem Zeitpunkt bot Stralsund, dessen Handel gedrückt wurde, die Vermittlung an, und die Umstände waren nicht geeignet, einen Waffenstillstand auszuschlagen (1468).

Das Uebergewicht, das sich Pommern in diesem

Feldzuge durch Geschicklichkeit verschafft hatte, machte den Weg friedlicher Vergleiche noch unzugänglicher. Hier war es der Stolz des Siegers, in Brandenburg die Ehre, was die Annäherung verhinderte. Der üble Erfolg dieses Feldzugs war durch den Mangel eines zahlreichen Heeres und der Lebensmittel entstanden. Jener hatte den Churfürsten verhindert, den Feind zu zwingen, sein Kriegssystem aufzugeben und ihm im Felde zu stehen. Unaufhörlich, und von allen Seiten angegriffen, hatte er wieder verloren, was er kaum erobert, und seine Truppen vor Mauern geschwächt, während der Feind der Herr des Landes war. Mit der Rechnung auf gefüllte Speicher hatte er den Feldzug im Herbst begonnen, aber diese Speicher zündete der Pommer selber an oder flüchtete seine Erndten hinter die Mauern. Daher war der Soldat auf mühsame Streifzüge gewiesen und nur desto gewisser dem gewandten Feinde preisgegeben. Um diesem Ungefähr und der Ueberlegenheit Pommerns das Glück nicht noch einmal bloßzustellen, bedurfte es größerer Anstrengungen als zuvor, das Heer wurde vermehrt und für seine Nothdurft gesorgt. „Wir lassen euch wissen,“ schrieb der Churfürst an die Stadt Brandenburg aus seinem Lager bei dem Dorfe Stellenburg, „daß wir eine starke Wagenburg haben von unserm reisigen Zeuge und guten gewapneten Männern, als wir unser Lebtage jemals gehabt haben. Wir wollen der Sache bald ein Ende schaffen.“ Aber diese Rüstungen hatten seine letzten Kräfte erschöpft, und von derselben Stadt sah er sich genöthigt, hundert Schock Groschen zu borgen. „Laßt uns in unserer Noth nicht unterliegen,“ setzte er hinzu,

„wir sind dessen sehr bedürftig und wissen das anderswo nicht aufzubringen."

Nach diesen Rüstungen setzte er sich im Sommer 1469 über Pasewalk, das jedem Angriffe widerstand, nach Uckermünde in Bewegung, um Stettin von der See abzuschneiden. Zugleich rückte der Landvogt von Schiefelbein, Jacob Polenzky, von der andern Seite in Pommern ein und schlug bei Langen-Ziegenow den Vogt von Belgard, der dreihundert Todte auf dem Felde und hundert Gefangene in den Händen des Siegers ließ. Während dieser geschickte Krieger seine Unternehmungen gegen den Bischof von Kamin fortsetzte, und Cörlin überraschte, nahm die pommersche Besatzung von Anklam dem Herzog Ulrich von Stargard, dem Verbündeten Brandenburgs, sechzig Brodwagen mit der Bedeckung weg. Dieser Unfall und die Hartnäckigkeit, mit der sich Uckermünde vertheidigte, bahnte dem Hunger wieder den Weg in das Lager des Churfürsten, und nöthigte ihn, die mecklenburgischen Hilfstruppen zu entlassen. Erich von Wolgast warf sich von Pyritz aus auf die entblößte Neumark und setzte das Land durch Brand und Verwüstung in Schrecken. Mit dieser Nachricht erfuhr man zugleich die Annäherung stralsundischer und rügischer Hilfstruppen, und in Uckermünde stieg der Muth, wie er im brandenburgischen Lager fiel. In dieser Stadt befand sich ein Mönch, ein geschickter Artillerist *), der in dem Rufe stand, mit den schwarzen Geistern einen geheimen Bund zu unterhalten und nie-

*) Magister bombardarum.

mals zu fehlen. „Ich werde dem Brandenburger näher rücken, wenn er nicht bald geht,“ äußerte er einst, wie man erzählt, und schoß von der Mauer herab dem Churfürsten, der sich eben zu Tisch gesetzt hatte, die Speisen unter den Händen weg. Dieser Treffer wirkte betäubend auf die Sinne Friedrichs II., und sein Geist fing seitdem an, das Licht zu verlieren. Von körperlichen Leiden gebeugt und ohne Hoffnung, das Glück an seine Waffen zu binden, aus der Neumark und Uckermark von unglücklichen Nachrichten bestürmt, nahm er die Vermittlung Polens an und zog sich in seine Länder zurück. Aber wie auch die Gesandten Brandenburgs, Pommerns und Polens zu Radom und Petrikow den Keim des Zwiespaltes zu ersticken suchten, so hatte doch der Churfürst Ursache, an der Reinheit der Absichten Polens zu zweifeln, das die Entscheidung in die Hände krakau'scher Gelehrten spielen wollte; denn Pommern war auf dem Wege, sich in den Schutz Polens zu begeben und sein Land für ein Glied dieses Reiches zu erklären. Mit allen Anstrengungen, die seinem Lande schwere Opfer, ihm das heitere Gefühl des Lebens kosteten, war Friedrich II. nicht weiter gekommen, als wo er angefangen hatte. Der Zwist blieb ungeschlichtet, und ein Waffenstillstand, den er einging, war der ganze Gewinn aus dem Erbe Pommerns, den er seinem Nachfolger hinterlassen konnte.

Das Unglück, das die letzten Tage dieses Fürsten niederdrückte, der Verlust seines einzigen Sohnes Johann (wahrscheinlich 1469), körperliche Uebel und das Gefühl der Geistesschwäche bewogen ihn, das Ruder

des Regiments in die Hände seines Bruders, des Markgrafen Albrecht niederzulegen. Er zog sich mit dem mäßigen Jahrgehalte von 6000 Gulden, die er sich aus den vier Städten oberhalb des Gebirges vorbehielt, nach Plassenburg in Franken zurück, und starb hier am 10. Februar 1471. Glücklich in Unterhandlungen, unglücklich im Krieg, hatte dieser Fürst den größten Theil seiner Unfälle der warmen Anhänglichkeit an das Haus des östreichischen Friedrich anzuschreiben; eine Neigung, die ein Erbe der Hohenzollern war. Seine Absicht auf die Lausitz scheiterte aus diesem Grunde, und weil die Natur der menschlichen Dinge keine lange Vorausberechnung zu dulden scheint, denn sie entrückt dem Auge das Spiel der Zufälle. Als die Zeit eintrat, wo der Kaiser Friedrich III. Beweise seiner Erkenntlichkeit geben konnte, hatten sich die politischen Verhältnisse geändert, und die Lauheit, womit er die Dienste Brandenburgs erwiederte, stürzte den Churfürsten in sein letztes Unglück. Mit geringen Kräften erweiterte er sein väterliches Land, aber die Umstände verstatteten ihm nicht, die Saat des innern Glückes zu zeitigen und den Regenten auf einen sichrern Boden der Finanzen zu stellen. Er hinterließ, so viel bekannt ist, eine Schuld von 100,000 Gulden, die unter der Regierung seines Nachfolgers die Stände der Altmark, Mittelmark, Priegnitz und Uckermark übernahmen (1472). Friedrich II. war fromm nach der strengen Weise der katholischen Kirche und des Jahrhunderts und dieß Gefühl hatte Antheil an seiner Politik. Noch in seinem Testamente verordnete er, daß seinem Sarge hundert Priester folgen sollten.

Aber was mehr bedeutet, als dieß und die Stiftung eines religiösen Ordens, und als die Absicht, nach Jerusalem zu wallfahrten, ist das Glaubensbekenntniß, das er als den Erguß eines edeln, tiefen und Gott ergebenen Gemüths seinen Enkeln hinterließ. Vorsichtig in seinen Entschlüssen, war er beharrlich in ihrer Ausführung, und der Strom verdorbener Sitten, die Brandenburg in diesem Jahrhundert auszeichneten, fluthete unter ihm hinweg.

Sein Bruder, Markgraf Albrecht, der von nun an in die churfürstlichen Rechte trat, war der Held des Hauses Brandenburg, und erhielt die Beinamen Achilles und Odysseus, weil man fand, daß jede Vergleichung hinkt. Er besaß, wie jedes Talent über die Schwäche, große Macht über den Kaiser Friedrich III. und zum Glück für diesen, glaubte der Markgraf in den Vortheilen desselben die seinigen zu finden. Seine glänzendsten Thaten fallen in die Zeit seiner Jugend, und als er das Regiment in Brandenburg übernahm, war sein Ruf groß genug, um ihn noch in die schwierigsten Verhältnisse Deutschlands zu verwickeln. Daher dienten die Eigenschaften, die ihn erhoben, und die Pracht, die er liebte, weniger zum Glück seiner Länder; aber ist denn der Ruhm, der ihn belebte, für einen Staat so gering anzuschlagen?

In den Beweggründen Friedrichs II., sich in einem Alter von 56 Jahren des Regiments zu entschlagen, schimmerte die Rücksicht auf jenen Ruhm durch und mit dieser Veränderung kam Pommern in eine misliche Stellung gegen einen Fürsten, der mit überlegener Geisteskraft den Kaiser, durch sein Ansehn

die Verhältnisse, durch Talent und Tapferkeit das Glück der Waffen regierte und Herr dreier Länder war. Schon mit dem Moment, wo er den Churhut auf sein Haupt setzte, erhielt er vom Kaiser alle Zugeständnisse und mit den Rechten der Erbfolge in den mecklenburgischen Ländern zugleich die Belehnung mit den pommerschen.

Aber diese Umstände waren nicht die einzigen, welche Pommern in eine veränderte Lage versetzten. Mit dem Tode des böhmischen Königs, Georg Podiebrad, fiel auch die letzte schwache Scheidewand zwischen Friedrich **III.** und Brandenburg nieder, der Haß des Papstes fand keinen Stoff mehr, und die Plane des Kaisers konnten ihren Weg verfolgen, so weit er es verstand. Wenn er es nicht verstand, wenn ihm Polen zuvorkam, und durch die Wahl der katholischen Stände seinen funfzehnjährigen Sohn Wladislav auf den böhmischen Thron führte; so war Pommern nur um so gewisser von beiden abgeschnitten. Denn der Kaiser konnte nicht mehr einen Hof begünstigen, der sich auf die Seite seines Nebenbuhlers neigte, und Polen hatte keine Zeit, die Angelegenheiten der Herzöge von Wolgast zu unterstützen, da es sich um den Gewinn einer Krone handelte. Selbst wenn es Zeit hatte, mußt' es die Hand aus dem Spiele ziehen und sich der Freundschaft Albrechts versichern, der eben bereit stand, von den sieben Prätendenten der böhmischen Krone seinem Eidam, dem Herzog Heinrich von Münsterberg, den väterlichen Thron zu gewinnen. Alle diese Verhältnisse schienen Pommern zu nöthigen, den Waffenstillstand

stand mit Brandenburg in einen Frieden zu verwandeln.

Gleichwohl waren die Herzöge von Wolgast weit entfernt, von diesen Umständen Vorschriften anzunehmen, und den Bedingungen, welche die Reichsbevollmächtigten auf Befehl des Kaisers zu Nörik auf den pommerschen und märkischen Grenzen den Partheien vorschlugen, ihre Einwilligung zu ertheilen. Die kaiserliche Gunst war immer von leichtem Gewicht gewesen, ihr Verlust konnte nicht schwerer seyn, und was sie an Polen eingebüßt hatten, glaubten sie an Mecklenburg zu gewinnen, das sie in dem Herzog Heinrich VI., dem Regenten des ganzen Landes nach dem Tode Ulrichs II. von Stargard, aus dem Interesse Brandenburgs zu ziehen wußten und durch Vermählung an ihr Haus fesselten. Zwar wurde durch die Vermittlung dieses mecklenburgischen Herzogs, der verlieren mußte, für welche Parthei er sich auch erklären mochte, zu Prenzlau 1472 ein Vergleich zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen, und Erich von Stettin erkannte die Lehnshoheit des Churfürsten an; aber der Herzog Wratislav von Wolgast nährte das Gift der Erbitterung, und fand bald Gelegenheit, es der andern Linie mitzutheilen.

Denn der Churfürst Albrecht, der seinem Sohne Johann die Statthalterschaft in Brandenburg übertrug, und sich nach Franken begab, wo er alle Stoffe einer heftigen Bewegung vorbereitet fand, war noch mit den Angelegenheiten des Kaisers beschäftigt, als er die Nachricht vom Tode Erichs II. von Stettin empfing und mit diesem Fürsten, den häusliches Unglück zu Boden

gedrückt hatte, der Prenzlauer Frieden begraben wurde. Der einzig übrige Sohn dieses Herzogs, Boguslav X., den die unnatürliche Mutter von ihrem Herzen gestoßen hatte, trat aus der Bauernhütte, der Zufluchtsstätte seiner Jugend, mit Hilfe des Herzogs Wratislav in die väterlichen Rechte ein. Roh, wie ihn der Thron aus den Händen der Natur empfing, und mit der Sprache der Verträge unbekannt, die er nicht lesen konnte, war er den Einflüsterungen Wratislavs zugänglich, und hielt den Vergleich von Prenzlau für ein Netz, mit dem man listig seinen Vater umstrickt habe. Wie ihn der Churfürst daher auch an seine Lehnsverbindlichkeit erinnern mochte; Boguslav weigerte sich, sie anzuerkennen, und warf sich mit 1600 Mann nach Pyritz, um Angriffe von der Seite der Mark abzutreiben. Unter diesen Umständen, die keinen Ausweg ließen, als die Waffen, hatte der Churprinz Johann 10,000 Mann zusammengezogen, und hielt sie für den Churfürsten bereit, der aus Franken zurückeilte. Albrecht ging auf Pyritz los und schloß es ein. Das ganze Land auf seinen Schultern, und dennoch ohne Hilfe, schien Boguslav unrettbar verloren. Ein stürmischer Ausfall wurde zurückgeschlagen, der Angriff immer heftiger, der Ring der Belagerer immer enger, die Gefahr immer größer. Nur der Teich am Jungfrauenkloster, der mit dem Plönbruch, einem unwegsamen Sumpfe, zusammenhing, war unbesetzt geblieben. Da schickte Hans von Kussow, der nicht fern von Pyritz saß, einen Bauer durch diesen morastigen Weg heimlich in die Stadt, um seinen Fürsten zu retten. Auf den Schul-

tern desselben entfloh Boguslav bei Nacht durch das unheimliche Wasser und Albrecht sah die kostbare Beute entwischt, die den Krieg entschieden hätte. Zugleich kamen Eilboten vom Kaiser, die den Churfürsten an den Rhein riefen, wo sich ein Ungewitter zu entladen drohte. Die Belagerung von Pyritz, an dessen Besitz wenig lag, wurde aufgehoben und dem Churprinzen Johann die Leitung eines Krieges übergeben, der sich auf Vertheidigung beschränkte. Während Johann Garz befestigen ließ, und Boguslav in die Neumark einfiel, wo er Bernstein eroberte und das Land verwüstete, eilte Albrecht nach Franken, um den Oberbefehl des Reichsheeres gegen den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, zu übernehmen (1474).

Dieser Herzog, aus dem Geschlecht der Könige von Frankreich und der Sohn Philipps des Guten, eines Fürsten, der seine Länder zu den blühendsten Europa's gemacht hatte, war Gebieter von den Ufern der Somme bis an die Thore Straßburgs; aber dieses Reich war zu eng für seinen Ehrgeiz. In Burgund durch Tapferkeit und Treue, in Flandern durch Fleiß und Reichthum seiner Unterthanen groß, Herr ansehnlicher Einkünfte und eines geübten Heeres, dessen Seele er war, prächtig an seinem Hofe, unermüdet im Felde, maß er sich mit Königen und hielt die Hand seiner Tochter für den Sohn des armen Kaisers Friedrich III. nicht für einen zu hohen Preis, um sich den königlichen Titel damit zu erkaufen. Der Kaiser, der durch diesen Gedanken seinem Hause unermeßliche Dienste geleistet und es seinen Enkeln möglich gemacht

hat, das Schicksal Europa's zu lenken, hatte Unterhandlungen mit Burgund zu Trier angeknüpft. Die Krone für Karl lag schon bereit, die Kirche war ausgestattet für die Feier, aber Friedrich reiste ab, ohne sie ihm aufzusetzen, weil der Herzog zuvor den Titel besitzen, dann erst seine Tochter verloben wollte. Dieser Schimpf konnte nicht ungerächt bleiben, und die Gelegenheit fand sich. Der Erzbischof und Churfürst Rupert von Köln, Bruder des geächteten Churfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, warf sich in die Arme Burgunds gegen sein Kapitel und seine Unterthanen, die sich gegen ihn auflehnten und den Landgrafen Hermann von Hessen zum Verweser des Erzstifts wählten. Die kaiserliche Vermittlung war vom Erzbischof, die Forderung Burgunds von Köln abgewiesen, der Herold beschimpft und der Krieg erklärt. Karl rückte mit 60,000 Mann vor die kölnische Stadt Nuys, und belagerte sie, während der Kaiser das Reich aufbot, seine Hilfe von Köln mit 1000 Gulden wöchentlich aufwiegen ließ, und sein Reisegepäck zu Augsburg in Beschlag genommen wurde, weil er seine Nachtlager nicht bezahlen konnte. Er begab sich mit dem Churfürsten Albrecht von Brandenburg nach Frankfurt, um mit Frankreich über eine Hilfe von 30,000 Mann zu unterhandeln. Diesen politischen Fehler bemerkte Albrecht zum Glück bald genug, um ihm zuvorzukommen. Denn welche Rolle hätte Friedrich III. spielen wollen, wenn sich Frankreich des Krieges und des Friedens bemächtigt hätte? Während Deutschland am Lehnssystem kränkelte, hatte es Ludwig XI. in Frankreich vernichtet; während der Kaiser,

als Kaiser ein ohnmächtiger Würdenträger ohne Land und Einkünfte, nicht über einen einzigen Mann gebieten konnte, ohne einen Reichstag zu versammeln, wartete ein stehendes Heer auf die Winke Ludwigs, wozu der französische Karl VII. den Grund gelegt hatte, stand ihm eine Einnahme von vier und zwanzig Millionen Livres (nach heutigem Geld) zu Gebote, und war er, nachdem England bis auf den Besitz von Calais zurückgetrieben war, fast unumschränkter Despot seiner Länder. Gleichgiltig für das Interesse Friedrichs III., war er nur darauf bedacht, den Fehler des Königs Johann wieder zu verbessern, der Burgund von Frankreich für seinen jüngsten Sohn Philipp abgerissen hatte. Unter diesen Umständen mußte Friedrich III. Burgund gegen Frankreich halten oder es besitzen, wenn er mehr seyn wollte, als sein Waffenträger. Jenes erschlaffte den Krieg und im Bunde mit Frankreich war jeder Sieg Verlust; dieses führte wieder dahin, wo man angefangen hatte. Als daher Frankreich von einer Theilung der burgundischen Länder sprach, eh' sie erobert waren, antwortete Friedrich auf den Rath seiner klugen Umgebung, man könne die Haut eines Bärs nicht wohl eher verkaufen, als er gefangen sei.

Der Kaiser hatte unterdeß dem Churfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, den er erst geächtet hatte, einen Vergleich angeboten, um durch sein Land ziehen zu dürfen, und die friedliche Vermittlung des Königs Christian von Dänemark, der Holstein zum Herzogthum erheben ließ, war fruchtlos geblieben. Während der Churfürst Albrecht, um Mei-

ster des Rheins zu bleiben, Zons besetzte, Rheinwegen durch Kapitulation, Lins mit Sturm aus den Händen der Burgunder nahm, die sich dieser Städte bemächtigt hatten, zog sich das Reichsheer bei Köln immer vollständiger zusammen, und wuchs zu einer ansehnlichen Macht an. Der Oberfeldherr bewegte sich über Möhlheim und Nielen nach Zons, wo er sich an der Spitze von 80,000 Mann sah, und stand nach einigen Tagen dem Lager des Herzogs Karl bei Nuys gegenüber. Die Arf trennte sie, und die Anhöhe, die das Lager der Deutschen faßte, ließ Albrecht verschanzen und mit einer Wagenburg umschließen. Während dieser Arbeit ging der Herzog bei Nacht über die Arf und besetzte einen Berg, der das deutsche Lager beherrschte. Sein Heer stand schlagfertig hinter einem Gehölz. Mit dem Morgen schon spielte sein Geschütz auf die Kaiserlichen, der Angriff auf das Lager erfolgte mit großer Heftigkeit und die Kölner stürzten sich fliehend nach dem Rhein. In diesem gefährlichen Augenblick warf sich Albrecht in die Mitte der Gefahr und brachte die Wankenden zum Stehen. Der Feind wurde zurückgewiesen und zog sich bei einbrechender Nacht in sein Lager zurück. Den Berg, den er verlassen hatte, besetzten die Deutschen. Nuys hatte in einem Jahr sechs und funfzig Stürme abgeschlagen, die dem Herzog 15,000 Mann und 18 Fahnen kosteten, und wankte noch nicht. Von der andern Seite waren 30,000 Franzosen auf dem Wege nach Luxemburg, und die Lage Karls wurde gefährlich. Aber zum Glück für ihn waren diese Bundesgenossen Deutschlands auch die heimlichen Feinde Deutschlands und beschleunigten den Abschluß eines Friedens, den

die Waffen und der päpstliche Nuncius vergeblich vermittelt hatten. Um dieser Freunde nicht zu bedürfen, forderte man vom Herzog nichts, als Partheilosigkeit in der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln und seines Bruders, sowie die Bestätigung der Vermählungsverträge zwischen der Erbin Burgunds, Maria, und dem kaiserlichen Sohne, Erzherzog Maximilian. Der Herzog zündete sein Lager an und zog sich nach Geldern zurück, das Reichsheer löste sich in Köln auf (1475).

Während dieser Unternehmung an den Rheinufern, die den Churfürsten vom nächsten Interesse Brandenburgs abzog, hatten sich Ungern, Böhmen und Polen in die Verheerung Schlesiens getheilt, und sich der Kampf mit Pommern in leichten Treffen genährt. Dort waren die Grenzen des Churfürstenthums allen Uebeln preisgegeben, die der Krieg und die Noth herausschickten; hier wurden die Kräfte erschöpft, ohne Entscheidung zu gewähren. Unterdeß der Churfürst auf seinem glänzenden Schauplatze das Schicksal Deutschlands für Friedrich III. regierte, und sich vorbereitete, auf dem Beilager eines baierschen Herzogs mit einer polnischen Prinzessin alles durch Pracht zu überbieten, was man gesehen hatte; rang der Churprinz Johann in Brandenburg mit dem Drang der Umstände und der Bedürfnisse. Sein Hof war der Sammelplatz unaufhörlicher Verlegenheiten und ein fränkischer Edelmann konnte ihn beschämen. Fast von allem Schmuck fürstlicher Verhältnisse entblößt und von Gläubigern bestürmt, denen kaum die Zinsen bezahlt werden konnten, stieß er auch noch auf Haß der Unterthanen, und zitterte in seinem

eigenen Schlosse vor aufrührerischen Bewegungen. „Es möchte einer lieber todt seyn, als so in dem Schachmatt sitzen," schrieb er einmal an seinen Vater, der den brandenburgischen Adel durch Geringschätzung, durch die Strenge der Gesetze gegen Räubereien, und die Städte durch Errichtung eines neuen Zolles erbittert hatte.

Wenn aber auch die ferne Gefahr an den schlesischen Grenzen von der nahen und im Herzen seines Landes aufgewogen wurde, so konnte der Churprinz doch die Bande des Blutes und der Politik mit Glogau nicht preisgeben, ohne sehr starke Interessen seines Hauses zu gefährden. Denn nicht ohne kluge Berechnung hatte der Churfürst Albrecht, ohne das Gesetz der Natur zu fragen, seine zehnjährige Prinzessin Barbara mit dem Herzoge Heinrich XI. von Glogau, einem schwächlichen Fürsten, vermählt (1474), der den Keim des Todes mit sich herumtrug, und ihr 50,000 Dukaten, das Herzogthum Glogau mit Krossen und Freistadt zum Erbe versprach, wenn er ohne Kinder sterben sollte. Da sich Schlesien, in alten Zeiten ein Glied Polens, und seit dem Jahr 1163 von eigenen Herzögen regiert, durch endlose Theilungen geschwächt und unter die Lehnsherrschaft Böhmens begeben hatte, so war es in alle Erschütterungen hineingerissen worden, welche dieses Königreich an den Rand des Abgrundes stürzten. Der König Matthias von Ungarn, der seit dem Tode Podiebrads der gefährlichste Nebenbuhler um die böhmische Krone war, hatte sich mit 6000 Mann versuchter Soldaten auf Schlesien geworfen, Wladislav war mit 20,000 Böhmen, der König Kasimir für das Recht seines Prinzen

zen mit 60,000 Polen eingerückt. Als Preis dieser hungrigen Heere, die, ob Freund oder Feind, von Plünderung lebten, war das Land dem entsetzlichsten Elend geopfert, und schickte seine Seuchen in die nachbarlichen Staaten. Gründe genug für Brandenburg, diesem Kriege nicht müßig zuzusehen.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Pommern für die Anträge Mecklenburgs empfänglich war und sich zu einem Waffenstillstand bis zur Rückkehr des Churfürsten Albrecht verstand. Ohne der Entscheidung der Frage, die den Kampf entzündet hatte, nur um einen einzigen Schritt näher gerückt zu seyn, ließ Brandenburg den, von der Nothwendigkeit geforderten Vertrag des Waffenstillstandes durch eine Verlobung Boguslavs mit Margaretha, der Tochter des Churfürsten Friedrichs II., besiegeln, und hatte damit zwar das Geschenk einer augenblicklichen Erholung, aber keine Bürgschaft für den Frieden und seine Rechte empfangen. Während dieser Frist, die ihm Pommern gewährte, vereinigte sich der Churprinz mit dem Churfürsten Ernst von Sachsen, den der Besitz des Herzogthums Sagan nicht weniger beunruhigte, und besetzte mit einem gemeinschaftlichen Heer von 6000 Mann die Grenzen. Er selbst begab sich in das Innere Schlesiens, und wußte die erhitzten Gemüther zu einer Zusammenkunft in Groß-Mochber bei Breslau zu bewegen. Dieser Kongreß der Könige von Ungarn, Böhmen und Polen fing damit an, daß man alles that, um ihn nutzlos zu machen. Um den sichtbaren Beweis zu führen, daß er sich vor Ungarn nicht beugen könnte, hatte sich Kasimir mit einem

ganzen Lager von Pelzen ausgestopft, die jede Bewegung unmöglich machten, und um das Haupt nicht vor Polen entblößen zu müssen, hatte sich Matthias mit einem Rautenkranze bedeckt. Nachdem der Churprinz von Brandenburg die Kunst der Ueberredung lange umsonst aufgeboten hatte, erklärte er, daß 6000 Mann, die an den Grenzen schlagfertig ständen, gegen den anrücken würden, der Bedenken trüge, den Vergleich anzunehmen. Der Beweis war schlagend, denn da diese Mächte, Polen und Böhmen durch Anzahl, Ungarn durch den Werth der Truppen sich ziemlich das Gleichgewicht hielten, so konnte die Wage bei einer Schwere von 6000 Mann nicht länger schwanken. Man schloß einen Waffenstillstand auf dreißig Monate, gab die Gefangenen und die Eroberungen zurück, und zog die Polen und Böhmen aus Schlesien. Diese Vermittlung hat dem Churprinzen Johann den Beinamen Cicero verschafft; doch scheint dieser weniger die Kunst der Rede, wovon der Nachwelt keine Proben überliefert worden sind, als die Liebe zum Frieden anzudeuten.

Pommern hatte indeß die Waffen niedergelegt, und wartete den Ablauf des Stillstandes ab, um sie wieder zu ergreifen. Mit dem Entschluß, diese Verwicklung entweder mit dem Schwerte zu zerhauen oder sie durch den eingeleiteten Vermählungsvertrag aufzulösen, kehrte der Churfürst Albrecht nach Brandenburg zurück, und fand den Herzog Boguslav für den Frieden empfänglich. Mit dem Ring der churfürstlichen Prinzessin Margaretha machte sich dieser Fürst in den Traktaten zu Prenzlau (1476) verbind-

lich, sein Land durch einen Handschlag als Lehn von Brandenburg anzunehmen und das churfürstliche Haus für den Fall der Erlöschung des seinigen als Erbe anzuerkennen. Mit diesen Verhandlungen schien die lange Zwietracht ausgesöhnt zu seyn; aber hatte sie Boguslav misverstanden oder überfiel ihn die Reue; er wies den Lehnshandschlag des Churfürsten bei der ersten Zusammenkunft ungestüm zurück. „So ist's nicht gemeint, eher sollen dreimal sieben Teufel durchfahren!" rief er aus und ritt davon nach Pasewalk zu Wratislav. Zwar gelang es den Herzögen von Mecklenburg, ihn zurückzubringen und zum Abschluß der Traktaten zu bewegen; aber sie waren eine eben so unsichere Bürgschaft für den Frieden, wie die Vermählung, die er vollzog. Denn jene schienen der Misverständnisse fähig, diese war unglücklich, beide darum nur um so gewisser die Quelle neuer Spannungen. Ob daher gleich der Churfürst den Herzog der Förmlichkeit des Lehnshandschlags überhob, weil er seine Rechte gesichert zu haben glaubte; war dennoch schon vom Augenblick an, wo Boguslav diese Verträge bestätigte, der Entschluß in ihm fest, sie zu brechen und Schlesien spielte ihm eine Gelegenheit in die Hände, es mit Glück zu versuchen.

Denn was die Politik Albrechts berechnet hatte, geschah. Der Herzog Heinrich XI. von Glogau starb (1476), und die zwölfjährige Wittwe Barbara war nach den Verträgen und der Verordnung seines letzten Willens Erbin des Vermächtnisses geworden. Wie bestimmt aber auch dieses Testament und jene Pakten für die Rechte des brandenburgischen Hauses

sprachen, sie führten dennoch zu neuen Verwicklungen. Wie ganz Schlesien, war auch das Glied desselben, das Herzogthum Glogau in Aeste getheilt worden und der Herzog Heinrich VIII., der durch die Erlöschung der Nebenlinien noch einmal zum alleinigen Herrn dieses Landes eingesetzt worden war, hatte den Wink des Glückes verscherzt und das Fürstenthum von neuem in vier Theile zersplittert (1395). Zwar waren die beiden ältesten seiner Söhne, Heinrich IX. und Wenceslav, ohne Kinder gestorben, aber zwischen den jüngern, Heinrich X. und Hans I. blieb das Erbe getheilt. Jener war Herr von Glogau mit Krossen, Freistadt, Schwiebus und Züllichau und hatte dieses Herzogthum seinem schwächlichen Sohn Heinrich XI. hinterlassen. Hans I. regierte über Sagan und Priebus, wovon seine Söhne Balthasar das erste Land, Hans II. das letztere erhielten. Hans II., der die väterlichen Eigenschaften der Unmenschlichkeit geerbt hatte, wußte sich seines Bruders zu bemächtigen und ließ ihn in einem Thurme zu Priebus verhungern (1472). Durch diese Grausamkeit hatte er zwar den ganzen Umfang des väterlichen Vermächtnisses, Sagan und Priebus, an sich gerissen, aber ein Spielball kostspieliger Leidenschaften, verschleuderte er das Land an den Churfürsten Ernst von Sachsen für 55,000 Goldgulden (1473), und trug sich, wie ein irrender Ritter, mit Entwürfen, sich ein neues zu erobern. Dieser fürstliche Abenteurer ohne Land trat als Nebenbuhler Brandenburgs auf und erklärte sich vermöge der Verwandtschaft für den rechtmäßigen Erben der ausgestorbenen glogauischen Linie. Er hatte eigenmächtig über sein Eigenthum verfügt,

ohne die Glieder seines Hauses nach ihren Rechten zu fragen; aber dieselbe Befugniß tastete er in Glogau an, und fand günstige Umstände, es mit dem Schwerte zu können. Denn noch spielte der König Matthias von Ungarn den Meister in Schlesien, und da, von der Stimme Roms verführt, die piastischen Herzöge dieses Landes den Verband mit Böhmen und seinem König Podiebrad zerrissen und unter die Flügel Ungarns sich begeben hatten; so traf er Anstalten, das Herzogthum Glogau als Oberlehnsherr einzuziehen. Zu allen Zeiten hatten sich die schlesischen Fürsten die Macht vorbehalten, frei über ihre Länder zu verfügen, aber im Besitz der Gewalt, was fragte Matthias nach dem Recht eines todten Vasallen? Der gefährlichste Nebenbuhler Brandenburgs, ward er gleichwohl der unschädlichste, denn von den Türken an die Grenzen seines Königreiches abgerufen, sah er sich von der nahen Gefahr zu verlieren, was er besaß, dringender aufgefordert, als von der Hoffnung zu gewinnen, was erst zu erobern stand. Als daher ein Versuch, sich Glogau's zu bemächtigen, mislungen war, zog er sich von diesem Schauplatz zurück, und behielt nur die Hand durch die Unterstützung im Spiel, die er dem Herzog Hans II. von Sagan gewährte. Ohne sich seiner Ansprüche zu entschlagen, überließ er diesem fürstlichen Ritter den traurigen Ruhm, in dem Wahn von der Verfechtung eigenen Interesses nur für den Vortheil Ungarns zu kämpfen. Denn unterlag dieser Prätendent, so hatte Matthias einen Nebenbuhler weniger; gewann er, so gewann er mit ungarischem Gelde, und war ein Werkzeug des Königs, das früher

oder später seine Eroberungen in die Hände desselben niederlegen mußte. Matthias sprach ihm daher das Herzogthum Glogau als dem nächsten Erben zu, und befahl den Ständen, ihm die Huldigung zu leisten.

Während sich Ungarn hinter die wilden Entwürfe des Herzogs von Sagan verbarg, erschien Böhmen auf dem Schauplatze, berief sich auf alte Lehnsverträge mit Glogau und Schlesien, und erklärte die Ansprüche des ungarischen Königs für nichtig. Aber schneller als Wladislav hatte sich der Churfürst Albrecht von Brandenburg schon Glogau's durch Otto von Schenk versichert, und die Stände zu dem Entschluß vermocht, die verwittwete Herzogin Barbara so lange in ihren Rechten zu schützen, bis die Streitfrage entschieden wäre. Diese Erklärung vertrat dem Könige von Böhmen den Weg in das Herz des Landes; es kam darauf an, sie zu umgehen, ohne die Interessen Brandenburgs und Ungarns in eine Vereinigung gegen sich zu zwingen. Er ließ daher Unterhandlungen über eine Vermählung mit der herzoglichen Wittwe Barbara anknüpfen, und erreichte mit der Verlobung (20. August 1476) alles, was zu erreichen stand. Sein Vortheil war von jetzt an der Vortheil Brandenburgs geworden, und er besann sich nicht, die große Hälfte der Verfechtung der beiderseitigen Rechte auf die Schultern dieses Hauses zu wälzen, um allein zu ernten. Ohne Schwertschlag war er mit der Huldigung, die man dem künftigen Gemahl der Erbin leistete, Herr der günstigen Stellung Brandenburgs geworden, ohne die ungünstige zu theilen, denn er brauchte nur abzuwarten, bis sich die streitenden Partheien aufgerieben

hatten, um auf Kosten aller sich der Entscheidung zu bemeistern. Die Vermählung mit der zwölfjährigen Wittwe wurde auf mehrere Jahre hinausgesetzt; Zeit genug, um sich nach Umständen zu besinnen, ob sie jemals vollzogen werden sollte. Der Churfürst Albrecht, der sich im Gefühl der Schwäche gegen die Macht der Prätendenten zu der Vereinigung seiner Rechte mit den Ansprüchen Böhmens entschlossen hatte, war um keinen Freund reicher geworden und hatte nur um so gewisser jedes friedliche Verhältniß zu Ungarn durchschnitten. Ueberdieß hatte der brandenburgische Verweser des Herzogthums, Otto von Schenk, durch Fehlgriffe die Gemüther des Adels und der Geistlichkeit abgewendet, und dadurch den Fall Glogau's vorbereitet.

War der Churfürst Albrecht in einer Täuschung über diese Verhältnisse, die sich trüb' und bang aus Schlesien über Brandenburg zusammenzogen, oder hielt er die ergriffenen Maßregeln für sicher genug, um jeder Gefahr zu begegnen; er legte die Zügel des Regiments mit Vorbehalt der obersten Leitung auf immer in die Hände des Prinzen Johann, und begab sich nach Franken zurück, weil die alternden Kräfte Ruhe forderten (1476). Diesen Zeitpunkt hatte Hans von Sagan abgewartet, um sich ein Fürstenthum zu erobern und in der That, er war glücklich gewählt. Die Finanzen Brandenburgs waren erschöpft und zu einer Zeit, wo der Markgraf zu einem kostspieligen Kriege gezwungen ward, besaß er nicht so viel Geld, um einen Besuch der verwandten Herzogin von Lauenburg annehmen zu können, und um die Gäste bei seiner Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Her-

zogs Wilhelm von Sachsen (1476), anständig zu bewirthen. In der Stimmung des Adels und der Städte fand er keine Hilfsquellen; die wohlthätige Schranke des Gesetzes und die Strenge, womit der Landfriede bewacht wurde, hatten jene erbittert, und diese beriefen sich trotzig auf ihre Privilegien, die der neue Zoll verletze. Die Altmark und Priegnitz bereiteten sich verwegen zum Aeußersten vor und in Havelberg trieb man die churfürstlichen Zöllner aus den Mauern. Die Bedürfnisse eines Heeres waren im Preis gestiegen, und der Unterhalt der Reiterei wurde kostbar. In diesen Zeiten bedurfte es des ganzen Ansehens einer gefürchteten Regierung, und gleichwohl sah sich Johann genöthigt, die Forderung des Churfürsten, seine Residenz nach Tangermünde zu verlegen, abzulehnen, um den unruhigen Städten der Altmark seine Ohnmacht zu verbergen. Die äußern Verhältnisse waren um nichts weniger schlimm. Der Herzog von Sagan hatte nichts mehr zu verlieren; ob glücklich oder unglücklich, er focht immer auf Kosten Brandenburgs. Ungarn war zwar durch den Halbmond beschäftigt, aber tausend Mann, die es nicht vermißte, konnten Brandenburg zu Demüthigungen zwingen, und sein Geld den Krieg bis zur Erschöpfung Johanns nähren. Böhmen schien dem Spiele zusehen zu wollen, und war unthätig, wie Sachsen. Der Herzog Wratislav von Pommern hatte nie seinen Haß gegen Brandenburg aufgegeben und wartete nur die Gelegenheit ab, seinen jungen Verwandten Boguslav zum Bruch der Verträge zu verleiten. Zu diesen mislichen Umständen kam noch die Ungeschicktheit des glogauischen

Verwesers, der den Gewalthaber spielte, wo es darauf ankam, die Gemüther für Brandenburg zu gewinnen, und die Jugend einer Fürstin, die in seinen Händen nicht viel mehr war, als ein Werkzeug. Diese Vorbedeutungen des Krieges waren unglücklich; der Erfolg war es noch mehr.

Während diese Umstände Brandenburg riethen, einen Kampf zu vermeiden, hatte der Herzog von Sagan seine Rüstungen dazu in Steinau vollendet, und richtete am Ausgang des Jahres den ersten Angriff auf Glogau. Die Stadt war erobert, eh' er erschien, und ohne Schwertschlag zog er in die offenen Mauern ein, wo man ihm mit dem Schwur der Huldigung entgegenkam. Sein Weg war der Weg des Siegs; Sprottau, Freistadt, Grünberg, öffneten ihm die Thore, Züllichau und Schwibus schickten ihre Unterwerfung. Nachdem er die Vorstädte von Krossen verbrannt hatte, nahm er den kurzen Waffenstillstand an, den die Stände Glogau's zu Freistadt vermittelten. Während dieser Ruhe verständigte er sich mit dem Herzog Wratislav von Pommern, um den Markgrafen Johann von Schlesien abzuziehen, und suchte die adelichen Geschlechter von Kotbus und Spremberg zu einer feindlichen Stellung gegen Brandenburg zu bewegen. Dort gelang es, hier nicht, und Freistadt kehrte in brandenburgische Hände zurück. Während sich Wratislav in Bewegung setzte, und für seine Einflüsterungen Boguslavs Ohr empfänglich ward, war der Waffenstillstand abgelaufen, und der Herzog von Sagan schritt zur Belagerung von Freistadt. Ein Korps Böhmen, das Wladislav zum Entsatz herausschickte, wurde zurückgeschlagen,

ein anderes, eben so klein, wie das erste, sah sich den Weg durch die Lausitz gesperrt und zerstreute sich. Das war die Anstrengung, die Böhmen aufbot, um die Rechte seiner Braut zu verfechten. Die Stadt ging an den Feind über. Um die Burg zu retten, rückten die Krossenschen Bürger heran und hatten das Schicksal der Böhmen. Der Bischof Wedigo von Havelberg, den der Markgraf Johann zu Hilfe sandte, wurde von einem herzoglichen Streifkorps gefangen genommen und nach Sprottau abgeführt.

Unterdeß hatte der Markgraf Johann, troß der geringen Hilfsmittel ein Heer versammelt, und rückte dem Herzog entgegen, der das Schloß zu Freistadt noch belagerte. Leichte Treffen entschieden nicht und das Glück neigte sich sichtbar auf die Seite Sagans. Unter diesen schwankenden Verhältnissen schloß man zum zweiten Mal einen Waffenstillstand, und zum zweiten Mal geschah es zum Nachtheil Brandenburgs. Denn während Johann die Feindseligkeiten einstellte, setzte sie der Herzog fort, ließ sich zum zweiten Mal in Freistadt huldigen, besetzte aufs neue Züllichau und Schwibus und bedrohte im October Frankfurt an der Oder. Johann hatte sich in diese Stadt geworfen und stürzte sich an der Brücke auf den Feind; aber mit Uebermacht zurückgeschlagen, verlor er 350 Mann als Gefangene, konnte die Vorstädte und die Brücke nicht retten, die in Feuer aufgingen, und mußte das Land den plündernden Händen der Sieger opfern. Frankfurt verbürgte sich, 14,000 Dukaten für die Freiheit der Gefangenen zu bezahlen und der hereinbrechende Winter nöthigte den Herzog zum Stillstand.

Fast niemals war Brandenburg mehr in seiner Blöße gesehen worden, als in diesem Krieg gegen einen Fürsten ohne Land, und fast niemals hatte es mehr einer imponirenden Sprache bedurft, der man mit den Waffen Nachdruck geben konnte. Denn während es jenseits der Oder nur beschämende Erfolge erntete, waren seine Grenzen offen dem schlagfertigen Pommern preisgegeben, und Wratislav hatte ihm trotzig mit der Eroberung von Garz den Frieden aufgekündigt. Werner von der Schulenburg, der den Befehl in dieser Stadt führte, hatte eine Menge Gäste zur Taufe seines Kindes eingeladen und die Lieferung von Hafer einem Mann aufgetragen, der den Bestechungen Pommerns zugänglich war. In die Säcke ließ er pommersche Soldaten verbergen, mit Stroh bedecken und nach Garz bringen. Es war Nacht. Unterdeß waren verkleidete Soldaten bis zur Brücke gelangt, vereinigten sich auf ein Zeichen mit den erstern, und öffneten, während die Stadt im Schlafe lag, dem Herzog Wratislav das stettiner Thor. Alle Plätze wurden besetzt und die Straßen mit Siegesjubel erfüllt. „Ich habe zu lange geschlafen!" rief Schulenburg aufgedonnert aus, und warf sich, mittelst eines heimlichen Ganges, in das Vierradensche Thor, wo er nach einer viertägigen Vertheidigung sich ergeben mußte. Die Vertheidigungswerke wurden geschleift und die Stadt mußte dem Herzog huldigen. Diese Umstände und die Aufforderungen Wratislavs waren zu einladend für Boguslav, um sich von einem Vertrag und von einer Gemahlin, die er haßte, hindern zu lassen, das Glück zu versuchen. Er forderte Löknitz von Bran-

denburg, als Preis eines geringen Beistandes gegen Sagan und als väterliches Erbe zurück, und bemächtigte sich dieser Stadt, ohne die Antwort abzuwarten, während Wratislav Vierraden wegnahm (1477).

Unfälle, wie diese und die Lähmung seiner Schritte durch die Stimmung der Unterthanen waren geeignet, einen größern Helden niederzubeugen, als der Markgraf Johann war. Da er zu Magdeburg, wo der sächsische Prinz Ernst als Erzbischof eingeführt wurde, auf Lauheit in den Entschlüssen Sachsens stieß, für Brandenburg die Waffen zu ergreifen, beschloß er, seinen Vater zur Rückkehr zu bewegen, und hielt es für nothwendig, diese Bitte von den Ständen des Landes unterschreiben zu lassen. Noch einmal sah sich also der Churfürst Albrecht auf den Schauplatz der Waffen gerufen, von dem er sich zurückgezogen hatte, und von dem Augenblick an, wo er den Boden der Mark wieder betrat, wendete sich das schlimme Spiel, und der Zufall, fast immer ein Freund der dankbaren Hohenzollern, fing wieder an, dem brandenburgischen Adler zu dienen. „Gebt uns das Unsrige wieder, und haltet euer Gelübd," schrieb Albrecht von Köln an der Spree aus an Boguslav unter andern (1478), „denn wo das nicht geschieht, dringt Herzog Wartzlaff und Ihr uns zur Gegenwehr, die das Recht einem jeglichen zugiebt, Gewalt mit Gewalt aufzuhalten, des wir lieber entlästigt wären, denn wer uns das Unsre nimmt, der hat uns das Sein erlaubt." Da Boguslav so wenig, wie Wratislav gesonnen war, den trotzigen Ton des Siegers herabzustimmen

und vor Drohungen schüchtern zurückzutreten, überraschte der Churfürst Vierraden, das man zu besetzen vergessen hatte, nahm Lökenitz wieder, und Bernstein, Satzig und Bahn öffneten ihm die Thore. Gleichwohl waren es nicht diese unentscheidenden Eroberungen, was die Stellung der beiden Gegner änderte, denn die wichtige Festung Garz hatte jedem Angriff getrotzt und die Fürsten hatten sich noch nicht im Felde gemessen. Das pommersche Heer war ungeschwächt und ein einziger Tag konnte alle die Eroberungen wieder kosten, zu deren Behauptung die geringe Macht getheilt werden mußte. Aber Herzog Wratislav starb und dieser Tod überwog alle Siege Albrechts. Mit ihm war die Seele aller Unternehmungen gegen Brandenburg dahin und der Haß Boguslavs war nicht so entschieden, um der fremden Nahrung entbehren zu können. Der Hintritt Wratislavs, den er beerbte, hatte ihn zwar in das Regiment aller pommerschen Länder eingesetzt, und sie boten Hilfsquellen genug dar, um einen langen Krieg mit dem erschöpften Brandenburg zu führen; aber mit der Huldigung, die ihm die Stände schworen, wünschten sie zugleich den Frieden zurück und waren müde, die Gefahr und das Glück ihres Fürsten mit theuern Opfern zu bezahlen. Ueberdieß hatte sein eigener Gefangener, Werner von der Schulenburg, einen Weg zu seinem Vertrauen zu finden gewußt, und stumpfte die Spitzen seines Verdachtes gegen die Vergrößerungsplane Brandenburgs ab. Dieses Zusammentreffen von Umständen führte zu einem Waffenstillstand auf ein Jahr, und während man daran arbeitete, ihn in einen Frieden zu verwandeln, gewann

Albrecht Zeit, die andere Frage mit dem Herzog von Sagan auszufechten.

Hier schienen die Verhältnisse ungünstiger, als jemals. War der König Wladislav von Böhmen früher aus Lauheit unthätig gewesen, so war er es jetzt aus Nothwendigkeit, denn alle seine Anstrengungen für die Krone standen in Gefahr, an Ungarn verloren zu gehen. Jetzt galt es nicht mehr, dem Königreiche eine zweifelhafte Provinz durch Waffen und Verträge wieder zu erobern, jetzt war dieses Königreich selbst auf dem Spiele. Aufgebracht, daß der Kaiser Friedrich III. den König Wladislav mit Böhmen belehnt und beharrlich seine Ansprüche abgewiesen hatte, war Matthias mit dem Schwerte in der Hand in Oestreich erschienen, um sich eine günstige Antwort zu holen, und im Siegesflug die kaiserlichen Erbländer durcheilt. Unter welchen Bedingungen es auch geschähe, Friedrich mußte jeden Frieden annehmen, den ihm Matthias diktirte, und er schloß ihn auf Kosten Wladislavs. Matthias wurde belehnt und erhielt das Versprechen von 150,000 Gulden für den Krieg, den er gegen den Kaiser geführt hatte. Das hatte Matthias gewagt, mitten in der Gefahr, im Osten von den Türken, im Norden von Böhmen, im Westen vom deutschen Reich angegriffen zu werden; was stand für Brandenburg noch in Glogau zu hoffen, da er eben den Kaiser durch einen schimpflichen Frieden unthätig gemacht und das Reich, wie das Glück Wladislavs nicht zu fürchten hatte? Der Herzog von Sagan, ein gefügiges Werkzeug Ungarns und durch die Hilfe desselben aufrecht gehalten, war zugleich

ein furchtbarer Gegner, weil er nichts zu verlieren hatte, und wo es auch war, den Krieg immer auf Kosten Anderer führte. Sein Glück versammelte ritterliche Abentheurer, sein Geld brodlose Söldner, die Furcht die Glogauer unter seine Fahnen. Der Krieg erschöpfte seine Länder nicht, denn er besaß keine, und Friede war nur mit seiner Vernichtung zu erwarten, oder mit der Abtretung des Herzogthums Glogau zu erkaufen. Wenn Brandenburg daher nichts verlor, als Ansprüche, so hatte es unter den ungünstigen Verhältnisse immer noch gewonnen. Der kurze Stillstand hatte die Rüstungen des Herzogs von Sagan begünstigt; 1000 Dukaten, die der Bischof von Havelberg für seine Freiheit bezahlte, und 8000 Dukaten, die Frankfurt noch zur Auslösung der übrigen Gefangenen überlieferte, hatten die Adern seines Heeres belebt, und Beute winkte überall, wo man sich befand, denn nirgends befand man sich auf eigenem Boden.

Diese Lage der Dinge war nicht geeignet, die Hoffnung in Brandenburg zu unterhalten, und doch welche Veränderung der Stellung zu einer Zeit, wo man alles aufgeben zu müssen glaubte. Der Churfürst Albrecht, dem der Waffenstillstand mit Pommern den Gebrauch eines mäßigen Heeres gestattete, rückte in die Gegenden von Frankfurt, um die Grenzen gegen den Herzog von Sagan zu decken, denn jetzt war nur noch ein Vertheidigungskrieg zu führen. Um ihn von dieser Seite abzuziehen, schickte der Herzog den Hauptmann Johann Kuck, einen Böhmen von Geburt, mit 211 Pferden durch die Lausitz in die Mark. In Belitz ward eben der Markusmarkt gehalten, als

dieser Streifzügler einige Frachtwagen, die er mit Soldaten beladen hatte, durch das offene Thor hineinzubringen wußte und sich der Stadt bemächtigte. Die Besatzung wurde niedergehauen, die Weiber hinausgejagt und der kaufmännische Reichthum eine Beute des Siegers. Der Markgraf Johann eilte auf die Nachricht zu Hilfe, konnte aber den trotzigen Vertheidiger mit seinen 211 Mann selbst durch eine Belagerung von drei Wochen nicht zur Uebergabe zwingen. Endlich beschloß er, die Stadt zu opfern und Feuer hineinzuschleudern. Da Kuck die Flammen nicht mehr zu dämpfen vermochte, stürzte er sich aus den Thoren, um sich den Weg durch den Feind zu bahnen, wurde mit 140 Mann gefangen, und bei einem Versuch, sich zu flüchten, von einer Kugel durchbohrt.

Der Herzog von Sagan, den dieser Verlust geschwächt hatte, bot dem Churfürsten einen Waffenstillstand an, um Zeit zu gewinnen; zugleich knüpfte derselbe aber Unterhandlungen mit dem deutschen Orden in Preußen gegen Brandenburg an und wußte das Interesse Ungarns festzuhalten. Zu einer Zeit, wo ihn der Churfürst für erschöpft hielt, stand er schon wieder mit einem Heer vor Krossen, wendete sich verwüstend nach Kotbus und kehrte mit seiner Beute wieder zurück. Da eine persönliche Unterredung sich fruchtlos zerschlug, beschloß Albrecht, ihn zu einem entscheidenden Treffen zu nöthigen und erreichte ihn am 10. Oktober (1478) zwischen Krossen und Freistadt. Der Herzog ward auf das Haupt geschlagen, seine Reiterei vernichtet und der Rest des Heeres mit seinem Gepäck gefangen genommen. Diese Niederlage schien

Brandenburg in den Stand zu setzen, den Frieden vorzuschreiben, aber bereits waren 1800 ungarische Husaren auf dem Marsche nach Glogau und ungarisches Geld und Erpressungen retteten den Herzog. Wie durch ein Wunder sprang ein neues Heer aus der Erde, zu dem 300 Glogauer stießen und schon am 25. Oktober war die Mark wieder bedroht. Die Husaren stürzten sich in die Grenzen und setzten den Landmann in Schrecken.

Diese Wendung, welche die Mark allen Greueln eines räuberischen Soldaten preisgab, hätte Brandenburg zur Annahme jeder Bedingung zwingen können, wenn Ungarn im Stande gewesen wäre, sein Werkzeug, den Herzog von Sagan, länger zu unterstützen. Aber der ungestüme Eroberer Mahomed II., der Genua und Venedig drängte und zugleich seine wilden Heere nach Ungarn und Deutschland schickte, nöthigte den König Matthias, an die Rettung seines eigenen Landes zu denken und seine Husaren zurückzuziehen. Der Herzog hatte den Krieg durch den Krieg genährt und sein Heer mit geplünderten Schätzen unterhalten, aber um dieses Heer aufzustellen, war er des ungarischen Geldes bedürftig. Eine einzige Schlacht konnte es wieder vernichten und ein drittes war ohne fremde Hilfsmittel nicht wieder hervorzulocken. In dem Grade also, wie die Gefahr für Matthias durch die Osmanen stieg, stieg sie auch für den Herzog von Sagan, und er war unfähig, allein einem Gegner gegenüberzutreten, der eben daran arbeitete, sich mit Pommern auf den Fuß eines dauerhaften Friedens zu setzen, der auf der Grundlage des Prenzlauischen errichtet wurde. Der Herzog

Boguslav erklärte sich zum Vasallen Brandenburgs, versicherte ihm schriftlich und durch die Erbhuldigung der Stände den künftigen Anfall seiner Länder und überließ ihm gegen Satzig und Garz die Städte Lökenitz, Bernstein und Vierraden (1479).

Diese Verhältnisse hätten Brandenburg das Uebergewicht verschaffen können, wenn nicht andere es verhindert hätten, sie zu benutzen. So gering auch der Antheil war, den Böhmen an der Verfechtung seines eigenen Interesses nahm, so hielt doch die Verbindung Brandenburgs mit diesem Königreich die Feinde in einem unablässigen Verdacht, der sie nöthigte, auf den Fall der Noth bedacht zu seyn. Es konnten Momente eintreten, die den König Wladislav aus seiner schlaffen Ruhe auf den Schauplatz der Waffen ziehen konnten und wer stand dafür, daß diese Momente mit einem Unglück Ungarns oder Sagans zusammentrafen? Diese Rücksicht hatte Brandenburg Dienste, wenn auch nur schwache, geleistet; aber auch diese hörten auf, als Wladislav die Verlobung mit der Prinzessin Barbara aufhob und eine andere Tochter des Churfürsten, Dorothea, zur Gemahlin wünschte, über deren Hand Albrecht nicht mehr zu verfügen hatte. Er war nicht gesonnen, mit Verträgen Spiel zu treiben, und mußte den Bundesgenossen zu einer Zeit aufgeben, wo die alternden Tage den Wunsch nach Ruhe wärmer machten, wo sein Churfürstenthum nur schwache Hilfsmittel darbot und wo er das Ende eines Kampfes nicht absah, der sich unter günstigern Umständen Ungarns ewig erneuern konnte. Alle Partheien hatten demnach Gründe, den Zwist durch Vermittlung beizulegen, und als der

König Matthias dem Churfürsten den Frieden anbieten ließ, war dieser der erste, der ihm entgegenkam. Die Waffen wurden niedergelegt und die Unterhandlungen über das Herzogthum Glogau begannen zu Olmütz, wo Ungarn mit Böhmen Friede schloß. Brandenburg war nicht mehr in dem Fall, die Rechte der verwittweten Herzogin Barbara mit Gewalt verfechten zu können, und erhielt von Matthias die Erklärung, daß ihr jene 50,000 Dukaten, die ihr im Vermächtnisse Heinrichs XI. verschrieben waren, von Ungarn ausgezahlt werden sollten (1470). Aber der König war erschöpft und sah sich genöthigt, in einem neuen Vergleich zu Haimburg (1482) als Unterpfand jener Summe das Schloß und die Stadt Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an Brandenburg abzutreten, wobei sich Matthias den Wiederkauf vorbehielt. Dieser Vertrag wurde am 16. September zu Kamenz bestätigt, und führte unter Vermittlung Sachsens zum Frieden. Der Herzog Johann II. von Sagan erhielt auf die Dauer seines Lebens das Herzogthum Glogau, nach seinem Tode sollte es an den natürlichen Sohn des Königs Matthias, Johann Korvin, fallen. So wenig glänzend auch dieser Ausgang für Brandenburg war, und so sehr der Besitz des Fürstenthums Krossen noch in seinen Händen schwankte, weil es nur Unterpfand war; so war der Erfolg, wo nichts verloren zu haben, schon viel gewonnen hieß, doch immer glücklich genug, um den Plan Albrechts zu der naturwidrigen Vermählung seiner Tochter mit Heinrich XI. zu rechtfertigen.

Unterdeß hatte sich der Churfürst Albrecht wie-

der nach Franken zurückgezogen und erlebte noch, während sein Tag sich langsam zum Untergange neigte, die Demüthigungen, die dem alternden Haupte des Kaisers widerfuhren. Immer besiegt und zum Frieden gezwungen, hatte dieser Fürst doch niemals den Krieg gegen Matthias von Ungarn aufgegeben, und suchte, während die türkische Macht zu einem imposanten Koloß in Europa anwuchs, Deutschland zum Umsturz eines Thrones in Bewegung zu bringen, der noch der einzige war, um dem Halbmond den Weg in das Herz dieses Reiches zu vertreten. Es war ein Glück für die deutschen Länder, daß mit Mahomed II. auf kurze Zeit die Einheit der ottomanischen Pforte sich auflöste, und dieser Zwiespalt dem römischen Reiche Zeit ließ, nach Bequemlichkeit die Jahrhundert alten Berathungen über die Vernichtung der türkischen Gewalt fortzusetzen. Aber eben dieß erlaubte auch dem König Matthias, den Kaiser zur Achtung gegen seine Rechte zu zwingen und ihm den Schutz zu verleiden, den er dem aufrührerischen Erzbischof von Gran gegen seinen König gewährte. Matthias drang noch einmal in Oestreich ein und seine Husaren schwärmten schon vor den Thoren Wiens, als Friedrich III. sich über Neustadt und Salzburg nach Inspruck flüchtete und die Hauptstadt den Händen des Siegers überlieferte. Während der Erzherzog Maximilian nach dem Tode seiner Gemahlin, der burgundischen Prinzessin Maria, mit Flandern für die Erlaubniß kriegen mußte, die Vormundschaft seines Sohnes, Philipp, des Erben der Niederlande, führen zu dürfen; zog sein kaiserlicher Vater ohne Geld, ohne Land von Stadt zu Stadt in

seinem römischen Reiche herum, von dem er nichts besaß als den Titel, und lebte von den Einkünften der Huldigungen, die er sich bezahlen ließ. Reutlingen schenkte ihm zwei Ochsen und sechzehn Gulden, und von Wohlthaten nothdürftig versorgt, begab er sich nach Aachen, der Residenz Karls des Großen, die fast die Hälfte Europa's zu seinen Füßen und die Reichthümer der Welt in seinen Pallästen gesehen hatte. Das waren die Kaiser mit ihrer eigenen, mit Hilfe der Kirche und der Fürsten in sechshundert Jahren geworden! Oestreich hatte niemals größere Demüthigungen erfahren, und war niemals ohnmächtiger gewesen; wer hätte ahnen können, daß dieses Haus in dem Zeitraum eines halben Menschenlebens das furchtbarste Europa's werden würde? Mitten in seinem Elend trug sich Friedrich III. mit glänzenden Planen, und war auf dem Wege, seinen Sohn, den Erzherzog Maximilian, zum römischen König wählen zu lassen. Nicht ohne Einfluß des Churfürsten von Brandenburg, den er zu Anspach besuchte, war dieser Gedanke reif geworden und die Stände des Reiches kamen ihm auf halbem Wege entgegen, weil sie, gleich ihm, einer kraftvollern Hand am Ruder bedurften. Von Aachen, wo sich der Kaiser mit Maximilian traf, begab er sich nach Frankfurt und fand hier die Fürsten Deutschlands versammelt. Seit der Vermählung des Erzherzogs mit der Erbin Burgunds war das Haus Oestreich in eine politische Stellung gegen Frankreich getreten, die seitdem die Feindschaft und Rivalität fast ohne Unterbrechung bis in die neuen Zeiten unterhalten hat, und wenn diese beiden Mächte Bundesgenossen gewesen

sind, so ist es immer mit dem Nachtheil einer dersel- ben geschehen. Friedrich III. hatte demnach Ursache, seine Absicht, den Erzherzog Maximilian auf den römischen Königsstuhl zu erheben, hinter die prahle- rische Ankündigung eines Reichstages zu verbergen, um den Intriguen Frankreichs zuvorzukommen. Diese Um- stände, das Verhältniß des östreichischen Hauses zum Westen und Osten Europa's, wo sich Deutschland be- droht sah, der Mangel an innerer Macht, welche die Fürsten des Reichs nicht fürchten zu müssen glaubten, erleichterten dem Kaiser die Ausführung eines Planes, der seinem Geschlecht unermeßliche Dienste geleistet hat. Der Churfürst Albrecht von Brandenburg, dem das Alter die Kraft gebrochen hatte, ließ sich auf einem Stuhle zu den Berathungen in die Bartholomäuskirche tragen und unterstützte noch warm, wie in den Tagen seines Heldenruhms, den Vortheil des östreichischen Hau- ses. Friedrich III. sah jedoch kaum die Krone für seinen Sohn gesichert, als er einen Wunsch des Rei- ches nach dem andern fallen ließ, und alle glänzenden Anstalten, die alte trübe Zeit mit ihren morschen For- men zu verdrängen, waren noch einmal umsonst ge- troffen. Mitten in dieser undankbaren Arbeit überraschte die Natur den Churfürsten Albrecht am 11. März 1486 im Dominikanerkloster, und ließ ihn nicht einmal die Zeit eines Landfriedens erleben, der immer ein Ge- genstand seiner Anstrengungen gewesen war, und erst einige Tage nach seinem Tode auf zehn Jahre bekannt gemacht wurde, ohne den eigenmächtigen Kampf der wilden Kräfte zu unterdrücken. Das Leichenbegängniß Albrechts zu Frankfurt und seine Beisetzung zu

Heilbronn waren glanzvoll, wie sein Leben, und Deutschland hatte einen Helden verloren, der am Scheidewege alter und neuer Jahrhunderte den Ruhm beider, jenen durch ritterliche Tapferkeit, diesen durch Feldherrntalente errungen hatte.

Zum zweiten Mal war mit Albrecht das burggräfliche Haus Hohenzollern vereinigt gewesen und zum zweiten Mal spaltete es sich mit ihm. Seine eigene Verordnung vom Jahr 1473 hatte es seinen Söhnen vorgeschrieben, und wurde in spätern Zeiten als Hausgesetz betrachtet. Der älteste Prinz Johann erhielt für sich und seine Nachkommen die Mark Brandenburg mit ihren Reichswürden; seine Brüder Friedrich und Sigismund theilten sich nach dem Loos in die fränkischen Länder. Jener empfing das Fürstenthum unterhalb, dieser das Fürstenthum oberhalb des Gebirges. Als Sigismund ohne Gemahlin starb, fielen die beiden Fürstenthümer nach der väterlichen Verordnung an den Markgrafen Friedrich. Für den Fall, daß der älteste Sohn Johann ohne Kinder sterben sollte, bestimmte der Wille des Churfürsten den ältern Bruder in Franken zum Nachfolger in Brandenburg, der dann seinen Antheil an den Fürstenthümern dem vierten Sohne Georg, der sich der Kirche weihte, abzutreten hatte. Dieser war aber bereits vor dem Churfürsten im Jahr 1479 gestorben. Sollten nur zwei Brüder am Leben bleiben, so ließ jenes Testament dem ältern die Wahl zwischen Franken und Brandenburg. Diese Verfügung, die vom Kaiser bestätigt worden war, schrieb zwar die Vereinigung der Interessen beider Ländertheile im Krieg und Frieden vor; aber Franken und Brandenburg wa-

ren geschieden, und wenn auch die Linien im Lauf der Zeit sich in einer begegneten, so geschah es nur, um wieder aus einander zu gehen. Gleichwohl war diese Trennung, so sehr sie geeignet war, die äußere Macht zu schwächen, dennoch der Hebel der innern. Denn von allen andern Hilfsquellen abgerissen, als die aus dem Boden der brandenburgischen Marken flossen, waren die Fürsten dringender als sonst auf ihren Anbau gewiesen. Immer war es Franken gewesen, was das Interesse der Hohenzollern getheilt hatte; eine natürliche Liebe zu dem freundlichern Himmel des Südens hatte sie auf jenen Boden zurückgelockt, angenehmere Sitten hatten sie festgehalten, die Nähe politischer Verwicklungen sie dazu gezwungen. Friedrich I. betrat nur die märkische Erde, wenn ihn die Nothwendigkeit rief; Friedrich II. zog sich ermüdet nach Franken zurück; Albrecht, in dem die Natur die väterlichen Eigenschaften steigernd wiederholte, vertraute seinem Sohne das Ruder des brandenburgischen Regiments an und lebte seine schönsten Tage in Franken. Der Churprinz Johann, seinem Oheim ähnlicher, als seinem Vater, war in seinen Bewegungen von churfürstlichen Befehlen aus Franken gefesselt und Brandenburg nicht viel mehr, als eine Provinz des Burggrafthums. Höhere Stellen wurden mit Franken besetzt, und was der Argwohn gegen die Treue des märkischen Adels, seine Unwissenheit und sein Sträuben gegen die Bande eines sanftern Gesetzes gefordert zu haben scheint, verhinderte die Annäherung der Gemüther, erschwerte die Schritte der Regierung und bahnte aufrührerischen Versuchen den Weg in die Städte. Fast mit Johann erst fing

Brandenburg daher an, eigene Regenten und eine eigene selbstständige Haltung zu besitzen. Auf sich selbst war es von jetzt an gewiesen, und es kam nun mehr als jemals darauf an, die Rechte des Fürsten gegen die Rechte des Unterthans abzumessen, wenn jener eine achtungswerthe Stellung, dieser Bürgschaft gegen Lasten und Bedrückungen erhalten sollte.

Ein großer Theil der Unfälle, welche Brandenburg bisher getroffen hatten, war auf die fortdauernde Zerrüttung der Finanzen zu schreiben, aber nicht allein. Die lange Kette unglücklicher Umstände seit dem Erlöschen der Ascanier bis zum Regierungsantritt der Hohenzollern hatte alle bürgerlichen Verhältnisse untereinander gerüttelt, hatte das Recht verwirrt, Gewalt auf der Seite der Mächtigern, Unterdrückung auf der Seite des Schwächern begünstigt. Durch Handel, erwachende Kultur und Nothwehr hatten sich die Städte in die lange offen gebliebene Lücke zwischen Adel und Bauer eingedrängt, dadurch neue Verhältnisse geschaffen und die Rechte des einen, die Befugnisse des andern zur Sprache gebracht. Dieser Gang war langsam, aber er mußte zu Reibungen führen, da man von der einen Seite sich nicht entschloß, zu einem ruhigern und dankbarern Geschäft des menschlichen Daseyns sich herabzulassen, von der andern nicht gesonnen war, Störungen zu leiden. Von allen, die sich auf diese oder jene Weise bereicherten und feststellten, war es der Regent fast allein gewesen, der verloren hatte. Die Domainen waren verschleudert worden und die Hohenzollern arbeiteten lange mit Anstrengungen, eh' solche an die Kammer zurückkehrten. In den Zeiten

der Gesetzlosigkeit hatte sich, wer konnte, neuer Rechte angemaßt, die er nicht gesonnen war, wieder abzugeben; der Adel herrschte durch Gewalt, die Städte waren auf dem weiten Wege von der Nothdurft bis zum Reichthum fast kleine Freistaaten geworden, die den Landesherrn anerkannten, weil sie seines Schutzes bedurften. Jetzt lag das Jahrhundert im Kampfe, alle Glieder des Staates wohlthätig in das ruhige Gefüge der bürgerlichen Ordnung einzusetzen, wie die Staaten Europa's anfingen, in ein System zu treten und sich alle ihre Bewegungen von den Küsten des mittelländischen Meeres bis an die Ostsee, von der Themse bis an die Dardanellen mitzutheilen. Um jenes Wunder zu bewirken und das langgeübte Recht der Faust und der Selbsthilfe in die Hände des Gesetzes abzuliefern, bedurfte der Fürst der Macht, wenn er diesem Gesetz Achtung verschaffen wollte, er brauchte Geld, weil nur mit Geld diese Macht zu gewinnen stand. Mit dem Abtritt der fränkischen Länder, so eng ihr Umfang von ungefähr 108 geographischen Quadratmeilen gegen den Umfang der Marken von ungefähr 570 geographischen Quadratmeilen auch seyn mochte, war dennoch fast die Hälfte der Einnahmen für den Churfürsten verloren gegangen, und so wichtig auch die Rolle gewesen war, welche Brandenburg auf der Bühne Deutschlands gespielt hatte, es hatte dennoch diesen Einfluß nur der Persönlichkeit seiner Fürsten zu verdanken gehabt. Welches Gewicht war bei den großen Fragen der Staaten von seiner Stimme zu erwarten, wenn die Natur gegen die Nachfolger Friedrichs I. und Albrechts weniger freigebig mit

glänzenden Eigenschaften war und wenn es sich traf, daß das Oberhaupt Deutschlands, das diesen Eigenschaften den Spielraum abgetreten hatte, ihrer nicht bedurfte, wie Friedrich III.? Der lange, matte Tag dieses Kaisers neigte sich immer mehr seinem Ende zu, und seinem Sohne Maximilian hatte die schöpferische Laune der Natur alles gewährt, was sie jenem versagt hatte. So groß auch die Unfälle und die Demüthigungen des östreichischen Hauses waren, Talent und unberechenbares Ungefähr konnten seinem traurigen Geschick bald einen Umschwung geben, wie es geschah, und statt zum Hebel seiner Größe zu dienen, sah Brandenburg, so warm auch immer die Neigung zu demselben blieb, bald sich mit andern Fürsten Deutschlands in dem Fall, in eine widerstrebende Stellung gegen Habsburg zu treten.

Alle diese Umstände wären an sich schon fähig gewesen, einem Fürsten, selbst bei den hervorstechendsten Talenten in die Grenzen seines Landes und auf die Begründung innerer Macht zurückzuweisen, wie sollten sie einen Regenten nicht dazu bewegen, bei dem sie durch natürliche Neigung, durch Erfahrung und durch das Gefühl bescheidnerer Eigenschaften verstärkt wurden, als sein Vater besaß? Wie Johann daher durch die väterliche Verfügung auf Brandenburg beschränkt war, so bemächtigte sich dieses Land auch aller seiner Sorgen, und die großen Ereignisse, in welche sich das Haus Oestreich verwickelte, theilten dem Churfürstenthum nur aus der Ferne ihre Wirkungen mit. Bei der Krönung Maximilians erschienen nur seine Gesandten; wie er einen Zwist in Zerbst durch Vermittelung beruhigte,

so erneuerte er auch, wie sein Vater im Jahr 1473 gethan, die Erbverträge mit Sachsen und Hessen, und sicherte auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo er die Belehnung mit Brandenburg erhielt, durch Bürgschaft der Churfürsten, seine Erbrechte auf Pommern und Mecklenburg (1487). Während er daran arbeitete, alle Stoffe des Krieges zu entfernen, kamen ihm die äußern Begebenheiten zu Hilfe, die sich immer mehr nach Westen und Süden drängten, und der Kaiser Friedrich III., der immer noch ein Fürst ohne Land in seinem eigenen Reiche war, stieß nicht mehr auf jene Bereitwilligkeit Brandenburgs zu kostbaren Opfern. Zwar bewilligte Johann ihm mit den Reichsständen einen Beistand gegen den König Matthias von Ungarn, der seine Länder besetzt hatte, und der Herzog Albrecht von Sachsen rückte mit einem Reichsheer in Oestreich ein, um es dem Kaiser wieder zu erobern; aber der Friede, den dieser Feldherr zurückbrachte, war noch schimpflicher, als der Krieg es gewesen war, und die feindselige Stellung Friedrichs III. gegen Baiern war nicht geeignet, seine Unternehmungen zu beschleunigen. Noch einmal forderte er gebieterisch Hilfe vom Reich und erhielt das Gesuch der Churfürsten zur Antwort, in der Wahl des Tones gegen sie vorsichtiger zu seyn.

So lau aber auch der Antheil war, den Brandenburg noch an dem Glück und Unglück des Hauses Oestreich nahm, diese Kälte war dennoch mehr von dem Verhältnisse des Churfürsten Johann gegen Ungarn abgedrungen, als aus seiner Gesinnung geflossen. Denn eine einzige lebhaftere Erklärung für die beson-

dere Angelegenheit Habsburgs konnte die Besitzungen in Schlesien kosten. Herr dieses Landes und gesonnen, die Einsetzung seines natürlichen Sohnes in das Herzogthum Glogau zu beschleunigen, hielt Matthias ein Strafgericht über den Herzog Johann von Sagan, der sein Regiment durch unmenschliche Strenge furchtbar machte, und schickte die schwarze Rotte, wie man die leichte ungarische Reiterei nannte, nach Schlesien, um ihn seiner Rechte zu entsetzen. Mit Vollmacht des Königs versehen oder nicht, überschritt ihr Befehlshaber die brandenburgischen und sächsischen Grenzen und bezeichnete seinen Weg mit Verwüstungen. Der Churfürst Johann vereinigte sich mit Sachsen und rückte den schlesischen Grenzen entgegen. Sei es, daß Matthias von den Gesinnungen dieser Fürsten zu dem Kaiser unterrichtet wurde oder daß jener Angriff ohne seinen Befehl geschehen war, er sandte den Bischof von Wardein nach Luccau und bot ihnen die Hand zum Frieden, die sie annahmen. Von seinem Erbe vertrieben, irrte der Herzog von Sagan, wie ein Abenteurer, umher, und da nichts mehr für ihn zu erobern stand, suchte er sein Glück in alchemistischen Geheimnissen. Ein Bettler, flehte er den Churfürsten von Brandenburg um ein Obdach in Frankfurt a. d. O. an und endete verachtet und vergessen im Jahr 1504 zu Rom.

Während jedoch dem Churfürsten Johann die äußern Verhältnisse zu Hilfe kamen, um durch die Sonne des Friedens seine Entwürfe im Innern des Landes zu zeitigen, arbeitete hier schon eine heimliche Gährung, um sie zu verhindern, und der erste Schritt,

den churfürstlichen Stuhl auf einen sichern Boden der Finanzen zu stellen, war auch der erste, der ihn zu erschüttern drohte. Keiner der hohenzollerschen Regenten hatte trübere Erfahrungen gemacht, als er, und keiner war weniger gesonnen, sie zu wiederholen, als er. Er rief daher die Stände nach Berlin (1488) und verlangte in den Besitz von Mitteln gesetzt zu werden, die wachsenden Lasten der Regierung und die churfürstlichen Verpflichtungen gegen das Reich zu tragen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg brachten eine Abgabe auf das Bier in den Städten in Vorschlag, und wußten, da neue Zölle mit so großem Widerstand und ohne Früchte eingeführt worden waren, ihrer Meinung Gewicht zu verschaffen. Für jede Tonne Bier, die verbraucht würde, sollten zwölf Pfennige, acht in die churfürstliche Kasse, vier in die Stadtkämmerei abgeliefert werden. Aber von allen Unterthanen der Mark waren es die Städte allein, auf deren Schultern diese Abgabe fiel, denn die Prälaten, der Adel, der sich im Besitz der Dorfbrauereien befand, die Klöster, die angefangen hatten, das Geschäft der Krugwirthschaft zu treiben, waren ausgenommen. Diese ungleiche Vertheilung erregte Widerstand gegen die churfürstliche Verordnung und die Bürger von Stendal nöthigten mit Gewalt dem Stadtrath eine Erklärung gegen die Auflage ab. Die Bevollmächtigten des Churfürsten Niclas von Borstell, Hans von Gohren und Lucas von Vinzelberg, welche herbeieilten, die empörerische Bewegung zu stillen, erschlug der wüthende Haufe, stürzte sich beutegierig hinaus auf die adelichen Güter und plünderte wie im feind-

lichen Lande. Der Aufruhr lief von Stadt zu Stadt und erhob sich in Seehausen, Gardeleben, Alt- und Neu-Salzwedel. In dieser drohenden Gefahr stellte sich der Churfürst an die Spitze einiger Truppen und überraschte Stendal, das auf hanseatische Hilfe trotzte, in dem Augenblick, wo der Aufruhr gegen sich selbst im Kampfe lag. Die Thore wurden ihm daher ohne Widerstand geöffnet, und ehe die Rebellen Zeit hatten, sich zu vereinigen, waren ihre Häupter bereits ergriffen und büßten auf dem Hochgericht. Wer konnte, floh, und wurde außer dem Schutze des Gesetzes erklärt. Der Stadtrath, der dem Aufruhr nachgegeben hatte, verlor die Gerichte und einen Theil seines Münzrechtes, die Zünfte, die in ihrem Schoos den Geist des Widerstandes nährten, sahen ihre Freiheiten vernichtet und sich aus dem Bunde der Hansestädte gerissen. Dieses Beispiel der Strenge rief die Achtung gegen das Gesetz in den übrigen Städten der Altmark zurück und überall kehrte der Bürger aus dem Taumel der Empörung ruhig in seine Werkstatt heim.

So fest aber auch der Entschluß war, die lang entbehrte Wohlthat des innern Friedens zu erhalten, und so laut auch der Zustand des Landes und sein eigener für dieses Bedürfniß sprach; Johann konnte dennoch nicht hindern, daß sich auswärts der Zunder neuer Störungen sammelte. Denn während in Pommern eine unglückliche, kinderlose Ehe den schlimmen Argwohn im Herzen Boguslavs X. gegen Brandenburg nährte, und feindselige Einflüsterungen ihn verstärkten, war der römische König Maximilian, der über seinen Sohn Philipp den Schönen, den

Erben der Niederlande, die Vormundschaft führte, von den Bürgern Brügge's gefangen gesetzt, weil sie ihn der Eingriffe in ihre Freiheiten beschuldigten, und Frankreich hatte die Flamme der Empörung geschäftig angeblasen. Der Kaiser Friedrich III. bot zwar das Reich zur Rettung seines Sohnes auf und Brandenburg schickte mit den übrigen Ständen seine Hilfstruppen nach Köln; aber zugleich im Kriege mit den siegreichen Ungarn war er dem Kampfe nicht gewachsen und Maximilian mußte durch schimpfliche Verträge mit den eigenen Unterthanen seines Sohnes die Freiheit erkaufen. In dem Grade, wie der Kaiser von neuem auf dem Reichstage zu Frankfurt Hilfe verlangte, forderten die Stände erst den Landfrieden und die Gründung eines obersten Reichsgerichts. Noch einmal mußte Oestreich sich zu Vergleichen mit Frankreich, den Niederlanden und Ungarn verstehen, und Friedrich III. wartete sehnsüchtig auf die Erfüllung astrologischer Verkündigungen von dem nahen Tode des Königs Matthias, um die 700,000 Gulden, die er ihm für die Abtretung der Eroberungen in Oestreich versprochen hatte, nicht bezahlen zu dürfen. Die alternde, kranke Natur dieses Fürsten erzeugte den Sterndeutern den Dienst und Matthias starb in der Hauptstadt Oestreichs (1490). Jene 700,000 Gulden waren erspart und Maximilian schmeichelte sich überdieß vermöge eines ältern Vertrags mit Matthias, die Krone desselben zu gewinnen. Aber zugleich trat der König Wladislav von Böhmen als Prätendent auf, und das Glück des östreichischen Hauses war nicht geeignet, die Zeit, wo es diese Krone mit der seinigen

verband, um vierzig Jahre abzukürzen. Wie jedoch auch die Würfel fallen mochten, ohne Kampf fielen sie nicht, und den Churfürsten von Brandenburg mußten seine schlesischen Besitzungen in eine bedenkliche Stellung versetzen, weil Theilnahme an dieser Parthei oder an jener unvermeidlich, und weil in jedem Fall Verlust gewisser zu fürchten, als Gewinn zu hoffen war. Aber noch schwankten diese Verhältnisse unsicher zwischen Oestreich und Böhmen, als schon die Gunst des Zufalls für Johann sorgte und ihm den Besitzer der Herrschaft Zossen in die Arme führte.

Dieses Ländchen von 7 Quadratmeilen, früher ein brandenburgisches Lehen, hatte der Markgraf Ludwig der Römer im Jahr 1359 dem Herrn von Torgow, Friedrich, mit dem Vorbehalt als Lehn übergeben, es mit seinem Tode an Brandenburg zurückzustellen. Gleichwohl hatte jene verwirrte Zeit die Trennung von der Mark begünstigt und es nach dem Erlöschen des torgauschen Stammes in die Hände des lausitzischen Geschlechts von Stein geliefert, das diese Herrschaft unter den Schutz und die Lehnsherrschaft Böhmens und dann des Königs Matthias von Ungarn stellte. Georg von Stein, der sie zur Zeit besaß, als dieser Fürst starb, war sein Landvogt in der Lausitz, und die Wärme, womit er die Interessen Ungarns gegen Böhmen unterstützt hatte, ließ ihn bei diesem Wechsel der Dinge keine günstige Stimmung am Hofe Wladislavs erwarten. Er begab sich daher nach Berlin und bot dem Churfürsten die Herrschaft Zossen mit Stadt und Schloß für 16,000 rheinische Gulden an. Johann, der diesen Preis nicht

zu hoch fand, um sein Land zu erweitern, nahm in Zossen Besitz (1490), und da die Wendung des Glückes zwischen Wladislav und Maximilian nicht lange zweifelhaft bleiben konnte, reiste er von dem Grafen Eitelfriedrich von Hohenzollern begleitet im folgenden Jahre nach Ungarn, um Sicherheit der Lehnsverträge über die schlesischen und lausitzischen Besitzungen von dem König von Böhmen zu erhalten.

Während das Haus Oestreich in der Person Maximilians eine Beschimpfung nach der andern erlitt, in Ungarn eine Krone, in Bretagne eine Braut verlor, dort nur den Titel, hier die Gewißheit eines neuen Kriegs erhielt, entfernte der glückliche Gebrauch, den der Churfürst von Brandenburg von dem Spiel der Zufälle und seinen Mitteln machte, jede Gefahr von seinen Ländern. Denn er kehrte eben noch zeitig genug auf den märkischen Boden zurück, um Braunschweig zu beruhigen, wo der innere Krieg die Grenzen der Altmark bedrohte und um einem Bruch mit Pommern zuvorzukommen. Fast im wilden Zustande der Natur aufgewachsen, und mit dem Mistrauen gegen Brandenburg geschäftig unterhalten, bot Boguslav X. sein Inneres dem Aberglauben zu einem fruchtbaren Boden an, wenn er den Haß gegen Hohenzollern nährte. Seine Gemahlin, Margaretha, die Tochter des Churfürsten Friedrich II., hielt er von dunkeln Künsten brandenburgischer Zauberer umstrickt, weil ihr Schoos ihm keinen Erben schenkte, und als der Churfürst Johann der Herzogin seinen Leibarzt sandte, um ihre Krankheit zu untersuchen und den Argwohn zu schlichten, flüsterte man ihrem Gemahl den Wahn

ein, Brandenburg wollte jede Möglichkeit einer Geburt vernichten. Dieser unglückliche Arzt, Doktor Fritz mit Namen, wurde in einen Thurm zu Uckermünde geworfen und dem Hungertode preisgegeben. Der Gram zerstörte den letzten Lebenskeim Margaretha's, dieses Opfers der Staaten, und endete ihre beklagenswerthen Tage (1489). Hiermit schien auch das letzte schwache Band zwischen Pommern und Brandenburg durchschnitten. Boguslav weigerte sich, die Lehnsherrschaft des Churfürsten anzuerkennen, und jene Zeiten des blutigen Zwiespaltes drohten wiederzukehren. Was indeß die Erbitterung im Herzen Boguslavs gesteigert hatte, war die Weigerung der Natur gewesen, ihm einen Erben für seine Länder zu schenken, und wegen dieser Weigerung ließ sich eine zweite Frage an sie richten. Richard von der Schulenburg begab sich daher nach Polen; um mit der Hand der königlichen Tochter Kasimirs das Glück in das Haus des Herzogs zurückzubringen. Ein Sohn, den er von dieser zweiten Gemahlin erhielt, zerriß die Scheidewand des abergläubischen Wahns zwischen Pommern und Brandenburg und machte den Herzog für die Stimme des Friedens empfänglich. Gleichwohl würde die alte Frage über die lehnsherrlichen Rechte des Churfürstenthums nur den Kampf der Waffen erneuert haben, wenn Johann nicht die Form der Belehnung geopfert hätte, um den Gehalt der Verträge zu retten. Der Vergleich zu Piritz erließ dem herzoglichen Hause auf immer den wirklichen Lehnsempfang seiner Länder von Brandenburg, sicherte aber dem churfürstlichen durch neue Urkunden die Lehnsherrlichkeit und Erbfolge

in Pommern. Dem Kaiser und Reich, hieß es endlich im Dokumente Boguslavs, das er zu Königsberg in der Neumark ausstellte, würde der Herzog alle Dienste leisten, wozu er aufgefordert würde, doch ohne Nachtheil der Rechte des Churfürsten, wie der seinigen, die sie beide von der kaiserlichen Majestät besäßen (1493). Mit diesem Vergleich hatte Johann sich den Frieden gerettet, aber seinen Erben nicht. Denn wie bereitwillig auch der Churfürst den alten Keim der Misverständnisse erstickt zu haben glaubte, Pommern wollte die Lehnshoheit Brandenburgs nicht auf seine Länder ausgedehnt wissen und hatte durch die letzte Klausel, so unzweideutig sie schien, sich einen Weg vorbehalten, das Interesse des Kaisers in das seinige zu verweben. Während also der Churfürst ruhig auf die Versicherungen der Verträge baute, wartete Boguslav nur die Umstände ab, um sie mit Glück antasten zu können.

Wie unsicher aber auch die Bürgschaft war, welche dieser Vergleich für ein friedliches Verhältniß zu Pommern gewährte, die Beruhigung Brandenburgs im Innern machte dennoch Fortschritte und die Unfälle Maximilians unterstützten die Absichten des Churfürsten. Dieses Land ging, wie ganz Deutschland, nach und nach einem allgemeinen Stillstand der rohen Kräfte entgegen, die es Jahrhunderte lang durch das Recht der Selbsthilfe erschüttert hatten, und Oestreich hatte niemals dringendere Ursachen, dafür zu sorgen, da auf allen Seiten nachbarliche Staaten ihre Grundpfeiler befestigten und die königliche Macht auswärts in demselben Grade stieg, wie sie in Deutschland gefallen war. Frankreich war auf dem Wege, durch Ueberge-

wicht Europa zu beherrschen; England fing an, aus langen Kämpfen sich zu erheben und Einfluß auf die Angelegenheiten des Festlandes zu gewinnen; Ungarn hatte Maximilian an den böhmischen Wladislav abtreten müssen, und in den Niederlanden, dem mütterlichen Erbe, regierte sein Sohn Philipp, ohne Gewicht gegen Frankreich. Maximilian, wie sein Vater Friedrich III., besaß fast nichts als Titel und erhielt erst durch den Anfall östreichischer Länder, tyrolischer Linie, einen eigenen Haltpunkt. Fast von allen jenen Mächten hatte er Beleidigungen erduldet. Mit Anna von Bretagne, der Erbin einer schönen Provinz, hatte er sich durch Gesandte vermählt; sein Bevollmächtigter, der Graf von Nassau, hatte nach dem Gebrauch des Jahrhunderts ihr Bett gepanzert bestiegen. Nichts desto weniger entriß Karl VIII. von Frankreich ihm diese Fürstin, die schönste ihrer Zeit, zog die Provinz ein und schickte dem römischen König seine Tochter Margaretha, die längst mit Frankreich Verlobte, zurück. Um diesen Schimpf zu rächen, rief Maximilian die Stände des deutschen Reiches zusammen; aber diese einzige Hilfsquelle, die er besaß, waren sie nicht gesonnen, ihm ohne Bürgschaft des innern Friedens zu öffnen; zur Unzeit lag sein Vater mit Baiern im Krieg; England, das er gegen Frankreich gewonnen hatte, ließ sich durch französisches Geld bestechen. Maximilian mußte den Frieden zu Senlis schließen, der wegen der Grafschaften Artois und Charolois wieder den Zunder zum Krieg bereit legte. Unter diesen Umständen endete der Kaiser Friedrich III. seine traurige Regierung (1493), als sein Sohn eben auf dem

Wege war, sich in Mailand eine andere Gemahlin zu suchen und als die Politik der ansehnlichsten Mächte sich nach Italien wendete, wo Karl VIII. von Frankreich aus einem alten Anspruch des Hauses Anjou mit 18,000 Mann Neapel eroberte, und von dem Papst Alexander VI. alle Zugeständnisse erhielt, die er verlangte. Das Erbe der Gemahlin Maximilians, der reichen Prinzessin Maria Blanka von Mailand, war von den Ansprüchen Orleans bedroht; der Graf von Egmont wurde in seinen Versuchen auf Geldern, das seine Familie an Karl den Kühnen verloren hatte, von Frankreich gegen den Sohn Maximilians unterstützt und schon in Kroatien stand der ottomanische Halbmond.

Man muß gestehen, daß diese Lage geeignet war, auch den fähigsten Kopf niederzubeugen; wie noch schwieriger mußte sie werden, wenn die deutschen Stände dem Hilfruf Maximilians nur mit der Ausflucht antworteten, daß die eine Hälfte derselben selbst verschuldet, die andere nicht Sache des Reiches wäre. Seinem Vater ungleich, hatte zwar Maximilian alle Eigenschaften von der Natur und der Erziehung erhalten, um Verhältnisse zu beherrschen. Fast noch wie ein Ritter des dreizehnten Jahrhunderts wagte er tollkühn mit Gefahren zu spielen und hatte in den Gebirgen oft mit seiner Person die ganze Hoffnung Friedrichs III. einem schwindelnden Ungefähr preisgegeben. Mit einem Geist, der jeden Samen der Kultur und der Wissenschaften wuchernd aufnahm und seine Umgebung beschämend überbot; mit eiserner Beharrlichkeit, wenn er wollte; veränderlich, wenn er die

Zügel den Umständen überließ; schöpferisch in Erfindung der Mittel, die seinem Vortheile dienten und fast nichts im Auge, als ihn — was konnte ein Fürst mit diesen Eigenschaften durchsetzen! Bei der allgemeinen Auflösung der innern Ordnung und des Zusammenhangs im deutschen Reich, wie günstig schienen die Augenblicke, die kaiserliche Macht auf diesen Trümmern zu errichten, wie zuvorkommend schienen die Verhältnisse, den Plan Karls V. vorzubereiten! Aber vor allem, was er jetzt bedurfte, waren es die Stände Deutschlands und hier hatten ihm sein Vater und sein Vorgänger den schlimmsten Dienst geleistet. Er versammelte das Reich auf den merkwürdigen Tag zu Worms (1495) und fand die Fürsten lauer, als sonst. Seine Forderungen, so dringend sie auch waren, glitten an den Bedingungen der Stände ab, und er begriff, daß jetzt nicht mehr die Zeit war, ihre Hilfe ohne Zugeständnisse zu empfangen. Ehe man sich zum Krieg verstand, verlangte man Frieden im Herzen der deutschen Länder, aber um diesen Frieden zu erhalten, war die Einsetzung eines obersten Gerichts Nothwendigkeit. Jenen hatten die Kaiser immer und mit Wärme gewollt, aber dies hatte Friedrich III. beharrlich verweigert, denn die Stände forderten einen Justizhof, der, fern vom Einflusse des kaiserlichen Interesses, fast eine zweite, unabhängige Macht in Deutschland aufstellte und dem Oberhaupt eine wichtige Stütze aus den Händen riß. Was also für das Reich und die Freiheit der Stände wohlthätig war, war es nicht für den Thron und zum Unglück für ihn forderte die Lage Maximilians auf das dringendste die Bewilligung.

Der ewige Landfriede wurde beschworen und die Glieder des Reichs begaben sich der Selbsthilfe. Um ihre Zwiste auf dem Wege des Rechtes zu schlichten, ward ein Reichskammergericht zur Hälfte aus Gelehrten, zur Hälfte aus der Ritterschaft mit einem Präsidenten und sechzehn Mitgliedern eingesetzt; der Arm desselben sollte sich über alle reichsunmittelbaren Stände, jedoch unter der Einschränkung der Austräge erstrecken, und ohne die landesherrliche Gerichtsbarkeit über die Unterthanen anzutasten. Der Rechtsstreit sollte erst durch alle Instanzen eines Landes bis zum Reichskammergericht laufen. Außerdem wollte man dem Kaiser einen Reichsrath an die Seite setzen, dem Vollmacht über die Verwaltung aller öffentlichen Geschäfte ertheilt und der von den Ständen, außer einem Gliede vom Kaiser, besetzt werden sollte. Dem Auge Maximilians konnte die Gefahr für die kaiserliche Macht nicht entgehen, und da er keinen Ausweg hatte, suchte er den Sitz des Kammergerichts an seinen Hof zu spielen; aber mit Festigkeit ward dieser Plan durchschnitten, und alles, was er erlangen konnte, war, daß man den Gedanken eines Reichsrathes fallen ließ. In der Natur menschlicher Anstalten liegt es, daß sie nicht plötzlich und vollkommen an das Licht des Tages treten, und das Kammergericht brauchte noch lange Zeit, ehe der lange, wilde Strom der Zwiste ruhig in das Bett des Rechtes geleitet werden konnte; aber von jenen Zeiten an schien die Sonne Deutschlands auf glücklichere Fluren, und wie auch der Kaiser, die Schwerfälligkeit der deutschen Natur, und die Versuche jener, ihren Einfluß geltend zu machen, zu allen Zeiten die Arbeit der

freien Gerechtigkeit lähmten, sie war dennoch für Deutschland das wohlthätigste Geschenk.

Aber trotz dieser Zugeständnisse, die dem König Maximilian die Nothwendigkeit abgedrungen hatte, und die sein Gedächtniß verherrlichen, waren die Stände um nichts eiliger geworden, seine Angelegenheit für die ihrige zu erklären. Die allgemeine Abgabe zur Unterhaltung des Kammergerichts und zum Türkenkrieg (gemeiner Pfennig) floß träge in die bedürftigen Hände Maximilians, und Frankreich, das Neapel eben so schnell wieder aufgeben mußte, als es dasselbe erobert hatte, war nur dem Bunde zwischen Oestreich, dem Papst, Spanien, Venedig und Mailand gewichen. Nichts desto weniger bedrohte Ludwig XII. das schöne Mailand, auf das er Ansprüche geltend machte, und griff Maximilian an der empfindlichsten Stelle seiner Plane an. Ein Reichstag verdrängte den andern, und während der Kaiser den schwäbischen Bund verlängerte, um mit dem Arme der Gewalt das Gesetz des innern Friedens zu schützen, und ihn gegen die Schweiz in Bewegung zu bringen, rüstete sich der Churfürst Johann von Brandenburg zur Hilfe des bedrohten Polens gegen die Osmanen, und arbeitete, der neuen Ordnung in seinem Lande Achtung gegen eigene mächtige Vasallen zu verschaffen (1498).

Fast die ganze Thätigkeit der brandenburgischen Fürsten richtet sich von jetzt an mehrere Menschenalter hindurch auf die Pflege bürgerlicher Tugenden, ohne einen Augenblick günstige Momente zur Erweiterung der Grenzen zu verscherzen. Aber wie ein halb verwildertes, halb durch Sittenlosigkeit entkräftetes Ge-

schlecht an das sanfte Gängelband des menschlichern Gesetzes zu gewöhnen, wie das verdorbene Blut in den Adern des Volkes durch gesündere Säfte ersetzen? Diese Arbeit, die auf dem Buche der Geschichte so leicht überflogen und von der glänzenden Erscheinung des Waffenruhms so undankbar in den Hintergrund gedrängt wird, konnte nicht das Werk einiger flüchtigen Entschlüsse seyn, es mußte noch auf andern Wegen, als auf dem der eisernen Gewalt betrieben werden, und hier kam dem Churfürsten das Jahrhundert mit dem erwachten Reiz der Wissenschaften entgegen. Er hatte die Absicht, eine Universität zu stiften, und übertrug dem Doktor Pistoris, einem Professor der Arzneiwissenschaft zu Leipzig, den er während seiner Krankheit zu Hilfe gerufen hatte, den Entwurf eines Planes zu solcher. Frankfurt an der Oder wurde zum Sitz der hohen Schule bestimmt und schon lag die kaiserliche und päpstliche Bestätigung bereit, als der Tod diesen Fürsten zu Arneburg mitten aus seinen friedlichen Beschäftigungen riß (9. Januar 1499). Glücklich genug, daß der Erbe seines Landes auch der Erbe seiner Plane war, und daß der Gedanke, den er in die Seele seines jugendlichen Sohnes Joachim geworfen hatte, einen empfänglichen Boden fand. Man sagt, der Churfürst Johann, dem die Wassersucht im vier und vierzigsten Jahre das Leben raubte, habe auf dem Todbette in einer langen Rede dem Churprinzen seine Erfahrungen und seine Absichten an das Herz gelegt; wahr oder nicht wahr, Joachim nahm sie auf und am Ruder schien sich nichts ereignet zu haben, als der Wechsel einer kraftvollen Hand ge-

gen eine ermattete. Johann wurde im Kloster Lehnin, der Gruft der ascanischen Markgrafen, beigesetzt, und war der erste aus dem Geschlecht der Hohenzollern, der in brandenburgischer Erde ruhete. Später ward der Leichnam nach Berlin in das churfürstliche Erbbegräbniß abgeführt.

Joachim I., ein Jüngling von sechzehn Jahren, ergriff hierauf die Zügel eines Regiments, das in die gefahrvollen Stürme des neuen Jahrhunderts fiel. Nach den Gesetzen seines Hauses ließ er seinem einzigen Bruder Albrecht zugleich mit huldigen, und übertrug dem Markgrafen Friedrich in Franken auf den Rath des Churfürsten von Mainz seine Stelle in den Angelegenheiten des Reichs, bis er das in der goldenen Bulle vorgeschriebene Alter erreicht habe. Die Tugenden dieses Fürsten waren eben so groß, als seine Fehler, und wo die Natur in der Schöpfung seiner Eigenschaften auf der Hälfte des Weges stehen geblieben war, half die Erziehung und der ungeheure Wechsel der Begebenheiten nach. Heftig und im stolzen Gefühl eines Gebieters, das durch kühne Erfolge schmeichlerisch genährt wurde, ergriff er seine Entschlüsse und nahm von keinen Umständen, von keinem Einflusse eine Bedingung an. Streng, bis zur Härte, wollte er Achtung gegen das Gesetz, und erklärte sich für den Ersten, der ihm gehorchen würde. Unter den Wissenschaften, wie man sie damals pflegte, sorgfältig aufgezogen, dreier Sprachen mächtig und dankbarer Freund der Gelehrten, warf er sich gleichwohl in die Arme der nebelvollen Künste der Astrologie und ergötzte sich an ehrgeizigen Berechnungen des Sternenlaufs.

Ohne Neigung, vielleicht ohne Talent, den glänzenden Weg des Helden zu betreten, liebte er den Frieden, und verbarg sich bald, wie die Triebfeder eines Uhrwerkes, hinter das schimmernde Glück seines Bruders, der in seinen Händen ein kostbares Werk des Ehrgeizes wurde. In den Armen seines Erziehers, des Bischofs Dietrich von Lebus, zum warmen Anhänger der römischen Kirche gebildet, ohne als Landesherr für ihre Gebrechen blind zu seyn, von der Laufbahn seines Bruders unwiderruflich an ihre Interessen gebunden, und durch Widerstand reizbar bis zur Verfolgung, welche Rolle ließ sich erwarten, würde dieser Fürst übernehmen, wenn jene Kirche angetastet werden und dieser Widerstand eintreten sollte?

Mit schwerer Mühe und mitten in Verlegenheiten, die ihn sogar noch zur Verpfändung von Peiz und Kotbus an Anhalt nöthigten, hatte der Churfürst Johann den ehernen Arm adlicher Wegelagerer in ihre Burgen zurückgewiesen: die Nachricht von seinem Tode löste das Band des Gesetzes wieder auf und das Regiment eines Knaben lockte die Plünderer wieder auf die Straßen. Wie auf ein Zeichen wachten alle Schrecken des Raubes wieder auf und der Raub war wieder geadelt. Unter dem Schirm der Nacht wurden die bürgerlichen Rechte mit höhnischem Spott zertreten, und der Kaufmann schlug sich segnend bei den Namen der Männer von Köckeritz, Kracht, Lüderitz, Lindenberg und Itzenplitz das Kreuz über die Brust. Dieses Beispiel des Adels, das den Mantel eines ehrlichen Gewerbes über Verbrechen warf, lief verführerisch bis in die elenden Hütten herunter, und weckte den Krieg der

Armuth mit dem Reichthum, und bei diesem Treiben aufgelöster Banden hielt Joachim in seinem sechzehnten Jahre das Ruder allein in der Hand! Bis in seine Gemächer hatte sich die Nachahmung gedrängt und an seinem Herzen lagen Räuber sicher unter dem Titel churfürstlicher Diener. Ein warnendes Exempel an siebenzig Wegelagerern flog vergessen an den Mauern vorüber, wohin sich der Stegreif verkroch, und ihre Hinrichtung machte ihn nur gefährlicher. Eines Tages erschien ein Kaufmann vor dem Churfürsten und beklagte sich über die Gewaltthat eines Ritters, der ihn bei Belitz geplündert, gebunden und in eine Grube geworfen hatte. Auf die Frage, ob er den Räuber wieder erkennen würde, zeigte er auf einen Liebling des Churfürsten, Lindenberg mit Namen, der mit andern im Gemache stand. Joachim riß den Freund von seinem Herzen ab, und ließ ihm augenblicklich den Kopf abschlagen.

Jetzt begriff man, daß man es nicht mit einem Knaben zu thun habe; aber der Adel hielt sich durch diese Hinrichtung für beschimpft, und wagte ihm durch Drohungen Schonung abzuzwingen. Sein eigener Hofjunker von Otterstädt schrieb an die Thür des churfürstlichen Schlafgemachs:

Jochimken, Jochimken hüte Dich,
Wo wir Dich fangen, henken wir Dich.

Nicht gesonnen, leere Drohungen hinzuwerfen, legte sich Otterstädt in den Hinterhalt, als der Churfürst eines Tages unter geringer Begleitung nach Köpenick ritt. Ein Landmann verrieth ihm den Anschlag; er eilte nach Berlin zurück, verstärkte seine Be-

gleitung und umringte die hochverrätherische Rotte Otterstädts. Der Anführer selbst wurde gefangen und von Pferden in Stücke zerrissen; sein Kopf schaukelte lange auf einer eisernen Stange des Köpenicker Thores zu Köln a. d. Spree. Der Adel kam in Verzweiflung und wendete sich an den Markgrafen Friedrich zu Anspach, um den Churfürsten zur Unterscheidung von adelichem Blut und gemeinem zu bewegen. Der Markgraf schrieb hierauf an den Churfürsten. „Ich achte den Adel," erwiederte dieser, „aber ich habe keine Edelleute, ich habe ehrlose Räuber und Mörder gestraft, und vom Schrecken zurückgejagt, von keinem nachbarlichen Fürsten mehr geschützt, lernen die Uebertreter des Landfriedens die bürgerliche Ordnung ehren." Aber wie geeignet diese Energie auch war, die Gewalt des Unterthans zurückzudrücken und dem fleißigen Bürger Frieden zu verschaffen, Joachim wollte dennoch nur die Achtung gegen das Recht einsetzen, und als die Stadt Frankfurt, im Besitz der Freiheit, Räuber zu bestrafen, einen Edelmann, von dem ihre Kaufleute waren geplündert worden, hatte enthaupten lassen, ohne den Weg des Rechtes einzuschlagen und ohne die Feier eines heiligen Tages zu schonen; erklärte sie der Churfürst der Gerichte für verlustig und der Bischof Dietrich von Lebus sprach nicht ohne Einfluß auf die Maßregeln des jugendlichen Fürsten den Bann über sie aus, dem Schoos langer Kriege und brodloser Banden, den Frieden seiner Mark zu schützen, schloß er mit Sigismund, Herzog von Glogau und Statthalter der Lausitz, einen Vertrag gegenseitigen Beistandes, der dem Stegreif die Schlupfwinkel verschloß und der ei-

genmächtigen Selbsthilfe den Weg nach den Gerichtshöfen anwies. Seitdem legte sich eine Ruhe über das Land, die von der Furcht geachtet wurde. Das hatte der eiserne Arm der Gewalt bewirkt, aber ein Unfall des Fürsten, das Ende eines Pulsschlags konnte alle Schrecken des Stegreifs und der Gesetzlosigkeit wieder befreien. Daher eilte Joachim, einen andern Wink seines Vaters zu vollstrecken, und auf dem langsamen, aber sichern Wege der Kultur den Geistern ein anderes Feld des Ehrgeizes und des Ruhmes durch die Errichtung der Frankfurter Universität zu eröffnen.

Wie groß aber auch der Antheil seyn mochte, den eine nebenbuhlerische Rücksicht auf die sächsischen hohen Schulen an dem Ursprung dieser Stiftung hatte, und wie gering auch die Mittel waren, die sie unterstützten; der Wetteifer, der sie hob, war um nichts kühler und entschied bald über die Stellung, die sie im Kampfe mit den neuen Meinungen einnahm. Wenn in Jahrhunderten, wo die Kultur und die Wissenschaften allgemein sind, wie die Sonne, das Gewicht solcher Institute sich hinter geräuschlose Erfolge verbirgt, und sie still, wie eine Mutter, an der Erziehung des Menschengeschlechts arbeiten; wurden sie damals die Quellen außerordentlicher Begebenheiten und wegen des Eindrangs der Religion in die Politik der Staaten zugleich Hebel entscheidender Maßregeln. Die Wahl der Männer, welche in Frankfurt die Wissenschaften lehren sollten, war daher wichtig, weil es auf ihre Geschicklichkeit ankommen mußte, denselben einen empfänglichen Boden zu gewinnen; sie ward noch wichtiger, weil die Parthei, die sie nahmen, zugleich die Parthei des Für-

sten wurde. Die Krankheiten des Churfürsten Johann hatten dem Leipziger Professor Pistoris Antheil an dem Plan der Errichtung verschafft, und auf den Vorschlag desselben, war die Wahl zum Rektor auf einen theologischen Gelehrten von Ruf, Konrad Koch, gefallen, der sich nach seiner Vaterstadt Wimpfen in Schwaben, Konrad Wimpina nannte. Johann Lindholz, von Münchberg gebürtig, ward erster Dekan der philosophischen Fakultät, und die Namen Hieronymus Schurfs, eines Rechtsgelehrten, des Arztes Jodocus Willich und Publius Vigilantius Arbilla's besaßen Anziehungskraft genug, um diese neue Stiftung zu beleben. Der Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, bekleidete die Stelle eines Kanzlers und als der Churfürst Joachim in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge am 1. Mai 1506 der Einweihung beiwohnte, strömten Zuhöher bereits aus allen Gegenden herbei, und ihre Anzahl stieg im ersten Jahr schon über tausend.

Während hier der Boden für die neue Glaubensmeinung, deren Morgenröthe anbricht, oder gegen sie vorbereitet wurde, und die innern Stürme Brandenburgs sich beruhigten, gleichsam um den ganz Europa erschütternden zu erwarten, zogen sich auch im Hause Joachims wie auf dem Schauplatz der Länder die Veranlassungen zusammen, die das Werk der Geister hinderten oder beförderten; Faden der Weltgeschichte, von denen der Mensch glaubt, daß sie der Zufall webe. Ueberzeugt, daß eine getheilte Macht keine sei, und daß die priesterliche Ordination wohl die Welt, aber nicht ihren Ehrgeiz und ihren Ruhm ausschließe, bot

der Churfürst allen Einfluß auf das Gemüth seines zwölfjährigen Bruders Albrecht auf, um ihn zur Tonsur zu bewegen. Dieser Prinz nahm die Priesterweihe und wurde Domherr zu Magdeburg, Trier und Mainz. Von der Sehnsucht nach menschlichem Glück belebt und durch den Druck der kirchlichen Gesetze nur um so stärker geworden, nahmen die jugendlichen Leidenschaften bald einen übeln Aufschwung, und kosteten ihm zur Hälfte die Achtung der Geschichte. Albrecht wurde mitten unter lockenden Verführungen das Band Brandenburgs mit Rom, und in dem Grade, wie der Ehrgeiz stieg, nahm es an Festigkeit zu. Joachim vermählte sich jetzt (1502), um das einsam gewordene brandenburgische Haus nicht zu kühn dem menschlichen Zufall bloßzustellen; aber die Hand eben dieser Gemahlin, der Tochter des Königs Johann von Dänemark und einer Fürstin von hellem Geist, wurde durch unglückliche Verwebung der Umstände der Leiter eines neuen Glaubens in das Innere des churfürstlichen Schlosses. Denn wie warm auch Joachim den Frieden liebte, weil er nur auf den Grund desselben alle seine Plane baute; wie fern er sich auch von dem Kriege, der in Baiern wegen der Erbfolge ausbrach und in den die brandenburgisch-fränkische Linie verwickelt wurde (1504), entfernt zu halten wußte; er konnte dennoch die Erschütterung des dänischen Hauses nicht verhüten, und die Erklärung Lübecks für das Interesse Schwedens, das seit der unseligen Calmarischen Vereinigung mit Dänemark der unversöhnliche Feind desselben geworden war, drohte sogar, den Brand des Krieges in die Nähe des Chur-

fürsten zu versetzen. Zwar wurde der Kampf zwischen jener Hansestadt und Mecklenburg, das Brandenburg nur durch geringen Beistand unterstützte, durch die Vermittlung Braunschweigs beigelegt, und die Schweden gelobten dem Hofe von Kopenhagen noch einmal Gehorsam (1507). Aber alle Umstände arbeiteten schon lange an einer Katastrophe und Christian II., der Sohn und Nachfolger Johanns, beschleunigte sie durch Unmenschlichkeit. Der Antheil, den die Religion mit ihren Dienern an diesen Bewegungen nahm, blieb im Herzen der dänischen Tochter nicht unerwiedert, und wenn es ungewiß ist, ob dieser Antheil zuerst es war, was das eheliche Band mit Joachim zu einer Kette häuslicher Unfälle machte, so war er doch gewiß das erste, was das Unglück entschied.

Unterdeß hatte sich der Kampfplatz der Politik und ihrer Kriege immer weiter von Deutschland entfernt, und während sich Maximilian wie ein Gemsenjäger, in eine Unternehmung nach der andern stürzte, ohne das Ende berechnen zu können, hatten die Ereignisse, die ihm begegneten, nur durch die Zwischenleiter des deutschen Reiches einen Einfluß auf Brandenburg. Mit der Schweiz, die von jetzt an ihre Söhne in fremde Dienste verkaufte, eben so schnell zum Frieden gezwungen, als er den Krieg angefangen hatte, und gegen Frankreich, den Nebenbuhler Oestreichs, in der Absicht auf Mailand unglücklich; von dem Papst Alexander VI. verlassen, der um ein weltliches Fürstenthum für seinen Sohn besorgt war, von Venedig feindlich behandelt und von dem spanischen Ferdinand dem Katholischen, seinem Verwandten,

hintergangen; von allen Hilfsmitteln entblößt, während Ludwig XII. nicht einmal neue Auflagen nöthig hatte, aber zugleich die Feilheit der Finanzstellen einführte, und fortwährend in seinen östreichischen Erblanden von den Türken bedroht, hatte sich Maximilian zu neuen Zugeständnissen gegen die Stände des deutschen Reiches verstehen, und ihnen zu Augsburg die Errichtung eines Reichsregiments, wie man die Art von Reichsrath oder Parlament nannte, ungern bewilligen müssen (1500). Dieses Institut, das die Stelle der jährlichen Versammlungen vertreten und mit dem Kaiser und seinem Bevollmächtigten 21 Mitglieder umfaßte, fing damit an, Ludwig dem Zwölften die Belehnung mit Mailand zuzugestehen, und Maximilian an der empfindlichsten Stelle zu verletzen. Nicht gesonnen, die Nichtigkeit des deutschen Königstitels vollenden zu lassen, schloß dieser Fürst mit Frankreich Friede, um sich gegen dieses Reichsregiment zu behaupten, und zum Glück für ihn kamen ihm die Stände auf dem Wege, es aufzulösen, auf halbem Wege entgegen. Mit ihm zerstob das Kammergericht, und es waren neue Reichstage nöthig, um diesen obersten Justizhof wieder zum Leben zu bringen. Maximilian, der keinen Widerstand fürchtete, wenn er ihn auch nicht besiegte, hätte der Freiheit der deutschen Stände gefährlich werden können und der Churfürstentag zu Gelnhausen, der zu ihrer Rettung gehalten wurde, und auf dem sich Joachim gegen die Versuche des römischen Königs erklärte, wäre fruchtlos geblieben, da Maximilian die Interessen zu spalten wußte; wenn er nicht in Ungarn an seinem warm gepflegten Plane

auf die Krone wäre angegriffen worden. Um Hilfe zu erhalten, mußte er den Ton gegen die Reichsfürsten ändern und aus Erkenntlichkeit, daß er es aufgab, zur rechten Zeit der kaiserlichen Würde Gehalt zu verschaffen, bewilligte man ihm 4000 Mann gegen den Grafen von Zapolia, dem die Ungarn, durch eine Vermählung mit Anna, der Tochter Wladislavs, die Krone in die Hände spielen wollten. Ein Zufall, die Geburt eines königlichen Sohnes Ludwig, wirkte den Frieden und dem Hause Oestreich das erneuerte Recht der Nachfolge aus und Maximilian hätte Zeit gehabt, auf seine innere Stellung zurückzukommen; aber ewig unternehmend, selten vollendend, ward er von dem Gedanken an Neapel wieder fortgerissen und glaubte ihn unter den Vorwand der Kaiserkrönung zu Rom verbergen zu können (1507).

Unter den Umständen indeß, die zwischen Maximilian, den italischen Staaten, Spanien und Frankreich obwalteten, war dieser Plan zu plump angelegt, als daß er den wahren Zweck nicht hätte verrathen sollen. Daher bewilligte ihn Deutschland zwar 12,000 Mann, wovon Brandenburg 127 Mann oder 2000 Gulden übernahm; aber im Einverständnisse mit Ludwig XII. und dem Papst, warf sich ihm Venedig in den Weg, und forderte die Ablegung der Waffen, eh' er das Gebiet der Republik beträte. Jetzt endlich nach einem unseligen Reichthum von fünfhundertjährigen Erfahrungen, gab man das kostbare, längst zum Nichts herabgesunkene Gepränge einer päpstlichen Krönung völlig auf und Maximilian nahm den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, was ihm

vor einigen Menschenaltern noch den Frieden mit der Kirche gekostet hätte (1508). So stolz dieser Schritt Maximilians scheint, weil er die Welt überreden wollte, daß er zur Würde der deutschen Krone keines Papstes bedürfte, und so hochmüthig ihm Julius II. mit der Einwilligung entgegenkam, weil er glauben machen wollte, daß er die Ceremonie zur Gewalt über das deutsche Oberhaupt nicht nöthig hätte, so sehr war es doch bei beiden nur das Gefühl der Schwäche, und wie theuer hätte dieß Zugeständniß, wodurch das letzte äußere Band zwischen der Kaiserkrone und Rom zerrissen wurde, dem Papst Julius II. zu stehen kommen können, wenn jetzt schon jener große Tag von Worms wäre aufgegangen gewesen! Wie gewiß hätte den Kaiser die Politik in die Arme der Reformation geführt, und wie sorgte Julius selbst dafür, ihn dazu zu zwingen! Denn wie auch die kluge Staatskunst Maximilians das Einverständniß Frankreichs, Spaniens und des Papstes zu trennen und diese Mächte durch den Bund zu Kambray selbst gegen Venedig zu bewaffnen wußte; Julius, nicht gesonnen, ein anderes Uebergewicht in Italien zu dulden als das seinige, ergriff dennoch die Parthei der Republik und vernichtete die Erfolge Frankreichs und des Kaisers. Der Vortheil, der den Papst in das Bündniß von Krambray gelockt hatte, riß ihn auch gebieterisch wieder davon los; aber dieselbe Politik Frankreichs und Maximilians, die ihn zu ihren Alliirten gemacht hatte, war es auch, die seinen Fall beschloß; Julius sollte unschädlich werden, ob als ihr Freund oder gestürzt, galt gleich viel. Schon legte der Kaiser mit

Ludwig XII. die Minen an, die den ersten Priester der Kirche vernichten sollten, bis in das Innerste des Vatikans standen seine Anhänger, und in Pisa arbeitete eine Kirchenversammlung seinen Gedanken aus (1511); in Frankreich schlug man Münzen mit der prahlerischen Inschrift der Zerstörung Babylons (Roms), die ganze Christenheit schrie und die Völker waren des Joches müde. Aber Julius wußte dem Streiche vorzubeugen, der kühne Mönch von Wittenberg arbeitete noch ruhig in seiner Zelle zu Erfurt und aus dem bedenklichen Zusammentreffen dieser Umstände trat der päpstliche Stuhl, fast wie immer, nur mit neuen Siegen heraus. Der unreife Entwurf Maximilians, die Krone der Kirche mit der weltlichen auf seinem Haupte zu vereinigen, weckt das Mistrauen Frankreichs; in Spanien lebt Karl, der Erbe des weiten Schämels der römischen Kirche, den Tagen seiner Erhebung auf den Kaiserthron entgegen; die Politik übernimmt das Interesse des Glaubens, und hält den Papst zu einer Zeit aufrecht, wo von allen Seiten die Gewitter gegen ihn aufsteigen.

Aber wie auch die Hand, welche die Geschichte lenkt, in dem Innern der großen Staaten die Stoffe zusammenfügte, die das neue Jahrhundert bewegen sollten; in Brandenburg wurden sie es nicht weniger, und während dieses vom Schauplatz entfernte Land schon die Vorzeichen des Einflusses jener Verhältnisse empfand, brachte der Churfürst dem finstern Fanatismus der Kirche ein kostspieliges Opfer und arbeitete unter diesem Eifer für Rom an der Versetzung seines hohenzollerschen Hauses nach Preußen, ohne zu ahnen,

daß ihm hier der Abfall von dem Papst den größten Dienst leisten würde. Die jüdischen Mäkler, Herrn des Handels durch merkantile Gewandtschaft, hatten sich bei dem steigenden Luxus gewisser Stände einer gewissen Unentbehrlichkeit bemächtigt, und ihr Wucher lastete wie eine Landplage auf dem Volke. Durch den Einfluß auf einen geldarmen Hof hatten sie sich in eine festere Stellung, als irgendwo zu setzen gewußt, die Abgaben, die sie, eine Art von Leibeigenen, an die landesherrliche Kammer zahlten, hatten sie gegen Verfolgung geschützt und der Haß der christlichen Unterthanen war im Laufe der Zeit nur um so drohender gewachsen. Unter diesen Umständen hatte ein jüdischer Kesselflicker die übergoldete Monstranz einer Dorfkirche mit zwei Hostien gestohlen und dadurch den religiösen Aberglauben in das Spiel gebracht. Mit einem Spandauer Juden, an den er eine der Hostien für neun märkische Groschen verkauft hatte, zog man ihn ein; sie leugneten nicht, aber ohne zu fragen, was man eigentlich noch gestanden wissen wollte, preßte man ihnen Geständnisse von Sacrilegien ab, die alle Zeichen der Unwahrscheinlichkeit an sich trugen. Der Churfürst ließ alle Juden des Landes in Gefängnisse setzen, und bedachte sich nicht, die Ehre Ferdinands von Spanien zu verdienen, der im Jahr 1493 30,000 jüdische Familien plünderte, aus den Grenzen stieß und sich mit der Entvölkerung seines Reiches von Rom den stolzen Namen des Katholischen erkaufte. In Brandenburg wurden sie des Mordes christlicher Kinder angeklagt, sieben zu Berlin und dreizehn aus andern Städten gestanden auf der Folter, was man wünschte

und Joachim ließ ihnen zu Berlin auf dem Rathhause durch gelehrte Räthe, wie ein Bericht meldet, den Prozeß machen. Der Richter dieser Stadt, Hans Krakau, errichtete auf churfürstlichen Befehl auf dem Neumarkt bei der St. Marienkirche das Hochgericht, und obwohl sich der Kesselflicker durch die Taufe hatte retten wollen, wurde er doch fast entblößt auf einen Karren geschmiedet, durch die Straßen Berlins geschleift und auf diesem fürchterlichen Wege mit glühenden Zangen zerrissen. Hinter dem Rabenstein war ein Gerüst erbaut, wo ein Jude über den andern angekettet und verbrannt wurde. Andere wurden enthauptet, die übrigen des Landes mit dem Eide verwiesen, es nie wieder zu betreten (1510.) Wenige Jahre darauf ward von einigen dieser vertriebenen Israeliten ein getaufter Glaubensgenosse zu Halle für hundert Gulden bestochen, den Churfürsten zu vergiften, und da dieser Mensch, als Priester und Arzt zugleich, seiner Person sich zu nähern wußte, schaukelte das Leben Joachims nur in den Händen eines Ungefährs. Der Verbrecher, Johann Pfefferkorn mit Namen, war derselbe, der gegen Reuchlin die Verbrennung der jüdischen Bücher als Maßregel, den Mosaismus zu verdrängen, mit der Feder verfochten hatte.

Indem Joachim durch die Verfolgung einer friedlichen Menschenklasse, dieser Faktoren der Handlung, die Bevölkerung seines Landes und seine Einnahmen schmälerte, ohne sich, wie Ferdinand der Katholische, durch Verkauf päpstlicher Bullen entschädigen zu können, und indem er dadurch einem lichtscheuen Papismus in die Hände arbeitete, ja die Politik desselben,

welche Anhängern des mosaischen Glaubens selbst die Pforten des Vaticans nicht verschließt, abergläubisch überbot; setzte er alle seine Mittel in Bewegung, auf den hochmeisterlichen Stuhl in Preußen einen Fürsten aus seinem Hause zu versetzen, welcher, der Erste von den Hohenzollern, zum Abfall von der römischen Kirche sich entschloß. Durch lange Kämpfe mit Polen erschöpft, im Innern entnervt und fast allein jedem Angriff preisgegeben, hatte der deutsche Orden seinen Hochmeister in mächtigen Fürstenhäusern gesucht und dasselbe Bedürfniß, das ihn vermocht hatte, den Herzog Friedrich von Sachsen zu wählen, rieth ihm nach dem Tode desselben, sein Auge nach dem Markgrafen Albrecht, dem zwanzigjährigen Sohne des Markgrafen Friedrich des Aeltern in Franken zu werfen. Alle Vortheile, die man erwarten konnte, schienen sich in der Wahl dieses Fürsten zu vereinigen (1511). Ein Neffe des Königs Sigismund von Polen und von ihm geliebt, ließ er die Ausgleichung des unseligen Krieges hoffen und für den schlimmen Fall war sein Haus dem deutschen Kaiser befreundet, der es zu seinen Planen bedurfte; Brandenburg, das seinen Einfluß geltend machte, um Albrecht zu erheben, konnt' ihn nicht fallen lassen, und Dänemark, durch Joachim in das Interesse verflochten, fand in der Verwandtschaft und Politik Beweggründe genug, die Rechte des Hochmeisters zu verfechten. Aber wie auch die Gesandten Joachims am polnischen Hofe den Stoff des Kampfes zu entfernen suchten, die Frage über die Lehnsabhängigkeit des Ordens von Polen blieb unentschieden; der König Sigismund forderte den

Lehnseid von dem neuen Hochmeister und auf Maximilian, der zu Wien seinen zweiten Enkel Ferdinand mit Anna, der Erbin Ungarns, vermählte, ein Bündniß mit Böhmen und Polen schloß und mit der Kaiserkrone spielte (1515), war keine Rechnung mehr zu stellen, wenn je eine es konnte. Der Orden warb 12,000 Mann in Deutschland an und löschte gegen Bewilligung eines freien Durchmarsches durch die Marken das Recht des Wiederkaufs der Neumark aus (1518). So gering dieser erste Vortheil für Brandenburg war, so unermeßlich waren für dieses Haus die Folgen der Wahl Albrechts und durch eine wundersame Verkettung der Umstände ruft Joachim, wo er es wenigstens will, jene Folgen hervor, indem er der Hebel seines Bruders, des Domherrn zu Magdeburg wird.

Denn während die Meinungen der Zeit in einer bangen Gährung lagen, und alle Zeichen einer nahen Erschütterung eintraten, welche das geistliche Ordensland Preußen von der Kirche abreißen wird, begann der Bruder Joachims, Albrecht, durch churfürstlichen Einfluß seine schimmernde Laufbahn und gab den ersten Anstoß zum Ausbruch. Das Haus Sachsen verlor binnen drei Jahren zwei wichtige Stellen, Preußen und Magdeburg, wo der Herzog Ernst, Erzbischof und Bischof zu Halberstadt im Jahr 1513 starb, und wie es auch versuchte, den erzbischöflichen Stuhl mit einem seiner Prinzen wieder zu besetzen, das Glück Brandenburgs überwog das Gewicht der sächsischen Fürsten. Da im Kapitel zu Magdeburg zum Theil märkische Vasallen saßen, wurd' es dem Churfürsten

Joachim nicht schwer, sich im Geschäft der Wahl, die Lenkung zu verschaffen und seinen jugendlichen Bruder mit geschickter Hand in die Reihe der ersten Herrn der Kirche zu versetzen. Zu gleicher Zeit wurde Albrecht zum Bischof und Administrator von Halberstadt gewählt und die Gesandten beider Stifter eilten nach Rom, um die Bestätigung auszuwirken. Eine Anleihe von 4500 Gulden deckte die Kosten der Einführung (1514), und die Reichthümer beider Kirchen versprachen den Leidenschaften Albrechts unerschöpfliche Hilfsquellen. Aber so dankbar auch das Glück den Hoffnungen Joachims wucherte, der ihm den fürstlichen Jüngling zum Werkzeug anvertraut hatte, es überbot dennoch alle Berechnungen, und erhob ihn durch ein eigenes Zusammentreffen von Umständen in den Rang seiner ersten Günstlinge. Der Erzbischof und Churfürst von Mainz, Urial von Gemmingen, starb nach einer zweijährigen Regierung; die schnelle Folge der Fürsten und die Kostbarkeit ihrer Einsetzung hatten die Hilfsmittel dieses Erzstiftes geschwächt und das Kapitel sah sich in der Nothwendigkeit, einen Fürsten zu wählen, der die Summe von 30,000 Goldgulden, wofür das Pallium in Rom zu kaufen stand, aus eigener Kasse bestreiten könnte. Diese Verlegenheit war der Schämel Albrechts, der im Besitz zweier Stifter den Ruf von Reichthümern genoß, ohne sie zu besitzen. Unter der Bedingung, zugleich Magdeburg und Halberstadt zu behalten, nahm er die Wahl des Kapitels an, die Joachim durch Versprechungen zu beflügeln gewußt hatte und der Papst Leo X., ein Mann von Talent, der für seine Zwecke das

ganze christliche Europa besteuerte, zog gegen die Schwere von 30,000 willkommenen Goldgulden die Kleinigkeit des außerordentlichen Beispieles nicht in Betracht, daß in einer Hand die Stäbe zweier Erzstifter und eines Bisthums, der ersten Deutschlands, sich vereinigten. Die reichen Fugger in Augsburg halfen dem Bedürfniß Albrechts durch Darleihung jener Summe ab, und der jugendliche Fürst, der vor wenigen Jahren noch als Domherr die Bedingung Joachims, ihn zu kleiden, annehmen mußte, war jetzt Churfürst und Erzkanzler des Reiches; Würden, die an dem Erzbisthum Mainz hafteten. Aber Natur und Erziehung hatten ihm die Eigenschaften eines guten Wirthes versagt und ewig von Geldverlegenheiten gepeinigt, mit einer Schuldenlast beladen, die sich mit jedem Tage steigerte, war er eben so wenig, wie Leo X., ängstlich in der Wahl der Mittel, sich ihrer zu entledigen, und ergriff, unbekümmert um die öffentliche Meinung und die Gährung des Jahrhunderts, den Vorschlag eines Agenten Roms, seine Diöcesen mit dem Verkauf des Ablasses zu brandschatzen und den Ertrag mit Leo zu theilen, der seiner bedurfte, um seine Nichte zu vermählen und nebenbei an der Peterskirche zu Rom bauen zu lassen. Johann Detzel, ein Dominikanermönch, der das Handwerk verstand und es seit 1504 geübt hatte, warf sich dem Erzbischof Albrecht entgegen, zeigte ihm geschäftig den Weg, den Aberglauben zur Quelle des Reichthums zu stempeln und wurde als Untercommissär ausgesendet, das Heil der Seelen für Geld feil zu bieten. Dieser scheinbar geringfügige Zufall zündet die längst bereit

gelegten Stoffe des Jahrhunderts; die große, anfangs gering angeschlagene Bewegung beginnt und an der Pforte der neuen Zeit stehen für Brandenburg wie für Europa unermeßliche Folgen. Dort wie hier hat sich eine Kette von günstigen und ungünstigen politischen Verhältnissen gebildet; wie war das Innere der Kirche beschaffen, um von jenem Feuer ergriffen zu werden, wie Deutschlands, wie Brandenburgs, um es aufzunehmen oder abzuwehren?

Sechstes Buch.

Die Reformation. Vom Jahre 1517 bis zum Jahre 1535.

In einem Zeitraume von siebenhundert Jahren, seitdem Karl der Große zum ersten Mal seinen Arm über einen Theil des wendischen Nordens streckte, hatte die Mark Brandenburg, wenn man den Namen früher gebrauchen darf, als sie ihn führte, jeden Wechsel menschlicher Ereignisse erfahren und dieses Schicksal mit allen Ländern Europa's getheilt. Aber wie wichtig auch der Antheil war, den besondere Verhältnisse, innere oder äußere, an dem Glück und Unglück einzelner Völker hatten; das große, gemeinsame Interesse, in dem sich alle Staaten wie in einem Zentralpunkte trafen, war doch fast allein die Religion und die Kirche gewesen. Am Stuhle des heiligen Petrus begegneten sich alle Nationen Europa's, die noch kein politisches Band zusammenführte; den Faden, der sie vom Tajo bis an die Berge Lapplands, von Dublin bis in die Ebenen Polens und Ungarns umschlang, hatte Rom gesponnen, und zum zweiten Mal beherrschte es die Welt. Von jenen Zeiten an, wo es die Jugend gegen die Glaubensmeinung heidnischer Länder

schickte, wo es Europa nach Asien führte, um es am heiligen Grabe zu entvölkern, bis auf die Hussitenkriege und den Fall Konstantinopels ist keine allgemeine Begebenheit geschehen, welche die Kirche nicht veranlaßt oder gelenkt hätte. Jetzt schien der Morgen des sechzehnten Jahrhunderts, der so langsam aus der Dämmerung gestiegen war, auf eine veränderte Welt, und noch ist es die Religion, die gemeinsam die Staaten bewegt und noch über einige Menschenalter hinaus die Seele aller politischen Veränderungen ist. Aber wie anders! Von dem Throne der öffentlichen Meinung, den es allein und allmächtig besessen hatte, sieht sich Rom genöthigt, herabzusteigen und das Band, das die Staaten umwunden hatte, in die Hände der Politik auszuliefern, die es von jetzt an übernimmt, Europa zu einer ungeheuern Familie mit verschiedenen Häuptern umzubilden. Zwar ist es die römische Kirche noch, welche die Länder in Bewegung bringt, aber nicht mehr als allmächtige Lenkerin, sondern als Gegenstand des Angriffs und der Vertheidigung, nicht mehr als Beherrscherin der öffentlichen Meinung, die sie verhöhnt hat, sondern als Angeklagte vor dem Richterstuhl derselben. Dieser Proceß, der Europa beschäftigt und in dem alle verlieren, wird von einem unbeachteten Mönch in Wittenberg vor dem Tribunal des menschlichen Geistes anhängig gemacht und die Staaten treten für und wider in die Schranken.

Unter ewigen Schwankungen des Glücks war der Kaiser Friedrich III. gestorben und Maximilian alt geworden. Gleichwohl hat das östreichische Haus die Geschichte seiner Größe von ihren Zeiten zu begin-

nen. Denn so beschämend auch die Demüthigungen waren, denen sich Friedrich III. preisgegeben sah; seine Rathgeber führten ihn dennoch sicher durch alle Unfälle hindurch, und die Vermählung seines Sohnes mit der Erbin der Niederlande wog alle Verluste auf, die ihm der König Matthias von Ungarn zugefügt hatte. Diese schönen Provinzen waren die Schatzkammern Europa's; der Markt von Brügge hörte alle Sprachen der Welt und als die innern Bewegungen, die Frankreich unterhielt, dieser blühenden Stadt die Herrschaft des Handels kosteten, wechselte dieser nicht das Land, nur den Stapelplatz und zog sich nach Antwerpen, dessen Flaggen auf allen Meeren wehten und das mit geschickter Hand alle Länder verband. Die Reichthümer hatten die Städte übermüthig gemacht und die Künste angelockt. Der Niederländer hatte lange mit den Elementen um den Boden kämpfen müssen, den er bewohnte, und dieser Krieg mit dem hartnäckigen Feinde seines Glückes war die Quelle jenes Trozes und jener Kühnheit geworden, die gegen Maximilian alle Schranken übersprangen. Der Verkehr mit den bekannten Nationen der Welt hatte die Entwicklung der Geister gezeitigt, die Wissenschaften fingen an, sich der Erziehung zu bemächtigen und lange vorher, ehe man offen das Gebäude der Hierarchie antastete, waren ihre Pfeiler hier schon morsch geworden. Der Sohn Maximilians und Maria's, den man Philipp nannte, um an die goldene Zeit Philipps des Guten zu erinnern, verstand es, in dem Pariser Vertrag von 1498, sich mit Frankreich auf den Fuß eines augenblicklichen Friedens zu setzen und den innern

Unruhen wenigstens den Weg aus den Grenzen Flanderns zu vertreten. Aber eine kluge Berechnung des östreichischen Hauses, wodurch es sich nach der pyrenäischen Halbinsel versetzte, brachte diese Provinzen in eine schwesterliche Stellung gegen Spanien und bereitete die blutigen Zeiten vor, wo der Niederländer von seinen Eigenschaften einen verwegenern Gebrauch machte, als je zuvor.

Denn wie wenig auch die Erfolge der Waffen Maximilians gegen die Eigenschaften wogen, womit er seine Plane entwarf, und wie hastig ihn auch die Umstände überstürzten, um ihn immer auf der Hälfte des Weges zu unterbrechen; so ergriff er doch, gleich seinem Vater, jedes Ungefähr, um das Glück festzuhalten, und mitten unter dem stürmischen Wechsel der politischen Verhältnisse arbeitete sein Gedanke ruhig und unerschüttert an der Erweiterung des Habsburgischen Hauses. Weit entfernt, mit den Hoffnungen auf Ungarn, die durch die Geburt eines Menschen unsicher in die ferne Zukunft hinausgerückt werden konnten, mit dem unruhigen Erbe Karls des Kühnen, das von Frankreich geschmälert wurde, und mit dem zweifelhaften Glück in Italien zufrieden zu sein; warf er vielmehr seinen Blick hinter die Pyrenäen und vermählte seinen Sohn, denselben Philipp, der durch seine Mutter die Niederlande besaß, mit der spanischen Johanna, der einzigen Erbin Aragoniens und Kastiliens. Als dieser Erzherzog vor seinem alternden Vater starb (1506), waren bereits zwei Prinzen, Karl und Ferdinand, geboren, die weite Erbschaft zu empfangen, und Maximilian bereitete die-

sen Enkeln die glänzende Laufbahn vor, wie sie Europa seit Karl dem Großen nicht gesehen hatte.

Alle Ereignisse, welche im Laufe eines Jahrhunderts die Gestalt der spanischen Länder verändert hatten, waren daher nur für das Glück Oestreichs geschehen; alle Anstrengungen Ferdinands und Isabella's für die Erweiterung Habsburgs aufgeboten worden, und ohne Schwertstreich, mit einem einzigen guten Gedanken hatte Maximilian vier Königreiche für seinen Enkel erobert. Seit der Entthronung Heinrichs IV., Königs von Kastilien, der sich durch Wollüste entnervt hatte, seit der Erhebung seiner siebenjährigen Schwester Isabella, die sie der Empörung zu danken hatte, und seit ihrer Vermählung mit dem Prinzen Ferdinand von Aragonien, den sie nur liebte, wenn sie eifersüchtig war, hatten diese Königreiche auf gewisse Art sich verschmolzen. Isabella besaß ihre eigene Regierung, wie Ferdinand, aber beide trennten ihren Vortheil nicht. Die Mauren waren bis auf die Grenzen Granada's zurückgedrängt worden; ihr Land war das blühendste Spaniens, die Pracht ihrer Könige die glänzendste, das Volk das thätigste und reichste. Ferdinand beschloß, diesen Rest zu erobern und nach einer achtmonatlichen Belagerung legte der maurische König Boabdilla die Schlüssel Granada's in die Hände seines Feindes, der noch kurz zuvor sein Bundesgenosse gewesen war. Erbe Siciliens, Neapels und Sardiniens, sah sich Ferdinand im Besitz einer ausgedehnten Macht, aber seine spanischen Unterthanen waren träg und arm. Wie die Türken, lebten sie von dem Fleiß ihrer überwundenen

Feinde; ihre Städte waren schmutzig und entbehrten alles Schmucks und aller Bequemlichkeiten. Zu unwissend und stolz, ein Handwerk zu lieben und Handlung zu treiben, sahen sie der bereichernden Thätigkeit der getauften Mauren und Juden zu und traten die Verfolgungen, die der Neid und Haß begannen, dem Arme der Kirche ab. Der Kardinal Ximenes, ein Mann von Talent, der Spanien allmächtig regierte, ließ troß der Kapitulation von Granada Mauren und Juden verbrennen und dieses traurige Werk des Fanatismus wurde durch die Einführung der Inquisition gekrönt. Dieses Vehmgericht der Gewissen, dem der Dominikaner und Oberinquisitor Torquemada unter Isabella eine fürchterliche Ausdehnung gab, ließ in kurzer Zeit sechstausend Menschen mit allem Gepränge der Religion verbrennen und verwandelte das schöne Land in eine Wohnung des Schreckens. Bis in den Schoos der Familien drang der Verrath und kein Band des Blutes war mehr heilig. Die geistreiche und lebendige Nation wurde eingeschüchtert, die erwachten Pulse einer heitern Kultur stockten und während die Welt außer ihr sich aus der Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens aufrichtete, ward in Spanien ihr Schleier immer dichter und der weite Kerker mit Unglücklichen angefüllt. Mit einem Fuß in Italien, mit dem andern auf der pyrenäischen Halbinsel, trotzte Rom jeder Erschütterung und war sicher, daß der Erbe dieser Reiche nie den Abfall von dem päpstlichen Stuhle versuchen konnte.

Fast kein Land Europa's hat daher die Kunst, Staaten zu regieren, mehr mit Erfahrungen bereichert,

als Spanien, keins hat sie theurer bezahlt und weniger benutzt. Während die Krone durch jenes Werkzeug der Kirche, durch die Annahme des Großmeisterthums der geistlichen Ritterorden und mit Hilfe der Städte sich einer unbeschränkten Gewalt bemeisterte; während sie das maurische Granada stürzte, Neapel und die Hälfte Navarra's eroberte, öffnete sich der Weg nach Westen zu den Goldgruben der Neuen Welt. Von Portugal und Genua, seinem Vaterlande, abgewiesen und von England und Frankreich hingehalten, fand Christoph Colombo einen Weg zu dem Ohr Isabella's und der Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien, Luis de Sant-Angel, wußte diese talentvolle Fürstin für den kühnen Entwurf des Genies zu gewinnen. „Hier sind meine Juwelen!" rief sie aus, als es an Gelde fehlte, einige Schiffe für den Seefahrer auszurüsten, und mit der kleinen Summe von 17,000 Gulden, die Sant-Angel vorschoß, wie Muñoz meldet, gewann Spanien die Hälfte eines Welttheils, der durch eine sonderbare Laune des menschlichen Zufalls den Namen eines ränkevollen, unbedeutenden Florentiners Amerigo Vespucci verewigt. Zu gleicher Zeit hatten sich die Entdeckungsreisen der Portugiesen mit den spanischen durchkreuzt und der neue Weg nach Ostindien fing an, dem Strom des Welthandels ein anderes Bett anzuweisen. Lissabon wurde bald die Niederlage des fernen Asiens, und ein neues Leben in die Bewegungen Portugals gehaucht. Madrit ward nur eine Kammer mit ungeheuern Schätzen und das Gold, das durch die Adern Spaniens strömte, ersetzte die lebendige Seele nicht, die ihm fehlte. So unermeßlich

daher auch die Folgen dieser Entdeckungen für Europa wurden, und so groß der Aufschwung war, den der menschliche Geist nahm; von den bleibenden Bereicherungen, die Spanien fast allen Ländern gewährte, floß doch keine in seinen Schoos zurück und in stolzer Trägheit zehrte es an dem Kapital, das ihm fremdes Genie in die Hände gespielt hatte. Seinen Handel betrieben Fremde, für seine Bedürfnisse arbeiteten Fremde, seine Magazine waren mit niederländischen Manufacturwaaren angefüllt, und während es die Erzeugnisse ganz Europa's kaufte, machte es sich unfähig, sie selbst hervorzubringen. Während sich in dem innern Norden alle Umstände begegneten, die das hierarchische Gebäude aus den Angeln zu heben drohten, ging diese wohlthätige Spur ohne Erschütterung an Spanien vorüber und die Lichtfunken des neuen Jahrhunderts brachen sich an den Pyrenäen.

Wenn diese Verhältnisse ohne Einfluß auf die religiöse Meinung des Regenten blieben, so waren sie es nicht auf seine Politik. Wie stark mußten daher die Pfeiler Roms hier sein, wenn sich beide, der Glaube wie die Politik, in dem Haupte eines Urenkels Ferdinands und Isabella's vereinigten, um die alte erschütterte Kirche zu halten. Wie wenig war an eine Aussöhnung mit den streitenden Meinungen zu denken, da das östreichisch-spanische Haus, das mit unzerreißbaren Ketten an die Interessen der römischen Kirche gebunden war, sich auf dem Wege befand, durch seine Stellung gegen Deutschland die erste Stimme im Rath über sein Schicksal zu erhalten. Denn als Ferdinand der Katholische starb (1516), war sein

Enkel Karl der Erbe Spaniens, Neapels und Siciliens, der Niederlande, Burgunds und der Neuen Welt, und für eben diesen Karl arbeitete bereits sein Großvater Maximilian, um dem glücklichen Enkel die deutsche Kaiserkrone zu versichern. Dieser jugendliche Fürst war zu Gent (24. Febr. 1500) geboren und der Ruf von seiner geistigen Fähigkeit nicht eben schmeichelhaft. Aber als wenn das Glück sein ganzes Füllhorn auf das Haus Oestreich hätte ausgießen wollen, selbst diese Meinung von dem spanischen Erben, die ihn in den Rang der Mittelmäßigkeit herabsetzte, war der Hebel seiner Größe in Deutschland. Während man in dem Wahne stand, dieser Kopf, den man langsam nannte, weil er keine Fortschritte in der lateinischen Sprache machte, sei nicht geboren, die königliche Macht zu misbrauchen; bereiteten sich schon alle Umstände vor, die ihm Gelegenheit und Gewalt dazu anboten. Die Freiheit der deutschen Fürsten ging daher schon einer großen Gefahr entgegen, in die sie ein psychologischer Irrthum führte, und wer weiß, wie anders Deutschland und Europa sich gestaltet hätten, wenn das spanische und italische Interesse sich nicht zwischen diesen Enkel Maximilians und die neue Meinung geworfen, und wenn Frankreich mit seiner ewigen Nebenbuhlerschaft die Kräfte Oestreichs nicht außerhalb der deutschen Grenzen beschäftigt hätte.

In diesem Reiche, das troß der Unfälle seiner Könige und den hundertjährigen Kriegen mit England in einer blühenden Lage sich befand, hatte Franz I. seit 1515 den Thron bestiegen und war hier seit den Anstrengungen Ludwigs XI. für die Krone vielleicht

der freiste Monarch im christlichen Europa. Während der König Johann um das Jahr 1360 bei der Erschöpfung seiner Finanzen mit ledernem Geld, dem Vorläufer des papiernen, bezahlen mußte, besaß Ludwig XII. eine Einnahme von dreizehn Millionen Livres, eine für den Preis der Dinge sehr bedeutende Summe, und während der Kaiser Maximilian Gehalt von England annahm, erließ der französische König den Unterthanen Auflagen, verschaffte ihnen Recht, ohne sie plündern zu lassen, und konnte die Pracht lieben, ohne seine Unterthanen zu bedrücken. Der Boden wucherte dem Ackerbau, da er Schutz vor dem Raub des Soldaten fand. Der Handel, der dem niederländischen nicht gleichkam, belebte gleichwohl den Fleiß, und die Künste, die in Italien eine Heimath gefunden hatten, fingen nach und nach an, sich am Ufer der Seine anzusiedeln. Seit der Baseler Kirchenversammlung, der Quelle der sogenannten pragmatischen Sanction, war eine Spaltung zwischen dem römischen Stuhl und der Kirche Frankreichs entstanden, und schon seit dem vierzehnten Jahrhundert die geistliche Gerichtsbarkeit, wie in England, in unschädliche Schranken zurückgewiesen worden. Rom sah sich die Besetzung der geistlichen Stellen, die Annaten und andere Hilfsquellen entrissen und schien in Gefahr zu sein, dieses Reich zu verlieren. Franz I. war weder im Kabinet noch im Beichtstuhle ein schüchternes Werkzeug der Kirche und die Stellung, in die er gegen Oestreich trat, machte ihn zum Bundesgenossen aller Gegner dieses Hauses, das in Neapel der große Vasall des römischen Stuhles war. Die arglistige Politik des Pap-

stes Julius II., die Ludwig den Zwölften alle Eroberungen in Italien geraubt hatte, war die Quelle einer Erbitterung geworden, die zur Zeit der Pisanischen Kirchenversammlung die Existenz jenes Nachfolgers Petri in Gefahr brachte. Statt ungeheuere Summen nach Rom zu liefern und den Krieg gegen Euch mit Euerm eigenen Gelde zu führen, wendet sie dazu an, es anzugreifen! hatte eines Tages das Parlament Ludwigs XII. erklärt und der Abfall Frankreichs von der römischen Kirche schien nur auf einen ersten Anstoß zu warten. Aber was dem Papste galt, galt nicht der Religion. Dasselbe Parlament war ein warmer Freund alter Formen und wies jede Neuerung mit Unwillen zurück. Die Universität, der mütterliche Schoos der Scholastik, die dem päpstlichen Interesse diente, war nicht gesonnen, einem Umschwunge zu folgen, der alle Meinungen aus dem gewohnten Gleise reißen mußte. Der priesterliche Einfluß hatte keine ähnliche Erschütterung erfahren, wie in Deutschland, und die Krone, die einzige des ganzes Landes, hatte keine so dringende Aufforderungen, sich auf Kosten der Kirche zu bereichern, wie die deutschen Fürsten. Ja eben die Politik, die Ludwig den Zwölften zum unversöhnlichen Feind des Papstes Julius II. gemacht hatte, führte seinen Nachfolger Franz I. in die Arme Leo's X.; denn entschlossen, die alten Ansprüche auf Mailand zu verfechten, stürzte sich der einundzwanzigjährige König auf Italien, als er kaum auf den Thron gestiegen war und drückte die Schweizer, die Bundesfreunde Leo's X. und Maximilians, zurück (1515). Mailand war erobert und der Herzog Maximilian

Sforza sein Gefangener. Gewandt, um jeden Unfall in Vortheil zu verwandeln, veränderte Leo seine Politik und verband sich mit dem Sieger. Für diesen Preis erhielt er das Herzogthum Urbino, das ein Glied des Kirchenstaates ward, und die Annaten, die man ihm streitig gemacht hatte, der König aber das Recht der Ernennung zu den Präbenden. So laut auch der Widerspruch gegen dieses Concordat war, das der Kanzler Duprat abgeschlossen hatte, Franz wußte ihm Achtung zu verschaffen und das päpstliche Interesse war in Frankreich von neuem befestigt. Jene blutige Schlacht, die den Schweizern an zehntausend Menschen gekostet hatte, und die den Papst zu demüthigen schien, hatte Franz nur für eben diesen Papst gewonnen, nur dieser hielt die Ernte, und als die Tage des Unglücks über den König kamen, und alle Eroberungen wieder zerstoben, wie jene Ludwigs XII. zeigte es sich, daß Leo eben so gefährlich als Bundesfreund, wie als Gegner sei. Während in Burgund und Navarra, in Neapel und Mailand alle Zunder zu jenen Kämpfen, die das südliche Europa erschütterten, von dem spanischen Oestreich und Frankreich zusammengetragen waren, gewannen die großen Begebenheiten im Norden Deutschlands Zeit, sich zu entwickeln. Aber an der Unterstützung, welche Franz den Anhängern des neuen Glaubens gewährte, hatte nur seine Politik Antheil, nicht die Religion, indem er ihnen eine Hand bot, ließ er mit der andern die Scheiterhaufen für die Waldenser errichten. Gleichwohl war es für die Reformation gleichgültig, ob sie seine Meinung oder seine Politik gewann, der Vor-

theil blieb gleich wichtig. Während er die Schätze Ludwigs XII. erschöpfte, um dem Enkel Maximilians die Spitze zu bieten, während er durch die Zauber seiner Persönlichkeit alles über Frankreich vermochte und dieses Land zu ungeheuern Opfern hinriß, um seinen Gegnern Zugeständnisse abzuzwingen, waren eben diese Gegner auch die Feinde der Reformation, und er arbeitete in dem Interesse derselben, indem er nur das seinige zu bedenken glaubte.

Der König Heinrich VIII. von England übernahm es, zwischen diesen Mächten eine Art von Gleichgewicht zu halten. Er wenigstens überredete sich davon und sein Wahlspruch: Wem ich helfe, der siegt, ließ vermuthen, daß die Wage Europa's in seinen Händen ruhte, während er nur ein Werkzeug Oestreichs und Frankreichs, wie ein Spiel seiner Leidenschaften war. Seinem Vater Heinrich VII., Grafen von Richmond, hatten die Verbrechen Richards III. den Weg zum ruhigen Besitz der Krone gebahnt, und seit seiner Vermählung mit der ältesten Tochter Eduards VI. hatten sich die Kämpfe der Häuser York und Lankaster ausgesöhnt. Richard hatte auf den Feldern von Bosworth einen ehrlichen Tod gefunden, den er nicht verdiente. Der alte Adel war in dem langen Bürgerkriege theils aufgerieben, theils arm geworden, der neue an den Thron gefesselt, denn nur aus dieser Quelle strömten Begünstigungen. Das ermüdete England sehnte sich nach Ruhe; der Unterthan kehrte von den Schlachtfeldern, wo er sein Glück begraben hatte, zum dankbaren Geschäft des bürgerlichen Lebens zurück, und der Handel fing an, aus dem langen Druck sich

wieder aufzurichten. Heinrich V. (1415) genoß nicht über 110,000 Pfund Einkünfte nach heutigem Geld und Heinrich VII. hatte nach hundert Jahren noch Mühe, von der Stadt London ein Darlehen von zwei tausend Pfund zu erhalten. Aber dieser König war sparsam, fiskalische Plünderungen kamen ihm zu Hilfe und als er starb, hinterließ er seinem Sohne einen Schatz von zwei Millionen Pfund Sterling. Jene Umstände waren der Macht der Krone günstig gewesen, und das Parlament, das in jenen stürmischen Zeiten eine festere Haltung gewonnen hatte, war gleichwohl unter Heinrich VII. nicht viel mehr, als ein Werkzeug des Thrones. Auf diesem Boden errichtete Heinrich VIII. das Gebäude seines despotischen Regiments. Die Weisheit seines Vaters hatte dem Volk Liebe zur bürgerlichen Ordnung eingeflößt, der Sohn wußte durch Strenge sich Gehorsam zu verschaffen. Was den König zu andern Zeiten auf das Blutgerüst geführt haben würde, diente jetzt nur seinen Leidenschaften, und, Herr des Landes, faßte er bald den Gedanken, auch Herr der Kirche zu werden. Hier, wie überall, flossen ergiebige Quellen für die Schatzkammern Roms, unter allen Titeln erhob es Contributionen von einem abergläubischen Volke, das die bürgerlichen Lasten nicht erschwingen konnte. Unter der allgemeinen Verarmung waren die Klöster reich geworden, und während der geschäftigen Jahrhundertlangen Aufspeicherungen der geistlichen Anstalten erzeugte sich der Haß der Nothdurft gegen den Wohlstand. Seit der Kirchenversammlung zu Kostnitz war unter den Bischöfen der Geist des Widerstandes gegen die Anmaßungen Roms nie wieder erstickt worden und wenn

es sich traf, daß sie nichts zu wechseln hatten, als den Herrn, und dabei unermeßliche Ausgaben ersparten, so mußte Heinrich VIII. leichtes Spiel haben, als er den Plan entwarf, sich zum Oberhaupt der englischen Kirche zu erklären. Fehlgriffe, wie die politische Stellung zu Oestreich-Spanien dem päpstlichen Hofe sie eingab, mußten vorausgehen, um England von der römischen Kirche zu trennen, aber an den reinen Triebfedern, die in Deutschland den Abfall belebten, hatte der brittische König keinen Antheil. Während Rom verlor, gewann die Reformation nichts und die großen, wohlthätigen Folgen für England sind nicht dem Verdienste Heinrichs VIII. anzuschreiben. Dieser König war der Eidam Ferdinands des Katholischen von Spanien und wurde von diesem treulosen Fürsten an Guienne erinnert, das die Engländer seit hundert Jahren verloren hatten. Ferdinand eroberte mit dem brittischen Heere Navarra, und da Guienne nicht zu gewinnen stand, drang Heinrich VIII. in die Picardie ein, und setzte Ludwig den Zwölften in die Nothwendigkeit, sich durch eine Verbindung mit der Schwester seines Gegners zu retten. Eine Vermählung, die, wie man sagt, die alternde Natur Ludwigs nicht mehr vertrug, und die seinen Tod beschleunigte. Durch diesen Angriff hatte sich Heinrich VIII. zwischen Frankreich und Spanien gedrängt, und in einer Hand große Summen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, in der andern den Commandostab über ein schlagfertiges Heer, war er fähig, der Wagschale, in die er beides warf, das Uebergewicht zu verschaffen. Aber mehr von Leidenschaften als von einer kalten Po-

litik, mehr von den engen Planen seines Kardinals Wolsey, als von großen Absichten regiert, ward er von Spanien und Frankreich mit Schmeicheleien überhäuft, von beiden abwechselnd gewonnen und von beiden zum Mittel gebraucht. Daher verwandelte sich die wichtige Stellung, in die ihn das Glück versetzt hatte, nur in das traurige Geschäft, den Krieg zwischen jenen Mächten zu verlängern, ohne selbst dabei zu gewinnen. Aber wenn dieser ferne, unberechnete Antheil an dem großen Werke des Jahrhunderts auch nur dazu diente, ihm Zeit zur Entwickelung zu verschaffen, so war er immer noch groß genug, um nicht überschlagen zu werden.

So zweifelhaft jedoch Heinrich VIII. zwischen den Häusern Habsburg und Valois schwankte, so gewiß war die Gefahr, der im Osten die Länder Oestreichs offen standen und Franz I. von Frankreich wußte bald den Weg in das Serail zu finden, um seinen Gegner an dem verletzbarsten Punkte anzugreifen. Obgleich unter einem Oberhaupte vereint, waren Ungarn und Böhmen schwach und hatten ihre schönsten Zeiten, jenes unter Ludwig dem Großen und Matthias, dieses unter Karl IV. und Podiebrad verlebt. Mit reißender Schnelligkeit waren diese Königreiche unter dem böhmischen Wladislav gesunken, und obwohl Herr zweier Kronen, war er dennoch unfähig, das Schicksal seines Hauses zu beschwören, das ihm von der Macht der Osmanen bereitet ward. Seit den Schlachten von Nikopolis und Varna und seit der Eroberung Konstantinopels hatte der Halbmond eine furchtbare Stellung in Europa angenommen und zwang die christlichen Höfe zu einer Annäherung, die

einem politischen System ähnlich sah, ohne ihre Eifersucht und ihre kleinen Rücksichten aufzuheben. Vor seinen Waffen waren die letzten Schatten der griechischen Kultur nach dem Abendland geflüchtet, die reinen Quellen des Alterthums öffneten sich dem erwachten Geiste des Jahrhunderts und die griechischen Gelehrten beschleunigten den Umschwung der Meinungen, während ihr Vaterland der Schämel eines rohen Despotismus wurde. Wie ein Strom, der an einem Ufer ansetzt, was er von dem andern abreißt, hatte die Religion Muhameds im Osten Europa's gewonnen, was sie im Westen durch den Fall Granada's verloren hatte, und während Oestreich an dem entlegenen Endpunkte der Herkulessäulen den Rest der Moscheen vernichtete, sah es sie an dem andern immer näher nach dem Herzen seiner Erbländer rücken. Dort hatte die Hand der Christen eine blühende Welt mit ihren Künsten zerstört und der Gewinn eines kleinen Königreichs schlug dem Lande, von dem es erobert worden war, unheilbare Wunden. Hier wurde die Grenze der Kultur immer weiter nach dem Abendlande zurückgedrückt, und während Deutschland Reichsversammlungen hielt, um sich über den Widerstand zu berathen, setzte die Pforte ihre Eroberungen fort, während der päpstliche Stuhl aus allen Ländern der Christenheit Kriegssteuern zog, und niemals Krieg führte, plünderte der Osmane ungestört die christlichen Kirchen. Die Unsicherheit der langen Straße nach Indien, die der Halbmond beherrschte, hatte die portugiesischen Küstenfahrer auf den Umweg über die südlichen Enden Afrika's getrieben, und während der Kaufmann einen Welttheil umschiffte,

wurde der Nerv Venedigs und der Hansestädte durchschnitten und der Handel Europa's nimmt einen Umschwung, wie die Meinung. Dieser unfreiwillige Beitrag — und er ist nicht der einzige, den der Aufgang des Halbmondes zur Umwandlung der Welt lieferte — wurde nicht wenig durch die Dienste verstärkt, die er der Reformation leistete. Semlin I., der zu dieser Zeit den befleckten Thron der Sultane bestieg, und seine Eroberungen über Syrien, Palästina und Egypten ausdehnte, ließ seinem Nachfolger Solyman II. den Entwurf zur Beherrschung des Meeres und die Richtung seiner Waffen auf Ungarn übrig. Die traurige Erbschaft dieser Gefahr, welche Maximilian seinem Enkel hinterließ, zersplitterte die Kraft seines Hauses und schwächte den Schlag auf das Haupt jener kleinen Fürsten Deutschlands, die sich der neuen Meinung in die Arme warfen, und ihre kühnen Vertheidiger gegen die Uebermacht Oestreichs wurden. Obgleich das Glück dieses Hauses endlich aus dem Ruin des Wladislavschen Geschlechts aufstieg, und die Krone Ungarns, auf welche die Plane Habsburgs so lange gerichtet waren, vom Haupte Ludwigs II. auf den zweiten Enkel Maximilians fiel, dieser Besitz war dennoch lange gegen Angriffe und Nebenbuhler zu vertheidigen und weit entfernt, Oestreich neue Hilfsquellen zu eröffnen, half es mit an den alten zehren.

Hinter diesen Staaten, die theils durch gemeinsame Regenten, theils durch Ereignisse in Verkettung traten, rollte das Schicksal des Nordens einsam und ohne Antheil fort, und kaum waren es Bande des Blutes in Dänemark oder gleiche Gefahr in Polen,

was den Süden politisch mit ihm verknüpfte. Aber so unermeßlich die Kluft zwischen dem Menschen der mittägigen Hälfte und dem Menschen der nördlichen sich auszubreiten schien, und so unsichtbar die politischen Faden sind, die beide sich zuwarfen; so trug das Jahrhundert doch alle Stoffe zu gleichen Erschütterungen zusammen und baute gleichsam die Brücke schon, auf der sie sich ausgleichen oder den Kampf bestehen. An der Weichsel hat die Aristokratie angefangen, die Grundpfeiler des Thrones zu untergraben und mit übermüthiger Hand nach kostbaren Vorrechten zu greifen, die im Laufe der Jahrhunderte den Staat der Zwietracht und dem Eroberer preisgeben. So groß das Gewicht der Jagellonen war, das sie auf die Wagschale des Nordens legten, und so gebieterisch die Stimme klang, die Polen führte, das Herz dieses Reiches war dennoch von Gebrechen angenagt, die alle glänzenden Eigenschaften der tapfern Nation nicht gefahrlos machen konnten. Während es daher in Preußen seine Herrschaft ausdehnte, und seine Gegner zu Demüthigungen zwang, arbeitete es nur für das Haus Brandenburg und bereitete sich durch wachsende Ohnmacht im Innern jene Zeiten vor, wo es den glücklichern Nachbar am Bau seiner Größe nicht mehr verhindern konnte. Hinter den Ebenen Polens war die rohe Herrschaft der Mogolen gebrochen, und der russische Fürst Iwan I. Wasiljewitsch setzte sich und sein Volk in die lang entbehrten Rechte der Freiheit ein. Mit reißender Schnelligkeit und unter dem wechselnden Geschick wilder Eroberer richtete sich Rußland in seiner Selbstständigkeit auf, und eine neue Macht, fast unsichtbar den Augen ausgebildeter Staa-

ten, baute sich auf den Grenzen Asiens und Europa's an. Mit einem Arm jenseits, mit dem andern diesseits schlug es dort jeden Nebenbuhler nieder und drängte hier Polen, die einzige Macht, die am Pregel den Planen Brandenburgs sich hätte widersetzen können. Alle Stufen der politischen Bildung, welche die übrigen Staaten Europa's schon durchlaufen waren, mußte Rußland neben ihnen durchwandern und noch zwei Jahrhunderte auf das Genie warten, von dem es gewaltsam emporgehoben ward. Aber wenn der Antheil, den es damals an den Angelegenheiten Europa's hatte, auch nur in der Schwächung Polens bestand, so ist er immer noch einer Rücksicht werth.

Wenn Rußland, das außer dem Schooße der römischen Kirche lag, von den Bewegungen der Reformation nicht erreicht wurde, und in Polen die neue Meinung zwar empfängliche Geister fand, aber nur die Mutter einzelner Sekten ward und niemals eine politische Bedeutung gewann, so ergriff sie dagegen die entlegenen Landzungen Schwedens, Norwegens und Dänemarks, mit einer Gewalt, die sie bald zur Seele dieser Staaten machte. Seit der Union von Kalmar, durch die sich die Königin Margaretha den Namen der nordischen Semiramis erworben hatte, war der Zunder der innern Kriege nie erstickt worden, und statt die Nationaleifersucht durch den Verband der Kronen aufzuheben, war sie nur in Erbitterung umgeschlagen und die Quelle größern Unglücks geworden, als wenn die Aussöhnung dem natürlichen Gleichgewicht der Länder überlassen worden wäre. Die Macht dieser Reiche, weit entfernt, durch einen gemeinschaft

lichen Scepter verstärkt worden zu sein, war nur tiefer gesunken, und den Hansestädten, die sich an ihrem Vortheil angetastet glaubten, war es nicht schwer, den innern Zwiespalt zu unterhalten und die Trennung vorzubereiten. Fast nirgends mehr, als in Schweden hatte die Geistlichkeit ihre Rechte gemisbraucht und im Schoos der allgemeinen Zerrüttung den geordneten Plan der Herrschaft und der Bereicherung ausgearbeitet. Der Erzbischof von Upsala, der seinen Vortheil in der Anhänglichkeit an Dänemark fand, führte Bürgerkrieg; der päpstliche Botschafter sog die armen Länder mit Ablaß aus und häufte unermeßliche Summen für Rom zusammen, während der Staat seine Hilfsquellen erschöpft sah. Der römische Stuhl, der zu seinem eigenen Unfall sich in die Gährung mischte, schleuderte den Bann auf die schwedischen Stände, die den Erzbischof von Upsala absetzten, weil er ein Verräther war, und der König Christian II., dem Franz I. von Frankreich viertausend Mann zu Hilfe geschickt hatte, unterstützte den Fluch der Kirche mit den Waffen. Diese Umstände bereiteten den Abfall von dem römischen Stuhle vor, und als Gustav Wasa sich zur Rettung seines Vaterlandes erhob, war die Reformation zugleich politischer Hebel und der geläuterte Glaube besetzte den Thron. Es war ein Unglück mehr für Christian II., daß die Zeit der Religionsveränderung in Deutschland mit seinem Regiment zusammenfiel, das er durch Treulosigkeit und Tyrannei befleckte. Denn wenn Dänemark nichts gemein hatte mit Schweden, so theilte es doch mit ihm den Haß gegen die gemisbrauchte Gewalt der Geistlichkeit, und

der Vorschub, den sie dem Könige leistete, diente nur dazu, seinen Fall um desto gewisser zu machen, und die römische Kirche aus ihren Angeln zu heben. Wie Gustav Wasa in Schweden, stieg in Dänemark Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holstein, durch den Hebel der Reformation auf den Thron, und Oestreich, diese politische Stütze der katholischen Kirche, konnte seinen Verwandten, Christian II., gegen ihre Gegnerin nicht retten. Der Uebertritt dieser Länder hat der neuen Meinung, wie sie ihnen, unermeßliche Dienste geleistet. Früher vergessen hinter dem Belt, traten sie von jetzt an als Glieder in die Verkettung der norddeutschen kleinen Staaten, die das Interesse der Reformation verfochten, und verstärken ihr Gewicht gegen die südlichen Länder.

Zwischen diesen Staaten Europa's streckte sich der sonderbare Körper Deutschlands aus, und obgleich von der Natur und vom Genie einzelner Oberhäupter berufen, die Geschichte dieses Welttheils zu beherrschen, glich es doch mehr dem menschlichen Herzen, das den Blutumlauf besorgt, als dem Kopfe, der das Regiment führt. Auf keinen Punkt war der Angriff der Hierarchie mehr gerichtet gewesen, als auf den deutschen Kaiserthron, keiner hatte mehr widerstanden, als er, und keiner war ohnmächtiger geworden. Mit dem Umsturz der großen Herzogthümer war zwar die Freiheit der Stände in Gefahr gekommen, der Allmacht der Krone zu unterliegen; endlose Zerstückelung hatte die Fürstenhäuser geschwächt und arm gemacht; durch Ankettung von blühenden Städten an den Thron hatten sich die Kaiser ein Gegengewicht gegen die Landes-

herrn zu sichern gewußt, und das habsburg-luxemburgische Haus war darauf bedacht gewesen, durch Ländererwerb der Krone eine achtungswerthe Haltung zu verschaffen. Aber in dem langen Kampfe um die Ehre der obersten Gewalt bemerkte der römische Stuhl diese Gefahr, und warf sich zwischen den Kaiser und die deutschen Fürsten. Einzeln beide, Kaiser und Fürsten, ohnmächtig und mit argwöhnischer Eifersucht ihre Schritte bewachend, fanden sie im Laufe eines Jahrhunderts kaum einen Moment ihrer Vereinigung und der Einfluß dieses Reiches auf Europa ging verloren. Fast alle großen Unfälle, die ihm begegneten, waren aus dieser Quelle entsprungen, von den Hussitenkriegen an bis auf den Verlust Konstantinopels, seiner Schutzmauer gegen Osten, deckte seine Geschichte auch seine Blößen auf und das halbhundertjährige Regiment Friedrichs III. kostete ihm den Rest seiner Achtung in den nachbarlichen Ländern. Trotz seiner prachtvollen Titel konnte Maximilian kein Herzogthum erobern, und während er die ritterliche Ehre zu Worms in einem Zweikampfe vertheidigte, mußte er von Frankreich persönliche Beleidigungen ertragen. Unter glänzenden Entwürfen, wo ihn Talent und Glück begünstigten, stieß er auf Widerstand im Herzen des deutschen Reiches, und unter allen waren die großen Vasallen der Krone die letzten, von denen jene unterstützt wurde. Das Reichskammergericht, so schwankend seine Stellung und so träg seine Bewegung war, diente der Unabhängigkeit der Stände vom Einfluß des kaiserlichen Hofes, und das Reichsregiment, so sehr es hätte geeignet sein können, dem Unglück eines schwachen

Regenten oder eines eigenmächtigen zuvorzukommen, drohte den Thron auf ein schimmernd Nichts herabzusetzen. Ungeachtet die Zersplitterung der Länder, die Folge eines natürlichen Gefühls und unreifer Politik, jeden Einzelnen der deutschen Fürsten zu großen Unternehmungen unfähig machte, und die Verlegenheit ungeregelter Finanzen allen Aufschwung lähmte, so waren sie doch im Bunde stark, und wenn es Jahrhunderte lang kein gemeinsames Interesse gab, das sie zur Vereinigung zwang, so begegneten sie sich doch im Widerstande gegen die Krone, und was alle Anstrengungen des Kaisers nicht vermochten, setzte ein einziger Angriff auf ihre Freiheiten ins Werk. Wenn ihnen auf dem halben Wege einer Unternehmung die Hilfsquellen vertrockneten, so waren jene des Kaisers um nichts freigebiger, und wenn eine Parthei vom Schauplatz abtreten mußte, hatte die andere schon die Nothwendigkeit gefühlt, ebenfalls zu weichen. Das Gleichgewicht herrschte, gleichviel, ob von der Armuth oder vom Reichthum hergestellt. Der Krieg, indem sich ein Gemisch von allen Waffen traf, hatte die menschlichere Linie zwischen Bürger und Soldaten noch nicht gezogen und ernährte sich selbst. Der Müßiggang und die Ehre trieb noch den Ritter von seinen Burgen unter die Fahnen, und wenn Macht und Lockungen unter die kaiserlichen riefen, führte Freiheit unter die fürstlichen. Dem französischen Hofe ungleich, wo die reichen und mächtigen Geschlechter des Landes, von den Reizen der Künste und feinen Sitten verführt, im Glanz der königlichen Krone ihr Gewicht verloren, sah der kaiserliche seine großen Vasallen nur auf den Reichs-

tagen und an dem ärmlichen Pallast der deutschen Fürsten ging der entnervende Strom der Ausschweifungen, der Frankreich anfing zu überfallen, meistens unschädlich vorüber. Die Reichsstädte, wo sich die Kaiser ein Gegengewicht vorbehalten hatten, waren durch Reichthum und wuchernde Privilegien fast unabhängige Freistaaten geworden, und zwischen Oberhaupt und Fürsten gestellt, gegen beide gleich argwöhnisch. Weit entfernt, den Absichten der Krone entgegenzukommen, verschlossen sie ihr Ohr gleichgiltig den kaiserlichen Anträgen, und wogen ihren Entschluß vorsichtig auf der Wage des Vortheils ab. Denn wie auch Zwiespalt zwischen Fürsten und König ausschlagen mochte, immer büßten sie ihren Antheil. Stolz auf die Schöpfung dieser Reichstädte und eifersüchtig jeden Eingriff der Landesfürsten in ihre Rechte abweisend, hatten die Kaiser geglaubt, sich warme Vertheidiger an ihren Thron zu fesseln, und nie besaßen sie kältere. Denn immer wurde die schwerere Hälfte der Opfer auf ihre Schultern gelegt, und, die reichsten der Stände, weigerten sie sich auch am hartnäckigsten, sie zu übernehmen. Das hatte Sigismund, das hatte Friedrich III. und Maximilian erfahren. Jahrhunderte lang waren die Städte und die Fürsten kaum in anderm gemeinschaftlichen Interesse sich begegnet, als in dem Wunsche nach innerm Frieden; Jahrhunderte lang hatten sie mit dem Kaiser in keinem andern Gedanken sich getroffen, als im Widerstand gegen die Fürsten. Was war vorauszusehen, wenn der gemeinschaftliche Vortheil jene verband? Was, wenn dieser Vortheil gegen die Interessen der Krone war?

Gleichwohl ruhten die gegenseitigen Rechte des königlichen Throns und der Stände auf so unsichern Elementen, die Grenzen zwischen Befugniß und Pflicht, zwischen Macht und Gehorsam waren so undeutlich gezogen, daß es nur auf das Genie und das Glück des Oberhauptes ankam, wie weit es sie ausgedehnt oder verengert wissen wollte. Wenn die Krone Deutschlands gesunken war, so war sie durch Unfähigkeit und Unglück ihrer Besitzer gesunken. Geschicklichkeit und ein kühner Gebrauch von den Hilfsmitteln des Zufalls konnten sie wieder erheben. Maximilian hatte seinem Nachfolger Winke gegeben, und der verborgene Gehalt der kaiserlichen Würde, die früher kaum einen Bewerber mehr gefunden hatte, war noch wichtig genug, um unter den größern Mächten Europa's den Wunsch nach ihrem Besitz zu erwecken. Eine lange Gewohnheit sprach für die Prinzen des östreichischen Hauses, die Lage ihrer Länder deckte das Reich an seinen schwächsten Grenzen, und die Nothwendigkeit für die Enkel Maximilians, sich auf allen Punkten gegen Feinde zu vertheidigen, schien die Gefahr ihres Uebergewichts von der Freiheit Deutschlands abzuleiten. Was dem Reiche unberechenbare Dienste leisten mußte, wenn Oestreich die deutsche Krone besaß, konnte ihm unübersehbare Nachtheile bringen, wenn es sie nicht behielt, und jeder andere Fürst mußte als Kaiser befürchten, diesem Hause gegenüber, und im ewig argwöhnischen Verhältniß zu den mächtigsten Vasallen der Krone, sich mit einer gefahrvollen und undankbaren Würde zu belasten. Diese Umstände machten die habsburgischen Prinzen immer zu den glücklichsten Bewerbern, und

lieferten den Scepter, troz der Förmlichkeit der Wahl, bald als eine Art von Erbtheil in ihre Hände. Und welche großen Hilfsquellen öffnete sich dieses Haus! Wie gefährlich mußten diese werden, wenn ihr Gebrauch gegen die Freiheit der deutschen Stände gerichtet wurde, wie noch gefährlicher, wenn Genie diesen Angriff leitete!

So große Vortheile seiner Stellung konnte das Haus Oestreich nicht ohne Versuchung aufgeben, sie durch Erweiterung ungewisser Kronrechte zu verstärken, so dringende Aufforderungen, den Thron in seine gehaltvolle Würde einzusetzen, nicht ausschlagen, ohne seine besten Interessen zu verscherzen. Eben jener päpstliche Stuhl, der sich seit Jahrhunderten zwischen den Kaiser und die Reichsfürsten gedrängt hatte, um ihn in einer beschämenden Ohnmacht zu erhalten, eben dieser unversöhnliche Gegner der römischen Krone wurde von der Politik an den Vortheil Oestreichs, von der Politik wurde Oestreich an den Vortheil des Vatikans gebunden. Denn für Rom handelte es sich nicht mehr um die Herrschaft der Welt, die sich auf religiöse Meinungen gründet, diese stille Gewalt hielt es für unerschütterlich, während sie überall untergraben wurde; sondern es galt, sich eine weltliche Macht in Italien zu gewinnen und sich des Schiedsrichteramtes in einem Lande zu bemächtigen, worauf die Absichten fast aller größerer Mächte gerichtet waren. Was der römische Stuhl den Schenkungen Karls des Großen verdankt haben wollte und die Gräfin Mathildis ihm in die Hände gegeben hatte, war im Lauf der Jahrhunderte bis auf geringe Reste verloren gegangen, und

so sonderbar spielt das Glück, während das Oberhaupt der Kirche durch die Allmacht der Meinung alle Reiche beherrschte, hatte es die wenigen Meilen Landes, aus dem es seine Befehle in die Welt schickte, gegen Angriffe nicht behaupten können. Um Boden für den heiligen Stuhl zu gewinnen, waren niemals niedrigere Triebfedern in Bewegung gesetzt, niemals traurigere Künste der Intrigue aufgeboten worden, um die Opfer zu umstricken, als sie der Papst Alexander VI. und sein Sohn Cesar Borgia gebraucht hatten. Julius II., der Erbe einer hinterlistigen Politik, wußte alle Eroberungen Cesars, der sich eine Krone in Italien hatte verschaffen wollen, in den Besitz des römischen Stuhles zu spielen, und Maximilian, wie Ludwig XII., arbeiteten für seine Bereicherung, während sie sich überredeten, nur für ihre eigene sich anzustrengen. Nur für ihn wurde Venedig gedemüthigt, und als der Mediceer Leo X. in seinem sechs und vierzigsten Jahre den römischen Stuhl bestieg (1513), lag in den Händen der Päpste bereits die Wage Italiens, denn selbst der größte Herr dieses Landes, der König von Neapel, war Roms Vasall. Dieser ausgezeichnete Fürst der Kirche, dessen Hof der Sitz des feinsten Geschmacks und der Künste war, wußte seinen Bruder Philipp an die Spitze der Regierung von Florenz zu stellen, den andern, Julian, mit der Herzogin von Nemours, Prinzessin von Savoien zu vermählen, und dadurch diese ansehnlichen Mächte Italiens zu seinen gefügigen Werkzeugen zu machen. Gleich seinen Vorgängern entschlossen, keine Fremden diesseits der Alpen zu dulden, war er eben so wenig

Freund Oestreichs als Frankreichs, und seine Politik neigte sich auf diese Seite, wie auf jene, um das Gewicht beider zu schwächen. Wie wenig er aber auch gesonnen war, die Interessen Habsburgs zu unterstützen, so überredeten ihn doch wichtige Gründe, sie zu schonen und die Entscheidung des Glücks zwischen beiden Nebenbuhlern abzuwarten. Durch tausend Beweggründe der Politik und der Religion war Oestreich an den päpstlichen Stuhl gefesselt, in Spanien sein wärmster Anhänger, in Neapel sein Vasall, in Oberitalien der Bewerber um seine Gunst, in Deutschland bald seine Stütze. Von allen diesen Banden führte nur ein einziges nach Frankreich, einem Lande, das man in Rom für den Schoos der Kirchenspaltungen ansah, und dieses einzige war die Furcht vor dem östreichischen Uebergewicht in Italien. Hatte der Papst Ursache, sich dieser Furcht zu entschlagen, so riefen ihn diese dringenden Aufforderungen in die Arme Oestreichs; hatte er sie nicht, so hing er vom Glück dieses Hauses ab und verstärkte Motive riethen ihm, diese Macht nicht auf das Aeußerste zu treiben. Wenn diese Verhältnisse auch nicht wären geeignet gewesen, den langen Zwiespalt zwischen Rom und dem deutschen Kaiserthron auszusöhnen, so waren sie doch für Oestreich günstig genug, ihm Spielraum in Deutschland zu verschaffen und zum Vortheil der Krone einen vom päpstlichen Stuhl nicht verhinderten Angriff auf die Macht der Stände zu wagen.

Es ist ungewiß, was diese Reichsfürsten, dem Glück und den ungeheuern Hilfsmitteln Oestreichs gegenüber, und von dem Feinde dieses Hauses ohne Un-

terstützung gelassen, endlich geworden wären, wenn die Nothwendigkeit des Widerstandes allein einen Plan zwischen ihnen geschaffen hätte, wenn ihr Interesse nur ein politisches geblieben, und wenn es dem östreichischen Hause freigestanden wäre, jeden Einzelnen durch lockende Aussichten oder mit Gewalt aus dem Einverständniß zu ziehen. Aber zum ersten Mal seit langen Jahrhunderten begegneten sich diese Fürsten mit ihren Völkern in einem Vortheil; von dem Haupte an, das den Churhut trug, bis zu der kleinsten Reichsstadt herab, belebte ein Gedanke alle Geister, und ein heimliches, aber unwiderstehliches Band vereinigte alle Wünsche des Eigennutzes und die Waffen der Nothwehr mit den heiligsten Rechten des menschlichen Geschlechts. Dieses Wunder bewirkte die Religion; und der sonderbare Wechsel menschlicher Dinge rief den Kaiserthron, der fast alle seine Demüthigungen dem päpstlichen Stuhle anzuschreiben hatte, zur Vertheidigung eben dieses Stuhles auf, und stellte ihn hartnäckig jenen Rechten gegenüber, die der Mensch mit dem letzten Tropfen Blutes vertheidigt. Wie unermeßlich auch die Stärke Oestreichs stieg, mit jedem Angriff wuchsen seine Feinde und die Begeisterung bewaffnet den Fürsten ihre Völker. Von jetzt an beginnt dieser Kampf seine blutigen Furchen durch anderthalb Jahrhunderte hinzuziehen und Brandenburg, wie alle Länder Deutschlands werden hineingerissen.

Wirkten diese allgemeinen politischen Verhältnisse der größern Staaten auf das Schicksal des Churfürstenthums Brandenburg, wie auf das Glück der Re-

formation ein; so hatte der innere Zustand einen nicht geringern Einfluß. Die Zeit hatte einen Umschwung vorbereitet, die Reformation vollendete ihn. Aller Eroberungen, die der menschliche Geist auf dem Felde des Gedankens gemacht, hatte sich Deutschland bemächtigt. Die Universitäten hatten den Klöstern das Monopol der Wissenschaften entrissen, und diese bleichen, krankhaften Pflanzen aus den Mauern an die Sonne gezogen. Niedere Schulen unter der Leitung geistlicher Orden trugen den Samen der Kultur in die entlegensten Winkel. Die Buchdruckerei beflügelte die Mittheilung der Geister, und war die Schöpferin einer öffentlichen Meinung, die das Richteramt über die Kirche übernahm. Holzschnitt und Kupferstich, die Begleiter jener Kunst, lieferten dem Handel neue Zweige, den Händen neue Arbeit, der Kunst ein erweitertes Gebiet. Alle Adern der menschlichen Gesellschaft durchströmte ein verjüngtes Leben; wohin auch die Gänge des Fleißes liefen, überall trug er Entdeckungen an den Tag. Aus dem einsamen Zimmer des Gelehrten, wie von dem Ackerpflug, vom Schiff des Kaufmanns, wie aus der Werkstätte des Handwerkers fielen Früchte auf den empfänglichen Boden, wenn auch noch Zuckungen des Faustrechts das wohlthätige Geschäft des bürgerlichen Lebens störten. Nürnberg mit seinen 52,000 Einwohnern schickte seine Waaren in alle Länder der Welt; ihre Pracht überstieg Alles, was man gesehen hatte. Das Hausgeräth eines Bürgers strotzte von Gold und Silber und beschämte, wie Aeneas Sylvius äußerte, die Palläste der Könige von Schottland.

Kein Volk in Europa, schrieb dieser Piccolomini,

besaß schönere Städte, als Deutschland; nur erst seit gestern schienen sie gebaut zu seyn, und das Land eine neue Gestalt angenommen zu haben. Köln mit dem Schmuck ihrer Verzierungen; Brügge, das Waarenlager des Abendlandes; Straßburg, das deutsche Venedig; Augsburg mit ihrem ungeheuern Reichthum; Danzig, die mit ihren Schiffen die Ostsee bedeckte; Lübeck, die mit einem Winke über die drei nordischen Reiche entschied; diese Städte — und wer nennt sie alle? — strömten nach allen Gegenden die Wohlthat eines freien Gedankens aus. Ihre Boten, wie die Kurierposten der Fürsten, verbanden die entlegensten Orte mit einander, und wie sie lange die Vermittler des gelehrten Austausches waren, wucherten ihrem Herd auch die Früchte jeder menschlichen Thätigkeit. Aber wenn sie Freistaaten glichen, erfuhren sie auch alle Schicksale der Freistaaten und in ihren Mauern wiederholte sich das Bild Deutschlands, das von Partheien zerrissen wurde. Dieser ewige Bürgerkrieg, die Veränderung des Welthandels und der Aufschwung nachbarlicher Staaten bereiteten ihren Verfall vor, und die Einmischung in politische Verhältnisse versetzte sie in eine feindliche Stellung gegen die Fürsten, die an ihrer Demüthigung arbeiteten.

In demselben Grade, wie in den Städten der Reichthum gestiegen, war er unter dem Adel durch Zersplitterung seiner Besitzungen, und durch Scheu gegen bürgerliche Beschäftigungen gefallen. Der Gebrauch des Pulvers für den Krieg schien ihn an der sichersten Stelle seiner Nothwendigkeit zu verletzen, und statt der persönlichen Tapferkeit dem Talente und der

Wissenschaft, welche die Schlachten regieren, Spielraum zu verschaffen. Standeserhöhungen erschütterten die stolz gezogenen Schranken der Geburt, Unwissenheit setzte ihn Beschämungen aus, Gesetz und Gewalt drängten ihn vom Felde der Willkühr müßig auf seine Burgen zurück. Aber was ihm aus einer Hand entfallen war, hatte er mit der andern ergriffen und fast alle Veränderungen in Deutschland dienten seinem Vortheil. Die Nothwendigkeit der Söldner erweiterte den Umfang seiner Rechte und erleichterte ihm die Bestreitung seines Aufwandes. Die Ritterorden, die zum Theil sich zur Landeshoheit erhoben hatten, neue Aemter und die Kirche öffneten ihm glänzende Laufbahnen des Ehrgeizes und freigebige Quellen des Unterhalts. Um sich, dem Hochmuth und dem Reichthum des Bürgers gegenüber, zu entschädigen, richtete er die Scheidewand der Geburt schroffer auf, als jemals, und wußte den Besitz geistlicher Präbenden fast allein in seine Hände zu spielen. Ohne auf dem weiten Wege der Wissenschaft sich zu ermüden, rief er Vikarien an seine Seite, und genoß die Schätze in bequemer Ruhe. Da die katholische Kirche ihm einen so dankbaren Ausweg für seinen Ueberfluß an Menschen anbot, würde er ein unversöhnlicher Gegner der neuen Meinung gewesen sein, wenn sie ihm nicht mit andern Lockungen entgegen gekommen wäre, die ihm neue Vortheile versprachen, ohne die alten zu vernichten.

Neben jene Reichthümer und diese Hilfsmittel der Geburt hatten sich Armuth und Sittenlosigkeit gelagert, und die ganze zweite Hälfte des Gemäldes von Deutschland wurde von diesem traurigen Gefolge besetzt. Un-

ter unerschwinglichen Lasten, gleichviel unter welchem Regiment, arbeitete der Landmann, fast überall Leibeigener, für fremde Hände, die seine Ernten in Beschlag nahmen. Was ihm Gesetz und Willkühr seiner Herrn übrig ließen, lockte ihm der Aberglaube ab, und unermeßliche Heere von Müßiggängern lebten auf seine Kosten. Bereit, um allen Preis sich dieser drückenden Gefangenschaft zu entledigen, warf er sich jedem Abenteurer in die Arme, der sich durch verführerische Aussichten seines Glaubens bemächtigte. Nie gesonnen, mit dem Heiligen ein heuchlerisches Spiel zu treiben, öffnete er sein Gemüth der einfachen Wahrheit, wie den Erfindungen träumerischer Mönche, und wenn er sie haßte, so haßte er sie nur, weil sie ihn plünderten. Was dem Angriff gegen die Kirche seinen Arm bewaffnete, bewaffnete ihn auch gegen seinen Herrn und der Aufruhr fand eben so warme Anhänger, wie die Freiheit des Glaubens. Auf seinem Wege in Städte, die der Fleiß und Privilegien in den Schoos des Glücks umgewandelt hatten, begegnete er oft seinem Fürsten mit glänzendem Gefolge, wozu Verpfändungen und Verkäufe gewöhnlich die Mittel geliefert hatten. Um einem Turnier beizuwohnen, borgte der Graf Eberhard von Würtemberg dem Abt von Babenhausen sein weißes Pferd ab, und bat ihn, für seine Küche ihm einen Koch zu leihen. Während man in Gasthäusern großer Handelsstädte auf Gold und Silber speiste, schätzte sich ein Markgraf von Brandenburg für glücklich, einige silberne Löffel kaufen zu können, und während die Hofhaltungen prächtiger, die Titel glänzender wurden, wußte man für alt gewordene Die-

ner oft keinen Ausweg, als ihnen einen Unterhalt in Klöstern auszumitteln. Auf den Landstraßen, an den Kirchen und Häusern streckten große Haufen von Bettlern die Hände aus. An den Universitäten handelte man lächerliche Fragen mit dem Ernst der Gelehrsamkeit ab, und an den Kreuzwegen saßen Zigeuner, um wahrzusagen. Dort berechnete Regiomontan (1472) zuerst die Entfernung eines Kometen, hier lagen ganze Städte und Dörfer auf den Knien, um die Erscheinung des jüngsten Tages zu erwarten. Während Kopernicus in der Stille seines Zimmers an dem Umsturz des Ptolomäischen Systems arbeitete, bemeisterten sich Astrologen des Einflusses an fürstlichen Höfen und verkündeten Glück oder Unglück bei der Geburt eines Kindes, je nach der Stellung eines Gestirns. Unter dieses Gemisch von Reichthum und Armuth, Gelehrsamkeit und Unwissenheit hatten sich ausschweifende Sitten eingedrängt, und fanden dort, wie hier einen wuchernden Boden. Wie ein vergifteter Strom stürzte sich die Verderbniß aus Italien und Frankreich über Deutschland und zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts riß die fürchterliche Krankheit der Lustseuche ganze Geschlechter weg. Vom Kaiser bis zum Bettler, vom Papst bis zum Klosterpförtner herab, unterlag Alles dieser Pest, die noch das einzige Schreckniß war, das die Lüste in die Schranke der Ordnung zurückjagte. Ewig durch das plumpe Geschrei vom nahen Weltgericht und durch die pestartigen Verwüstungen des Todes an das gefährdete Geschenk des Lebens erinnert, haschte der Mensch gierig nach dem Augenblick und verpraßte in einigen Stunden die Früchte jahrelanger Anstrengun-

gen. An fürstlichen Tafeln, wie am Tisch des Landmanns saß die Völlerei. Der Graf Eberhard von Würtemberg bewirthete bei seiner Vermählung mit einer Prinzessin Mantua's nicht weniger als 14,000 Gäste, die in einigen Tagen die Einnahmen eines ganzen Herzogthums verschlangen. In dem Zeitraum eines halben Menschenlebens flogen allein aus dem niedersächsischen Kreise 32 Millionen Goldgulden für Tücher nach England und für Seidenwaaren unermeßliche Summen nach Italien. An der Edeldame, wie an der Bürgersfrau glänzte das kostbarste Geschmeide und der ritterliche Uebermuth ließ die Pferde mit Gold beschlagen. Reichstagsbeschlüsse legten sich den Verschwendungen gebieterisch in den Weg, aber statt sie zu hemmen, vernichteten sie nur einzelne blühende Handelszweige.

Mit den Sitten war die Kirche gefallen und als der alte Gebrauch, gewisse Verbrechen mit Gelde zu bezahlen, von den weltlichen Regierungen an die Gerichte gewiesen wurde, war sie es, die ihnen die Freistatt öffnete, und mit verwegener Hand die Gerechtigkeit umstürzte. Dieser Eingriff in die bürgerliche Ordnung hatte überall den Zwiespalt zwischen ihr und dem Staatsregiment unterhalten, und während dieses seine Rechte zurückverlangte, antwortete sie mit Bannstrahlen, und bot die furchtbaren Waffen des Aberglaubens zu ihrer Unterstützung auf. Der Cölibat, mit lautem Widerspruch des menschlichen Gefühls versucht, und mit politischer Klugheit durchgesetzt, war zwar anfangs ein wohlthätiger Ableiter für Menschenüberfluß, den der Mangel an Hilfsquellen der Industrie in Gefahr

brachte; aber ein unschätzbarer Hebel der Hierarchie, war er auch die Quelle unglaublicher Ausschweifungen geworden. Ein Bischof von Bamberg bedachte seine Kinder im Testament, und hatte eine Summe für die Bastarde zurückgelegt, die er, wie er sich ausdrückte, durch Gottes Gnade noch zu erhalten hoffte, wenn er von seiner Krankheit genesen würde. Am päpstlichen Hofe boten sich nicht selten alle Lüste die Hand, und Alexander **VI.** konnte, trotz dem, daß er Savonarola hängen ließ, weil er gegen ihn geschrieben hatte, nicht verhindern, daß die Geschichte seine Missethaten verewigte. Julius **II.**, dem der Kirchenstaat so viel verdankte, legte im Kriege gegen Frankreich glänzende Proben der Tapferkeit ab, während er als Priester seinen Namen befleckte, und Leo **X.**, dessen Krönung über 100,000 Goldgulden kostete, erinnerte an die Zeiten Augusts, wo Wissenschaften und Künste, Pracht und feine Sitten über einen Pfuhl von Lastern einen reizenden Schleier warfen, der nicht einmal dazu dienen sollte, sie zu verbergen. Vielleicht Spanien ausgenommen, wo der Kardinal Ximenes strenge Sitten eingeführt wissen wollte, waren die Geistlichen aller Länder treue Nachahmer des päpstlichen Vorbildes und die Ausnahmen beweisen es um so gewisser, je beredter das Buch der Geschichte sie erhoben hat. Die Mönchsorden, für den päpstlichen Stuhl ungefähr das, was die Reichsstädte für den Kaiser waren, hatten zu allen Zeiten dem päpstlichen Interesse gedient, und überall in den Ländern der Christenheit standen diese geistlichen Kriegsheere für den Wink des Papstes bereit. Priesterliche Hände lenkten das Ruder fast aller Regierun-

gen; in Frankreich gehorchte Ludwig XII. dem Kardinal d'Amboise, und hatte ihm einen Theil seiner Unfälle zuzuschreiben; der Kanzler des Königs Franz I. war ein Kardinal, Anton du Prat; Spanien ward von dem Kardinal Franz Ximenes beherrscht, den Karl entfernte, und Heinrich VIII. von England wurde durch den Kardinal Wolsey ein Spielzeug Oestreichs und Frankreichs; in Neapel war ein Kardinal, Pompejus Colonna, Vicekönig, und in Schottland drückte die Geistlichkeit die adelichen Geschlechter zurück. Im Rath der deutschen Fürsten saßen die Bischöfe, und Beichtväter waren an den Höfen die heimlichen Geschäftsführer Roms.

Bei dieser unermeßlichen Gewalt, welche die Kirche behauptete, wäre ein Angriff auf ihre verletzbarsten Punkte, wie der Einfall eines Abenteurers verflogen, wenn der Widerstand der geistlichen Fürsten gegen Rom nicht mit dem Interesse der weltlichen Regenten und der Völker meistens zusammen getroffen wäre. Aber der Papst fand auf den bischöflichen Stühlen nicht mehr jene gefügigen Werkzeuge, die mit blindem Gehorsam seine Winke vollstreckten. Immer war es die Eifersucht, was seine Allmacht schwächte, und seit dem Versuch, ihn unter die Hoheit der Concilien zu stellen, den Glauben an seine Unfehlbarkeit erschüttert hatte. Zwar wußte Klugheit die Gefahr von dieser Seite noch zeitig genug zu beschwören, die mit geschickter Hand ausgetheilten Schätze der Kirche verschlossen die Lippen der mächtigern, Drohung und Gewalt brachten die Sprache der kleinen Gegner zum Schweigen, und weltliche Fürsten selbst bedurften hier und da des päpstlichen An-

sehns gegen das steigende Gewicht der Bischöfe. Aber die Wunden, die in dem langen Zwiespalt die Kirche sich selbst versetzt hatte, waren nicht mehr zu schließen, und die Bannflüche, die ein geweihtes Haupt auf das andere schleuderte, zerrissen die ehrfurchtsvollen Schleier, die sich um die dreifache Krone gezogen hatten. Der Gedanke erwachte in den Völkern, und der Witz, das Schlimmste, was dem römischen Interesse begegnen konnte, gab die Gebrechen der Lächerlichkeit Preis. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatten gelehrte Federn die Vertheidigung des Kaisers Ludwig gegen Rom übernommen, und mehr als einmal verstand es die Politik der deutschen Krone, zu ihrer Hilfe die menschliche Vernunft und den Vortheil jedes Einzelnen gegen die päpstliche Gewalt aufzufordern. „Man muß sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz," schrieb der Churfürst Albrecht von Brandenburg (1481) an seinen Hauptmann im Gebirg, als ihn der Papst wegen seiner Verbindung mit Podiebrad in den Bann gethan hatte, und die Priester den Todten das Begräbniß verweigerten, „wir wollen nicht jemand lang unbegraben liegen lassen, ist es doch der neun Sünden eine, der es nicht thut und vermag. Wie that Sebastian von Seckendorf, da er im Sterb war zu Kulmbach, und der Bischof Interdikt darlegte? Er ließ die Todten dem Pfarrer in's Haus tragen, wollte der den Gestank nicht leiden, und die nachfolgende Besorgniß haben, er mußte sie wohl begraben. So muß man am letzten End jedem Beicht hören. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. — Wenn wir den Bann so hoch achten sollten, als sie

gern sehen, uns damit von unserm natürlichen Erbe zu bringen, wie lange meinestu, daß die Bannbriefe ausblieben der Zehenten halber?"

Dieß war es, der Druck auf die finanziellen Hilfsmittel, was alle Interessen gegen Rom vereinigte. Denn wie sicher auch alle Umstände, die sich im Reich der Geister, wie auf der politischen Bühne zusammendrängten, an einem Umschwung der religiösen Meinung gearbeitet hatten, wie tief auch die Kirche mitten unter der Erhebung des menschlichen Geistes gesunken war, und wie laut auch das Jahrhundert die Wiedereinsetzung der Religion in ihre einfache Würde forderte; der Umsturz des päpstlichen Stuhles fast in der ganzen nördlichen Hälfte Europa's wäre dennoch verzögert, vielleicht auch niemals vollendet worden, wenn er nicht gerade jene zarte Stelle, wo Fürsten und Völker am leichtesten zu verletzen waren, mit so offenbarer Verhöhnung der Sittlichkeit angetastet hätte. Unter hundert Titeln flogen ungeheure Kontributionen nach Rom, die Regenten sahen ihre Hilfsquellen, die Unterthanen die Früchte ihres Fleißes, alle die erste Grundlage des Lebens, die Tugend in Gefahr gebracht. Es waren keine unreinen Triebfedern, was zuerst die Politik der Fürsten, und die Meinung gegen den päpstlichen Stuhl bewaffnete, es war die Nothwehr, die seine Gegner so furchtbar machte, es war der Hilferuf der untergehenden Sittlichkeit, der schnell und allmächtig die Gemüther traf, und wie der aufweckende Donner rasch durch alle Länder flog.

Fast nirgends befanden sich die fürstlichen Finanzen in so schlimmem Zustande, fast nirgends war der

Reichthum so ungleich vertheilt und die öffentliche Sitte in so tiefem Verfall, als in der Mark Brandenburg. Alle Schicksale, welche dieses Land seit dem Regierungsantritt der Hohenzollern erfahren hatte, alle Veränderungen, die es mit Deutschland und Europa theilte, hatten neue Anstrengungen der Regenten gekostet, ohne in demselben Maaße ihre Hilfsquellen zu vermehren. Jeder Fortschritt in der militairischen Einrichtung, jeder Hebel, den die bürgerliche Kultur verlangte, schnell hinter einander folgende Reichstage, welche große Summen verschlangen, hatten die Verbindlichkeiten der Fürsten vermehrt, ohne ihre Befugniß zu erweitern. Von Friedrich **I.** bis Joachim **I.** war kein einziger Churfürst, der nicht zu neuen Verpfändungen gezwungen gewesen wäre, und alle Mittel, verschleuderte Domainen wieder einzulösen, hatten immer nur dahin geführt, andere zu versetzen. Friedrich dem Ersten, der die geschmälerte Mark mit 400,000 Goldgulden bezahlt hatte, lieferten die jährlichen Einnahmen kaum die Zinsen zu fünf Procent, da man doch damals überall zehn vom Hundert bezahlte, während in die markgräfliche Kammer zur Zeit Karls **IV.** ungefähr 75,000 Thaler nach heutigem Geld jährlich flossen. „Wie wir uns schmücken," schrieb der Markgraf Johann an seinen Vater Albrecht nach Franken, als er sich vermählen wollte, „und woher wir's nehmen sollen, dann was wir vom Gestickten haben sollen, wär nun Zeit, daß solches angefangen würde zu machen, denn wir vermögens von dem unsrigen hier immer nicht, Ew. Liebe wohl wissentlich. Item, wir sind in unserer Haushaltung gar gering versehen mit Bett-

gewand, Laken, Polstern, Tischtüchern und allem andern, das dazu dinet, darzu auch etweniges Geld gehört. Auch wie schwach wir in Silbergeschirr, ist euch wissentlich. Denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die Ew. Liebe zugeschickten Zettel einnehmen, ausgenommen zwölf silberne Löffel, die wir nach euerm Abwesen haben machen lassen." Zur Zeit Joachims I. wurde der Ertrag der Landessteuer der Städte ungefähr zu 9000 Fl. gerechnet, wovon die uckermärkischen 625, die neumärkischen 1104, und die schlesischlausitzischen 1000 Florener auf ihre Schulter nahmen. Aber auf dem langen Wege aus der Hand des Einnehmers bis in die Kammer goß sich dieser geringe Zufluß in viele offene Nebengänge und nicht selten begegnete noch dem Landesherrn, was Friedrich I. erfahren hatte. Dieser Fürst schickte zwei Hofdiener in die Mittelmark, um den Landschoß einzusammeln. Nach gegenseitiger Berechnung blieben ihm von dieser Einnahme achtzehn Groschen sechs Pfennige übrig, welche die Abgeordneten als Zehrgeld betrachtet hatten. Das Gefolge des Fürsten, wozu die Vasallen gehörten, erhielt noch Kleidung und Unterhalt, eine Gewohnheit, welche die Quelle der Hoftracht und der Livreen geworden ist, und die Auszahlung der Besoldungen geschah größtentheils in Naturproducten. Der Leibarzt Joachims erhielt jährlich 350 Gulden an baarem Geld, die Hofkleidung, Lebensmittel für sich und einen Diener, und aller drei Jahre ein seidenes Kleid; ein Gehalt, der nach dem damaligen großen Werth des Geldes von Bedeutung war. Ein Prediger zu Bezendorf empfing von seinem Patron aus dem

Geschlecht der Schulenburge, statt des freien Tisches jährlich sechs Gulden, die zu seiner Tafel hinreichten. Während eine kostspielige Hofhaltung, die fast alle Einnahmen verschlang, auf den Schultern des Fürsten lag, wucherten seine Regalien meistentheils den Kammern der Städte und des Adels, an die sie versetzt waren. Jene schlugen noch Münzen, und das Geld war ein Gegenstand der Industrie geworden, was den sichern Gang des Handels untergrub. Die Zollgerechtigkeit, anfangs zur Beflügelung des Betriebs verschenkt, in den Zeiten der innern Zerrüttung verschleudert, später aus Nothwendigkeit verpfändet, lieferte ihnen bereichernde Früchte, während die Unternehmungen des Regenten von der Nothdurft gelähmt wurden. Die Bürger Kölns und Berlins genossen unter Friedrich I. wichtige Privilegien in den märkischen Städten, sie waren zoll- und geleitsfrei, wenn sie Märkte bezogen, und die Versendung ihrer kaufmännischen Güter über die Oder wurde von keiner Abgabe belastet, wenn sie in Oderberg Niederlage hielten, und wenn sie dieß nicht wollten, bezahlten sie blos den halben Zoll. Unter dem Churfürst Johann entrichteten sie für jede Last im Oderbergischen Weichbild acht brandenburgische Pfennige für Niederlage und Ausschiffung, und besaßen das Recht, überall die Oder zu befahren, ohne Oderberg berühren zu müssen. Bei der Ueberfahrt zu Treben und Sarmund hatten sie einen geringen Zoll abzutragen, und ihre Innungen wurden gegen Eingriffe und Belästigungen geschützt*).

---

*) Manchen Leser interessirt es vielleicht, die Ab-

Meistentheils im Bunde mit den Hansestädten, richtete sich mit dem wachsenden Glück auch der Geist des Widerstandes in den Mauern der Städte auf, und eine ewige Eifersucht zwischen Regenten und Unterthanen bereitete ihren Verfall vor. Die Unterdrückung des Faustrechts und des Rechts des Stärkern, weit entfernt, dem Fürsten ruhige Tage zu verbürgen, wälzte vielmehr die ganze Sorge für den innern Frieden auf diesen einzigen, und nöthigte ihn, diese Wohlthat mit kostspieligen Opfern zu bewachen, ohne daß die Städte, denen die überflüssig gewordene Selbsthilfe große Ausgaben ersparte, geneigt waren, ihn zu entschädigen.

---

gabe bei der Ueberfahrt zu Treben und Sarmund zu kennen:

Vom Pferde 2 Pfennige. Vom gefärbten Tuch eben so viel. Vom ungefärbten Tuche 1 Pf. Vom Centner Pfeffer 4 Pf. Vom Viertel Barchent 2 Groschen. Von einer Tonne Bleifische 2 Pf. Von der Tonne Hechte 4 Pf. Von der Tonne Aal 4 Pf. Geschnittenes Gewand, Hosen, Mützen u. s. w. sind ganz zollfrei. Vom Schocke Sicheln 1 Scherf. Vom Decher Leder 4 Pf. Von der Tonne schwerem Stockfisch 4 Pf. Von der Tonne Stöhre 4 Pf. Vom Fasse Wein ein Stübchen, oder das Geld dafür. Vom Sack Wolle 2 Pf. Von der Tonne Honig 4 Pf. Vom Centner Kessel 4 Pf. Von 60 Stück Eisen 4 Pf. Von der Rolle Leinwand, eine Tonne schwer 4 Pf. Vom Fasse Krämerwaaren 4 Pf. Von der Tonne Heringe 1 Pf. Von einem ungehauenen Mühlstein 2 Pf. Vom behauenen Mühlsteine 4 Pf. Vom Flachs oder Hanf 1 Tonne am Gewicht 2 Pf. Vom Fasse Stahl 2 Pf. Vom Centner Wachs 2 Pf. Vom Centner Talg 1 Pf. Vom Centner Waaren und Kräuter, die nach dem Gewicht gehen 4 Pf.

Mit dem Tode eines Churfürsten meldeten sich Gläubiger von allen Seiten, und Johann arbeitete ein ganzes Jahr vergebens, um sechzig Gulden Zinsen für Schulden abzutragen. Um auf einem Reichstage erscheinen zu können, sah sich Friedrich II. gezwungen, von seinem Sohne und einem Edelmann 1500 Rheinische Gulden zu borgen, wofür er die Zinsen zu zehn Procent von dem Zollertrag zu Dramburg und Schiefelbein bezahlte. Von allen Mitteln hoffnungslos abgeschnitten, mußte der Regent in der äußersten Noth den Ausweg zu den Landtagen suchen, und stieß hier auf eine Gewalt, die von seinem Ansehn nicht aufgewogen wurde. In der Hand der Stände, die aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten bestanden, ruhte die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Abgaben und neue Gesetze, und die kühne Sprache, die hier geführt wurde, machte die fürstliche Würde eben so oft zu einem unbeneideten Besitz, als sie der ehrwürdige Zeuge einer gesetzlichen Freiheit war. Wir handeln nicht, wo wir nicht rathen, pflegten sie zu sagen, und glichen den Reichsständen, die eben so hartnäckig den kaiserlichen Wünschen entgegneten. Hier wie dort mußt' es der Fürst verstehen, Einzelne in sein Interesse zu ziehen, und den unbeugsamen Körper durch die Triebfedern des Ehrgeizes und des Vortheils zu lenken; hier wie dort wurde die größere Hälfte der Lasten auf die Städte gewälzt, und hier wie dort waren diese die letzten, die sich dazu verstanden.

Neben dieser Armuth wohnte die Pracht, und für die sorgvollen Stunden der Regierung suchte man in kostbaren Vergnügungen Entschädigung. Mit 1300

Pferden zog der Churfürst Albrecht von Brandenburg nach Landshut, um dem Beilager des Herzogs Georg von Baiern beizuwohnen (1475), siebenundzwanzig Wagen, welche die Hofdamen besetzt hatten, folgten ihm, und vierzehn Fräulein, auf deren Häuptern glänzende Federbüsche schwankten, ritten hinter dem Wagen der Churfürstin. Sein Prinz Friedrich trug ein schwarzes Sammetkleid, auf dessen Aermeln Buchstaben in Silber gestickt waren. Die Churfürstin prangte in goldgesticktem Gewand, und hatte sich nach niederländischem Gebrauch mit Hörnern umbunden. Am Tage nach der Vermählung begleiteten die unzählbaren Gäste, worunter sich der Kaiser Friedrich III. befand, die Neuverbundenen wieder nach der Kirche, wobei der churbrandenburgische Prinz Friedrich in einem rothen seidnen Rock, der mit kostbaren Perlen übersäet war, und die Churfürstin in einem Kleid erschienen, das von Perlen und Edelsteinen gewoben schien. Ein Schleier überzog die Hörner, aus denen glänzendes Geschmeide blitzte.

Auf dem Turnier hatte sich Friedrich in rothen Sammet gekleidet, und derselbe Stoff bedeckte sein Pferd. Zehn Edelknaben, in rothen seidnen Gewändern liefen vor ihm her. Fünftausend Ritter hatten sich auf diesem Beilager versammelt, und das Heer von Gästen hatte in einigen Tagen unermeßliche Summen auf Kosten des Bräutigams verzehrt. Um den Frieden zwischen Dänemark, Mecklenburg und der Hanse feierlich zu begehen, veranstaltete der Churfürst Joachim I. mit Mecklenburg ein Turnier zu Neu-Ruppin (1512), wohin er von seiner Gemahlin, sei-

nem Bruder, und den Bischöfen von Havelburg und Brandenburg begleitet wurde. Sein Gefolg in rothen Kleidern zog mit 300 Pferden ein; die Herzöge von Mecklenburg erschienen mit 120, die Herzöge Johann und Heinrich von Sachsen, Philipp von Braunschweig und zwei Grafen von Gleichen mit 50 Pferden, und diese 470 Gäste wurden von dem Churfürsten bewirthet. Nach Beendigung des Turniers begab man sich unter dem Schein von Fackeln auf das Rathhaus, wo der Herzog Albrecht von Mecklenburg aus den Händen der Churfürstin einen goldenen Spieß und einen mit Gold durchflochtenen Kranz erhielt, und die mecklenburgische Prinzessin Katharina dem Churfürsten einen ähnlichen Kranz und ein goldenes Heftlein überreichte. Dieses Turnier dauerte drei Tage, und war in diesen Gegenden fast das letzte Opfer eines Gebrauchs, der in Spielerei ausgeartet war.

Die Schwelgerei an fürstlichen Höfen überstieg alle Grenzen, und die Niedersachsen überflügelten ihre südlichen Nachbarn. Wir möchten lieber, schrieb einst der Markgraf Johann an seinen Vater, 700 oder 800 Personen von anderer Lande Art, zum Exempel aus Meißen, Thüringen oder Franken Ausrichtung geben, als 550 Niedersachsen, die Mecklenburger und Braunschweiger lassen sich nicht an Kost, Futter und redlicher Auslösung begnügen, wie andere Leute thun, welches Ew. Liebe in Prenzlow wohl empfunden hat.

Von den obern Ständen hatte sich der Strom der Ausschweifungen auf das Volk gestürzt, und die Generationen schienen nur das Glück des Augenblicks

zu erhaschen. Die Geburt eines Kindes, eine Hochzeit, das Fest eines Heiligen, ein Todesfall, verzehrten oft das Vermögen einer ganzen Familie, und ein Hausvater setzte nicht selten mit einer Hand den Pokal nieder, indem er mit der andern den Bettelstab ergriff. Die Aufnahme eines Mitgliedes pflegte der Rath auf öffentliche Kosten Tage lang zu feiern, und um die Lust eines Innungschmauses zu bezahlen, bedurfte der neue Meister oft der Anstrengungen eines halben Menschenlebens. Trägheit zeichnete den Märker aus, und in der ungeheuchelten Achtung für die Satzungen seiner Kirche untersuchte er die Quellen seiner Armuth, die endlose Reihe von Festtagen, nicht. Joachim I. trat den Verschwendungen durch Gesetze entgegen, aber diese Flut der Sittenverderbniß kehrte nur nach und nach in das Bett der Ordnung zurück. In den Städten trieben sich öffentliche Dirnen herum, und bereiteten der Seuche, die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts aus den südlichen Ländern hereinzog, einen wuchernden Boden vor. Selbst die Vermählung Joachims konnte nicht in Berlin gefeiert werden, weil diese Pest alle Stände ergriffen hatte. Hier mußten jene Dirnen nach dem Gesetz kurze Mäntel tragen, oder sie über die Köpfe ziehen. Schon lockte das Kartenspiel den Handwerker aus seiner Werkstätte in Schenkhäuser, und mit den Würfeln entschied er oft über sein Vermögen. Als nach der Eroberung Konstantinopels der römische Stuhl das christliche Europa unter dem Vorwand eines Kreuzzugs brandschatzte, fand Johann Kapistran, der die Gelder einsammelte, überall das Volk in der Mark mit Bretspiel, Karten und Würfeln

beschäftigt. Gasthöfe befanden sich auf allen Straßen, und als Friedrich I. im Kriege mit Pommern Angermünde überraschte, legte er sein Fußvolk in diese Häuser, um sich vor Ueberfall zu sichern.

An den Kleidungen boten die Schneider alle Erfindungen auf, und der Wechsel der Moden erschöpfte eben so die Hilfsmittel, wie er den Handel beflügelte.

Bei Festlichkeiten pflegte der Edelmann wie der Bürger oft dreimal des Tages das Gewand zu wechseln, und erschien des Morgens in deutscher, des Mittags in spanischer, des Abends in ungarischer oder französischer und italischer Tracht. Kurze Röcke, die kaum die Hüften bedeckten, weite Beinkleider, die man Glocken nannte, und Schuhe mit ellenlangen Schnabeln, die sich in einander rollten, wie Schlangen, bezeichneten den vornehmen Mann. Stücke Tuch von 200 Ellen, wenn die Berichte nicht übertreiben, lieferten oft nur ein Paar jener Glocken, und als später das Staatsgesetz diesen Aufwand verpönte, und Joachim II. einem Mann, den er damit gehen sah, diese Bekleidung aufschneiden ließ, fielen einige Scheffel Kleie heraus. Schon damals trugen die Frauen tief ausgeschnittene Gewänder, verstanden das Haar, das man goldblond liebte, zu färben und zu kräuseln, und bedienten sich oft des falschen, das sie den Todten abschnitten. Den Männern ähnlich, ließen sie die Locken bis auf die Hüften fallen, und bedeckten den Kopf mit Barett und Federn.

Aber diese malerischen Gestalten mußten durch ungepflasterte und unsaubere Straßen wandern, und bei einer Huldigungsfeier in Frankfurt wadete ein Edel-

mann in seiner glanzvollen Tracht von Sammet und goldgestickten Stiefeln durch den tiefsten Koth neben dem Pferde des Churfürsten her. Der Magistrat von Salzwedel, der Alles aufzubieten suchte, ließ dem Churfürsten Albrecht bei seiner Ankunft vier Wispel Hafer, zwei Zober Fische, acht Hammelböcke, und vier Lasten Bier, und am folgenden Tage über der Tafel gewürztes Gebäck in zwei Backtrögen, Landwein, den man auf Gewürz gegossen hatte, und Eimbeckisches Bier übergeben. Dann ließ man ihm und seinem Gefolge Bonenkuchen, der mit Mandeln und Ingwer bestreut war, in zwei großen Mulden reichen, und der Bericht sagt, von diesen köstlichen Dingen hätten die Franken den Märkern nichts übrig gelassen.

Jener verschwenderische Lebensgenuß, den der Geschmack noch nicht verfeinert hatte, wurde durch den geringen Preis der Bedürfnisse unterhalten. Für 21 Pfennige tauschte man im Jahr 1507 einen Scheffel Roggen ein; einen Scheffel Gerste bezahlte man mit 16, Hafer mit 12 Pfennigen, die Tonne Wein mit 30, Bier mit 12 Groschen. Dieser Preis fiel im Jahre 1512 zu Gardeleben auf sieben Groschen für Bier, auf zwanzig Pfennige für Roggen, 23 Pfennige für ein Fuder Holz.

Der Boden war gegen die Hand seines Pflegers dankbar geworden, die häufige Erscheinung der Pest leitete den Ueberfluß an Menschen ab, und obwohl der Handel anfing durch Beschränkungen der Fürsten, durch den allmähligen Fall der Hanse, und durch politische Einflüsse an rascher Bewegung nach fremden Ländern zu verlieren, war er im Innern doch lebendig. In

der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hatten troß der Schrecken des Faustrechts die Tuchmanufakturen in der Mark einen Aufschwung genommen; daß sie Schweden, Dänemark und Rußland mit ihren Erzeugnissen versorgten, aber bald wurden sie von andern Staaten überflügelt. Sachsen, das niederländische und preußische Tuchweber und Wollenarbeiter in sein Land zog, die Einführung der Kochenille, welche die Kermespflanzungen verdrängte, das Vorkaufsrecht des märkischen Adels, der die Wolle um bessere Preise dem sächsischen Kaufmann zuführte, stürzten den Tuchhandel, den Joachim ungeachtet seiner oft gewaltsamen Maasregeln gegen Leipziger Kaufleute nicht wieder aufrichten konnte. Monopolien, Verfälschungen des Gewichtes und des Maases, und der Misbrauch, den Ritter und Prälaten trieben, hatten dem Handel tiefe Wunden geschlagen. Die märkischen Bierbrauereien und der Vertrieb dieses Getränkes in nachbarliche Länder waren dankbare Quellen des Unterhalts geworden, aber durch Ansehen und Geschicklichkeit hatten Prälaten und Ritter sie in ihre Kammern geleitet, und den Städten fast den ganzen Zweig entrissen. Durch alle Gegenden des Landes wanderten ihre Wucherer, wußten durch Geld und Gewalt den Kauf des Getraides an sich zu reißen, und es mit Vortheil an bedürftige Länder zu schicken. Fremde, die sich unter schimmernde Titel zu verbergen verstanden, durchstrichen die Dörfer, verführten den Landmann zum Verkauf von Wolle, Flachs, Korn und andern Bedürfnissen, und bezahlten ihn mit Waaren unter falschem Gewicht. Diese Gegenstände schifften sie besonders auf der Elbe und dem Garzer

See aus dem Lande, und umgingen die churfürstlichen Zölle. Joachim I., den man den Gesetzgeber Brandenburgs nennen konnte, eilte zwar dem untergrabenen Handel durch bessere polizeiliche Maßregeln zu Hülfe, aber lange noch mußte der Schutz seiner Nachfolger gegen Betrug und Misbrauch aufgeboten werden.

Unter allen Mitteln, die Entwickelung des Staats durch die Wohlthat des innern Friedens zu zeitigen, war die Ausübung des Rechtes das nothwendigste, und unter allen das schwerste. Ohne tausend kleine Privilegien zu verletzen, war kein allgemeines Gesetz aufzustellen, ohne die schroff gezogenen Schranken der Stände niederzureißen, keins einzuführen, und ohne warm gepflegte Gebräuche, eben so verschieden, als die Namen der Marken umzuwandeln, keines in Achtung zu setzen. In jenen trüben Zeiten der Auflösung, wo mit der Gerechtigkeit wie mit dem Regiment Spiel getrieben ward, hatte die Geistlichkeit unerhörte Vollmachten an sich gerissen, und sich auf den Richterstuhl gesetzt, den sie mit Bannstrahlen vertheidigte. Fast das alleinige Gericht, war es auch fast das einzige, das die, jeden Damm durchbrechende Willkühr der Stärke und der Leidenschaft zurückgeschreckt hatte. Eine Wohlthat, welche die Kirche durch eigenmächtige Eingriffe in die weltliche Ordnung der Dinge wieder aufgewogen hatte. Der Adel hatte sich selbst sein Gesetzbuch gegeben, und die Städte waren mit ihren Rechten im ewigen Kampfe mit den Rechten der Ritterschaft. Der Landmann war an das Geschick seiner Herrn gebunden, und Gewohnheit und Gewalt hatte ihm Recht gesprochen. Nach einem Gebrauch, dessen Einführung sich in dunkle Zei-

ten verliert, besaß jede Mark ein Hofgericht und ein Gericht der Vögte, deren Stelle ein Lehn war. Vor dem Forum jenes wurden Lehnsachen, vor diesem Schuldsachen entschieden. Diese Einrichtung fanden die Hohenzollern, und Friedrich I. scheint beide Gerichte verbunden, und in der Altmark verordnet zu haben, daß alle vierzehn Tage eins um das andere zu Tangermünde gehalten werden sollte. Das Hof- und Landgericht in der Mittelmark und Uckermark stellte er unter den Vorsitz eines Landvogts, neben ihm mit Beisitzern einen Mann- oder Landrichter, der aus dem angesessenen Adel erwählt ward, und wichtige Gegenstände auf die aller drei Jahre wiederkehrenden Sitzungen des Vogtes verschob.

Aber wie weit auch die Gerichtsbarkeit dieser Stellen ausgedehnt seyn mochte, die Geistlichkeit hatte sich doch der Justiz bemächtigt, und schon 1445 beklagten sich die weltlichen Stände auf dem Landtage zu Perleberg über die Eingriffe derselben. Ein Ausschuß, in den sich diese Versammlung verwandelte, ließ zwar die geistlichen Gerichte in ihren Freiheiten, aber der Beklagte mußte auf Begehren der weltlichen Obrigkeit ausgeliefert, und dem Kläger binnen dreimal vierzehn Tagen Recht gesprochen werden. Im Fall die Einforderung der weltlichen Gerichte nicht geschah, blieb es dem Geistlichen überlassen, durch den Bann den Schuldigen zur Genugthuung zu zwingen. Verweigerte er sie dennoch, so sollte das geistliche Gericht das weltliche auffordern, ihn aus seinem Gericht zu verweisen, und nöthigen Falls der Verbannte durch das Hofgericht festgesetzt werden. Wegen einer Schuld von we-

nigen Pfennigen ließen die Prälaten einer Gemeine, in deren Schoos der Schuldner lebte, die Kirche schließen, und handelten mit ihren Bannbriefen zu hohen Preisen. Die Gebühren waren indeß von der weltlichen Obrigkeit nach Willkühr gesteigert worden, und zwangen den Unterthan bei der Kirche Hilfe zu suchen, die er wohlfeiler erhielt. Der Churfürst Johann setzte sie daher auf vier Schillinge für Landeskinder und auf das Doppelte für Fremde fest. Der Werth eines Schillings betrug etwas über drei Groschen. Die Einkünfte der Gerechtigkeitspflege, die nicht unbedeutend waren, flossen zwar in die fürstliche Kammer, aber diese Gerichte wurden meistentheils als Lehn betrachtet, und noch im Jahre 1456 übergab Friedrich II. seinem Barbier die Stadtgerichte zu Bärwalde in der Neumark als ein Mannlehn. Bei den Verpfändungen, wozu die Noth den Fürsten trieb, wurde die Justiz eine Quelle des Wuchers und unterstützte den Verfall der öffentlichen Sitten. Selbst noch im Jahre 1432 konnte ein Todtschlag nach uralter Gewohnheit mit Geld gebüßt werden. Der Umstand, daß sich die adlichen Geschlechter in einigen Marken weigerten, die Befugnisse der Landgerichte anzuerkennen, und daß sie die Entscheidung einer Streitsache vom Hofe abhängig machten, hatte den Umfang des Gerichts zu Berlin erweitert, und es in ein Kammergericht verwandelt.

Joachim I. gab diesem obersten Justizhofe eine geregeltere Verfassung (1516), und bestimmte vier Sitzungen des Jahres, wovon die vierte zu Tangermünde gehalten wurde. Bei der raschen Vermehrung

der Prozesse mußte man sich entschließen, stehende Deputationen vom Kammergericht zu ernennen, und alle Vierteljahre die Sitzungen derselben zu wiederholen; daher bezeichnete man sie mit dem Namen Quartalgerichte. In der Altmark stand es, wie das Landgericht, unter dem Landeshauptmann, und erhielt (1520) seinen Sitz zu Tangermünde. In der Uckermark richtete es blos in drei Sitzungen; die Beisitzer wurden aus dem Adel und aus den Rechtsgelehrten gewählt. Das Recht des Landes, das Stendalische, Brandenburgische und Salzwedelsche wurden von diesen hohen Gerichten als Gesetze betrachtet, und wo diese schwiegen, entschied das römische.

Nach der Verordnung Joachims bestand das Kammergericht aus 12 Richtern, von denen acht durch die Stände erwählt werden konnten. — Vier Sprecher entschieden in ihrem Vortrag über die Rechtmäßigkeit einer Klage, und wiesen auf die Gesetze hin, die auf den Fall konnten angewendet werden. Die Strafgelder fielen an die Kammer, die Sporteln an das Gericht, außerdem erhielt es während der Dauer seiner Sitzungen Unterhalt vom Hofe. Um bürgerlichen Zwisten zu begegnen, wurde unter den Städten eine gewisse Rangordnung festgesetzt, und der Magistrat einer jeden auf sechzehn Glieder beschränkt, auf deren Schultern der ganze Umfang des Regiments eines Weichbildes lag.

War diese Verfassung geeignet, den rohen Kampf der Selbsthilfe nach und nach vor den Schranken des Gesetzes zu schlichten, und der aufgehenden Sonne der Kultur einen ruhigern Boden anzubieten; so war

der militairische Zustand des Landes um so weniger fähig, den nachbarlichen Fürsten Achtung für diesen innern Frieden abzunöthigen. Wie fast alle Zweige der menschlichen Thätigkeit, stand auch die alte Kunst des Krieges in heimlichem Widerspruch mit dem Umschwung des neuen Jahrhunderts, und ging allmählig aus den Händen der persönlichen Tapferkeit in das Eigenthum des Talentes über. Neue Erfindungen oder ihr kluger Gebrauch machten den Gegner um so gefährlicher, je länger man zögerte, ihn auf dem Gebiete der Kunst einzuholen; das hatte Deutschland in den Kriegen gegen die Hussiten, und Frankreich gegen die Schweizer erfahren. Das Fußvolk war wichtiger, die Reiterei beweglicher geworden, jenem mußte der Gebrauch des Pulvers, diesem die Schnelligkeit den Mangel an Masse ersetzen. Nach einem Reichsanschlag vom Jahr 1467 sollte Brandenburg mit seinen beiden Hochstiftern und der Grafschaft Ruppin von hundert kampffähigen Männern Einen, zusammen 296 Mann stellen, wonach das Churfürstenthum Brandenburg gegen 30,000 streitbare Menschen enthalten hätte. Da es im Vortheil des Kaisers lag, diese Summe nie zu gering anzuschlagen, und davon kaum ein Dritttheil zur Verfügung des Feldherrn stand, so konnte die Achtung, welche die militairische Stärke Brandenburgs seinen Gegnern einflößte, nicht geeignet seyn, sie vor Unternehmungen zu warnen.

Der Krieg gegen den Herzog von Sagan, der wie ein Freibeuter weder Menschen noch andere Hilfsquellen besaß, als das Glück der Waffen, war eine Reihe unentscheidender Treffen, und die geringe Unter-

stützung Ungarns reichte hin, Brandenburg Jahre lang zu beschäftigen. Der blutige, fast hundert Jahre alte Zwiespalt mit Pommern war noch nicht ausgefochten, und der Churfürst Joachim sah sich troß der Anstrengungen seiner Väter in keinen gesichertern Verhältnissen. Noch jetzt war es den Hohenzollern nicht gelungen, das Gewicht wieder herzustellen, das Brandenburg unter den letzten Ascaniern in den Angelegenheiten des Nordens behauptet hatte; der ganze Einfluß war nur persönlich, und eine Folge politischer Vermählungen.

Unter allen Fürsten, die im Laufe eines Jahrhunderts das Regiment der Mark geführt hatten, würden Friedrich I. und Albrecht am fähigsten gewesen seyn, diesen Staat in sein verlornes Ansehen wieder einzusetzen, wenn jener die Waffen weniger nach innen als nach außen hätte richten können, und beide nicht von dem Interesse für das östreichische Haus und von verführerischen Lockungen des Ruhms nach einem größern Schauplatze wären verhindert worden. Auf den Schlachtfeldern begegneten sich alle Waffen, und den Ritter mit Schild und Harnisch sah man die Steinkugeln abwehren, die vom feindlichen Geschütz gegen ihn flogen. Zur Strafe einer empörerischen Bewegung mußte die Neustadt Salzwedel sechzehn Hakenbüchsen, fünf Steinbüchsen auf einem Karren, sechzehn Steinkugeln, vier Tonnen Pulver, drei Tonnen Pfeile und dreiundzwanzig kleinere Steinkugeln auf die markgräfliche Burg abliefern. Aber allen diesen Arten von Geschütz widerstanden die Mauern. Nachdem es dem Streifzügler Kuck nach der Eroberung von Belitz ge-

lungen war, vor dem Anmarsche der Brandenburger die Zugbrücke aufzuziehen, konnte eine drei Wochen lange Belagerung eine Anzahl von 211 Mann nicht zur Uebergabe zwingen. Man mußte die Stadt anzünden, und die Gefangenschaft jenes Partheigängers schien den Märkern eine so große Begebenheit, daß sie dieselbe in Volksliedern feierten. Mönche in der Kutte leiteten oft das Geschütz und zeichneten sich aus; ein Augustinermönch war es, der von den Mauern Uckermünde's herab dem Churfürsten Friedrich II. die Speisen vom Tische wegschoß, und in der Sprache des Volks ein Schwarzkünstler hieß. Bei diesem Zustande des Kriegswesens war es immer ein Glück für Brandenburg, wenn seine Fürsten den Ruhm nicht auf den Schlachtfeldern suchten, und im ganzen Laufe des Jahrhunderts haben sie ihrem Hause größere Vortheile durch Unterhandlungen, als durch die Waffen erworben.

Aber wie auch fast der ganze Gebrauch, den die Hohenzollern von ihrer Regentengewalt machten, auf das Glück des Friedens gerichtet war, die Saat einer edlern Kultur, die der Handel und der Einfluß aufblühender Länder nach allen Gegenden trugen, ging dennoch träg und ärmlich auf, und in dem langen Zeitraume mehrerer Menschenalter waren alle Veränderungen, welche Brandenburg getroffen hatten, ohne zeitigende Einwirkung vorübergeflogen. Es gab kaum ein Land in Deutschland, das seit dem Kaiser Ludwig aus dem Hause Baiern bis auf den Luxemburger Sigismund unglücklichere Schicksale erfahren, und die Folgen jener unseligen Zeit so lange und so tief empfunden hätte, als Brandenburg. Die Macht, mit

der Böhmen sich aus dem Dunkel der Barbarei em-porgerissen, und dem menschlichen Geiste neue, in alle Länder sich ergießende Quellen geöffnet hatte, war in der Mark, seinem äußersten Ende, von innern Zerrüttungen gebrochen worden, und Brandenburg hatte mit Böhmen nichts getheilt, als seine Unfälle. Als unter den Hohenzollern die innere Auflösung, welche alle Bande der Ordnung und der Tugend ergriffen hatte, nach und nach durch Gesetz und Gewalt geheilt wurde, und feinere Sitten in der allgemeinen Achtung stiegen; als der geschützte Handel dankbar seine Hilfsmittel wieder vertheilte, und der Kaufmann wie der Ritter, den Müßiggang, Frömmigkeit oder Wißbegier in ferne Länder gelockt hatten, mit bereichertem Geist zurückkehrten, erzeugte der Reichthum einzelner Stände nur rauhe Ueppigkeit. Mit den Kenntnissen fremder Sitten waren fremde Genüsse eingewandert, und in dem erweiterten Gebiete, das der Gedanke gewonnen zu haben schien, fand der Mensch nur neue Quellen sinnlicher Vergnügungen.

Auf einem solchen Boden, den kein Unterricht und keine Wissenschaft anbauten, mußte der Aberglaube eine wuchernde Empfänglichkeit finden, und die Ausschweifung einen um so gefährlichern Flug nehmen, je weniger er durch Sitte und edle Regung der Seele gezügelt wurde. Zwar suchten die hohenzollerschen Regenten durch Gunst und Beispiel jenen wohlthätigen Ehrgeiz, dem die Wissenschaften ein so weites Feld öffnen, in den Geistern ihrer Unterthanen aufzuwecken, aber außer wenigen Männern, welche dem allgemeinen Aufschwunge Deutschlands folgten, hatten Rohheit und

Unwissenheit die ganze Mark umschlungen. Man nennt Namen, die aus der gemeinsamen Dunkelheit aufglänzten, aber nur die Seltenheit hat ihnen einen Platz im Buche der Geschichte verschafft; weder ihr Einfluß auf das Volk, noch der Werth ihrer Werke waren geeignet, sie unsterblich zu machen. Bis an das Ende des Jahrhunderts waren die Klöster fast die einzigen Unterrichtsanstalten, und die Kenntnisse, die der menschliche Geist aus diesen Mauern holte, pflegten gewöhnlich kaum so viel Werth zu haben, um ihnen die jugendlichen Jahre zu widmen. Der Prior des Karthäuserklosters zu Frankfurt, Johann von Hagen, den die Beschäftigung mit den Wissenschaften angezogen hatte, hinterließ fünfhundert Handschriften, ohne daß man weiß, ob diese Werke aus seiner Feder geflossen waren. Heinrich von Eimbeck und Peter von Rosenheim, ein Benediktinermönch, Friedrich Krüger, der sich durch Kenntnisse bis auf den bischöflichen Stuhl von Havelberg geschwungen hatte, und Stephan Bodecker, der dieselbe Stufe in Brandenburg erreichte, zeichneten sich unter der Regierung Friedrichs I. aus. Aber noch im Jahre 1506 äußerte der Churfürst Joachim I., ein gelehrter Mann wäre in der Mark seltener, als ein weißer Rabe und der Abt Johann Trittheim, den der Churfürst an seinen Hof gezogen hatte, schrieb aus Berlin, vom 20. October 1505, er wäre von allem gelehrten Verkehr abgeschnitten, und selten fände man einen Mann, der die Bücher liebte. Aus Mangel an Erziehung und Sitte zögen die Märker die Gesellschaften, den Müßiggang und die Pokale vor. Der

Aberglaube erdrückte jeden freien Gedanken, und wies die Aufklärung zurück. Im Gefolge des Churfürsten Joachim I. war der Astrolog Johann Karion, der nach dem Vorbilde Steflers prophetische Kalender herausgab, und weil er den Eintritt von Sonnen- und Mondsfinsternissen genau angab, sich großen Ruf von seinen Wunderkräften erwarb. Der Churfürst erzählte ernstlich, daß ihm ein Eber, dem er bis in einen Morast gefolgt sey, Feuer aus seinem Rachen entgegen geblasen, und die Spitze des Spießes verbrannt habe. In den Gesetzen wurde die Zauberei der alten Weiber verpönt, und oft gehörte nichts dazu als graues Haar, um auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude, der in Halle die Ermordung Joachims und des Erzbischofs Albrecht versuchte, stand in dem Rufe, einmal mit Hilfe von Zauberkünsten durch ein Fenster herein gefahren zu seyn. An Reliquienkasten kniete man inbrünstig, um die Erscheinung des jüngsten Tages zu beschwören. Diesen Aberglauben theilte die Mark mit allen Ländern des christlichen Europa's, aber fast nirgends fand er eine so allgemeine Aufnahme und schlug dem Staate durch die blutige Verfolgung der Juden tiefere Wunden. Alle Wissenschaften lagen im Verfall und an den Krankenbetten spielten Quacksalber und Wunderthäter eine einträgliche Rolle. Der Churfürst Johann wollte durch einen Schnitt die Qualen der Wassersucht lindern, und das Volk glaubte, er habe sich das Fett ausschneiden lassen. Dem fieberkranken Grafen von Ruppin gab man Wein und Meth, heizte das Zimmer bis zum Ersticken, und wunderte sich, daß

er an dieser Kur starb. Erst im Jahre 1488 wurde eine Apotheke in Berlin errichtet, und um einen Arzt zu finden, mußte man oft in sehr ferne Städte schicken. Selbst die Universität zu Frankfurt war sogleich im Anfange der Schoos finsterer Irrthümer, und wie auch Tausende hinzuströmen mochten, das Land bedurfte einer langen sorgsamen Pflege, um für die Aufklärung empfänglich zu werden. In einer feindseligen Stellung gegen Wittenberg war sie die warme Vertheidigerin alter Formen, und durch die Scholastik die Verfechterin der päpstlichen Interessen. Da es keine Schulen gab, kam der Jüngling fast roh aus den Händen der Natur in ihre Hörsäle, und baute das Gedächtniß mühsam mit unfruchtbaren Meinungen an. Die Zeit wies den Ehrgeiz der Gelehrten auf das Feld der Religion, und fast die ganze Ernte der Literatur bestand in theologischen Streitschriften, die das Gepräge des Verfolgungsgeistes und übersinnlicher Träume trugen. Selbst die Presse diente anfangs nur zur Verbreitung von Meßbüchern, und der Bischof von Brandenburg, Joachim von Bredow, ließ die Brandenburgischen, von Georg von Stöchs in Nürnberg von neuem abdrucken (1494). Der erste Buchdrucker der Mark, Joachim Westphal zu Stendal, druckte ein Werk des berühmten Pariser Kanzlers Gerson, unter dem Titel: **Donatus moralizatus**, und in derselben Officin war schon im Jahr 1488 der Sachsenspiegel mit Glossen Dietrichs von Bocksdorf, eines gelehrten Bischofs von Naumburg, erschienen*).

*) Nach der Sitte jener Zeit steht am Ende des Buchs:

Die Gelehrten, die gewohnt waren, ihre Namen zu übersetzen, schrieben meistentheils in der lateinischen Sprache, und wenn es in der deutschen geschah, schien jeder Schriftsteller seine eigene zu führen, weder eine Regel noch der Geschmack ordneten das wilde Chaos. Jenes, die unverständliche Schrift der Römer, schloß das Volk von der großen Ernte der Aufklärung aus, und bedrohte die Menschheit mit der Gefahr, ihr heiliges Gut im Besitz einer Kaste zu sehen; dieses, die natürliche Rohheit der deutschen Sprache, gestattete bald andern gebildetern von den lebenden sich zudringlich einzumischen.

Dieß war der Zustand Brandenburgs, als die Erschütterung der öffentlichen Meinung von Wittenberg aus anfing, die römische Kirche zu bedrohen, und in der Mark, wie in den nachbarlichen Ländern bereits einen untergrabenen Boden fand. Denn wie schwer auch die Unfälle waren, die zu verschiedenen Zeiten auf dem weltlichen Regiment, wie auf dem Unterthan lasteten, stets hatten Glück und Geschicklichkeit die Kirche bereichert, und sie mitten durch die allgemeine Noth siegreich hindurchgeführt. Während die Landesherren im Drang der Umstände fast immer zu dem äußersten Mittel der Verpfändungen griffen, erweiterten die geistlichen Anstalten ihr Gebiet, und waren niemals um neue Hilfsquellen verlegen. Um die Wunden zu hei-

---

Explicit der Saßenspegel, den de erwürdige in god Vader und Here Theodorius von Bockstorpe Byschop to Neunborch seeliger gecorrigeret heft. Gedruckt to Stendal dorch Joachim Westfael in dem **LXXXVIII.** Jare.

len, welche der Einbruch der Hussiten seinem Stifte geschlagen hatte, bedurfte der Bischof Stephan von Brandenburg nur einer blutigen Hostie, die er seinem neugestifteten Prämonstratenser-Kloster auf dem Marienberge vor Brandenburg schenkte und welche unzählige Wallfahrer herbeilockte. Während der Churfürst Friedrich I. sich durch Anstrengungen für den Kaiser erschöpfte, kaufte der Heermeister des Johanniterordens, Balthasar von Schlieben, das Schloß Sonnenburg mit der Stadt für 1900 Schock böhmische Groschen (1426), das bald der Sitz der Regierung des Ordens wurde. Im ganzen Laufe des Jahrhunderts, und unter allen Wechseln der Ereignisse hatte das Kloster Himmelpfort seine Güter vermehrt, und fast seine ganze Geschichte ist nur die Geschichte von Ankäufen und Erwerbungen. Durch Geschenke aller Weltgegenden bereichert, hatte sich das Dorf Wilsnack in eine Stadt verwandelt, die unter Joachim I. eine eigene Gerichtsordnung erhielt, und den Ruf ihrer Wunder noch behauptete, als schon ringsum der Schleier von den Augen fiel. Unter allen hohenzollernschen Fürsten, die bis jetzt in Brandenburg geherrscht hatten, war Albrecht vielleicht der einzige, den die Frömmigkeit nicht verhinderte, die Religion und die Kirche von ihren Dienern zu unterscheiden, und die Eingriffe derselben in ihre Schranken zurückzuweisen. Unter den übrigen Regenten hatten sich die Geistlichen eines wuchernden Einflusses bemächtigt; ein natürlicher Gang der Dinge hatte die Bischöfe in den Rath der Churfürsten eingeführt, und ihnen die Lenkung der wichtigsten Angelegenheiten verschafft. Ungeachtet die Aus-

schweifungen von dem Hof herab bis in die Hütte des Leibeigenen an allen Grundpfeilern des Staates nagten, die tiefe Achtung für die Religion war dennoch unerschüttert geblieben. Mit Ehrfurcht, schrieb derselbe Abt Johann Tritheim, der über die Sittenlosigkeit in der Mark geklagt hatte, feierte das Volk die Feste der Heiligen, in den Kirchen versammelte es sich mit Andacht und die Fasten waren ihm unverletzlich.

Unter diesen Umständen mußte die Geistlichkeit alle Gemüther beherrschen und, da sie den Gesetzen der weltlichen Ordnung unerreichbar und von Reichthümern der Nothwendigkeit nützlicher Thätigkeit überhoben war, eben so in den Verfall der Sitten mit fortgerissen werden, wie sie ihn beförderte. Ohne einen Schritt von den strengen Glaubenslehren der römischen Kirche abzuweichen, wurde sie der Schoos der niedrigsten Lüste und, das Gefährlichste, was ihr begegnen konnte, dem Strafgericht der öffentlichen Meinung anheim gestellt. Die Heiligkeit der Familien wurde angetastet, und unter dem schützenden Namen von Seelsorgern nahmen Geistliche von allen ehelichen Rechten Besitz. Ohne ihren Ausschweifungen den Schleier des Geheimnisses umzuwerfen, theilten sie ihr Bett mit Konkubinen, und feierten mit großem Aufwande die Taufen ihrer Kinder. Von gesicherten Verhältnissen aller Anstrengung entbunden, warfen sie sich in die Arme des Müßiggangs, wurden aus Unwissenheit jedes Aufschwungs unfähig, oder wählten Beschäftigungen, die mit ihrem Amt in Widerspruch standen. Mönche wurden Feuerwerker und pfuschten in das Getriebe der Handwerker; Bischöfe und Aebte legten den Panzer

an, und stellten sich an die Spitze ihrer Lanzknechte. Der Bischof Wedigo von Havelberg, ein Mann, der alles war, nur kein Priester, zog auf Befehl des Churfürsten Albrecht gegen den raubsüchtigen Adel der Priegnitz, und zerstörte mit dem Schwerte in der Hand an funfzehn Schlösser. Gegen diesen Geistlichen, der seine Unterthanen mit ehernem Stabe drückte, rotteten sich eines Tages die Papenbrocker Bauern zusammen, weil er, wie man glaubt, ein schwangeres Weib niedergeritten hatte, und jagten ihn mit Schlägen zum Dorfe hinaus. Um sich für jenen Mord der kanonischen Strafe zu unterwerfen, enthielt er sich des priesterlichen Amtes, und überließ es einem Weihbischof, der ihn aller geistlichen Beschäftigungen überhob. Bei dieser Auflösung aller sittlichen Bande hatte schon der Churfürst Friedrich II. den Plan entworfen, die Prämonstratenser am Dom zu Havelberg und Brandenburg in weltliche Domherren zu verwandeln, und Joachim I. führte diesen Gedanken mit Hilfe des Bischofs Johann von Havelberg aus (1506). Sechzehn Domherren und weltliche Priester traten an die Stelle der Mönche, und vier von ihnen hingen von der Wahl des Churfürsten ab. Diese Verwandlung steuerte dem Sittenverderbniß nicht, und diente nur dem Adel, der sich der einträglichen Präbenden bemächtigte.

Gleichwohl wäre der innere Verfall der Kirche nicht im Stande gewesen, das Ansehen des römischen Stuhls zu stürzen, wenn dieser mit der Religion, dem gemeinsamen Kleinod der Völker, nicht so offenbaren Hohn getrieben, und den betriebsamen Menschen nicht

an seiner verletzbarsten Stelle, dem Genuß seines Erwerbes, so zudringlich angegriffen hätte; denn wie auch die Sitten der Kirchendiener beschaffen seyn mochten, sie waren nicht schlimmer als die Sitten des Volks, und wer weiß, ob die Fürsten am Ende nicht einen ähnlichen Gedanken gehabt hätten, wie der Senat von Venedig, der die Ausschweifungen der Geistlichen heimlich begünstigte, um sie zu Eingriffen in das weltliche Regiment unfähig zu machen. Zu allen Zeiten hat es Geister gegeben, die dem moralischen Verfalle des menschlichen Geschlechts entgegengetreten sind, aber mit aller Ueberlegenheit des Genies haben sie keine Revolution in den Meinungen bewirken können, wenn ihnen nicht der gefährdete Eigennutz entgegen gekommen ist. Immer hat dieser das erste Zeichen zum Umschwung gegeben, und nur erst aus seiner Hand haben edlere Triebfedern die Arbeit übernommen. Als daher der päpstliche Stuhl die Völker brandschatzte, und mit den Reichthümern der christlichen Welt nach der Willkühr eines gefürchteten Despoten schaltete, weckte er zuerst den Widerstand, und seine Gegner fanden in jedem Erwerbenden einen Bundesfreund. In den Zeiten, wo die Gerechtigkeit fehlt und der Aberglaube sein trauriges Scepter schwingt, wird die Furcht vor dem Jenseits dem Geistlichen immer große Gewalt in die Hände spielen, und sie war es, die lange Jahrhunderte hindurch den römischen Stuhl allmächtig gemacht, und ihm durch den Verkauf des Ablasses unerschöpfliche Quellen der Bereicherung eröffnet hatte. Schon lange hatten in allen Ländern christlichen Namens päpstliche Bevollmächtigte das Heil der Seelen verkauft, und im

Jahr 1474 zog der Bischof von Accinum, Anton Bonumbra, unter dem Vorwande eines heiligen Krieges gegen den Halbmond, ungeheure Summen aus der Mark. Sein Nachfolger, Martin von Fregeno, wußte sich gelegentlich auf den bischöflichen Stuhl von Kamin zu schwingen, und Hennig von Quitzow, ein Märker von Geburt und Predigermönch, der sich päpstliche Vollmacht auszuwirken gewußt hatte, verhandelte den Fischern zu Reetz auf 120 Jahre Vergebung ihrer Sünden. Ein Abgesandter nach dem andern durchzog seitdem die Marken, und wagte unerhörte Eingriffe in die Rechte der Bischöfe und des Landesherrn. Wenn eine uralte Landessitte erlaubte, blutige Verbrechen mit Geld aufzuwiegen, so geschah dies nur innerhalb des Kreises, wo das weltliche Strafgericht den Menschen erreicht; die Kirche übersprang diese Schranke, und griff mit eigenmächtiger Entscheidung dem Himmel vor, in dessen Namen sie die Vergebung der Sünden feil bot. Und wenn einer, schrie Tezel mit unerhörtem Spott, die Jungfrau Maria, Gottes Mutter, hätte geschwächt, kann ich's vergeben, wenn er in den Kasten legt, was sich gebührt. Wie auch durch diese Vernichtung des sittlichen Gefühls alle Fugen der Staaten erschüttert wurden, und die Kirche selbst an ihrem Untergange arbeitete; die Versuche, sie zu einer Umwandlung zu bewegen, waren dennoch in dem ganzen Laufe des Jahrhunderts fruchtlos geblieben. Von der tiefsten Armuth, erklärte Aegidius von Viterbo vor dem Papst Julius II. im Lateran zu Rom (1512), sind die Reichthümer so hoch gestiegen, daß ihr Umsturz nahe scheint. Gewiß, wenn wir uns

nicht besser rathen, wird von der kostbaren Krone, womit der Papst sich geschmückt hat, kaum so viel übrig bleiben, daß man das Haupt damit bedecken kann. Alle diese Greuel, die wir jetzt mit unsern Augen sehen, sind Gottes Stimmen!

Aber diese Warnungen aus dem Herzen der Kirche flogen noch einmal verachtet an den Mauern des Laterans vorüber, und der Wucher, der mit dem Heil der Seelen getrieben wurde, dauerte fort, wie zuvor. Tezel, der Unterkommissär des Erzbischofs Albrecht von Mainz, ein Mann, der alle Eigenschaften besaß, um das Volk zu betäuben, zog durch die brandenburgischen Marken, und schlug seine Bude in Jüterbock, nicht fern von Wittenberg, auf, um polypenartig Nahrung an sich zu ziehen.

Dieser zufällige Umstand glich dem Vogel, der auf der Spitze der Alpen mit dem Fuße eine Schneeflocke ablöst, und der Schöpfer einer Lavine wird. Lange im Stillen mit den wichtigsten Fragen der menschlichen Seele beschäftigt, über alle irdischen Rücksichten erhaben, und weder den Verführungen des Ehrgeizes, noch den bedächtigen Warnungen der Furcht zugänglich, tastete der Augustinermönch Martin Luther, Schloßprediger und Professor der Theologie zu Wittenberg, den schamlosen Wucher Tezels an. In der Kürze zweier Wochen durcheilte die Kriegserklärung seiner 95 Streitpunkte die deutschen Länder, alle Gemüther traf, wie ein Donnerschlag aus den Wolken, die Stimme dieses Mönches, der die menschliche Vernunft in ihre Rechte eingesetzt wissen wollte, und die augenblickliche bange Stille, die auf die erste Bewegung folgte, deu-

tete die nahe Erschütterung an, welche Europa in zwei Hälften getheilt hat. So sehr hatte das Jahrhundert, ungleich den Zeiten des unglücklichen Huß, alle entzündbaren Stoffe zusammen getragen, und so sicher berührte Luther alle Interessen der Vernunft und des Vortheils!

Gleichwohl war die Aufmerksamkeit, welche diese Zeitung an dem Hofe des Erzbischofs Albrecht hervorbrachte, bei weitem nicht so groß, als die Gefahr, und das Schreiben, worin Luther seinen Schritt vertheidigte, ward unbeachtet zur Seite gelegt. Weniger von den Vergnügungen des Augenblicks gefesselt, und mit dem wankenden Boden bekannt, auf dem das Gebäude der Hierarchie schaukelte, überblickte der Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg, welcher großen Einfluß auf die Entschlüsse des Churfürsten Joachim besaß, die ganze Kette der Folgen, und warnte den kühnen Mönch. Wer weiß, wie leicht der erste Aufflug dieses unbekannten Augustiners ohne Spur an dem päpstlichen Stuhle vorübergegangen wäre, und die große Frage der Menschheit in einen müßigen Streit der Mönche sich geendigt hätte, wenn nicht die Freunde Roms auch die gefährlichsten Gegner Roms gewesen wären, und so emsig an dem Umsturz gearbeitet hätten, um ihn zu verhindern. Denn, wie unübersehbar auch die Folgen jener ersten Erklärung gegen die Verhöhnung aller menschlichen Sittlichkeit und Vernunft geworden sind; im Innern Luthers lagen sie unbekannt und unberechnet. Weit entfernt, durch eine Kette von Schlüssen sogleich mit seinem ersten Auftritt bis zur Klarheit seiner Lehre emporgehoben zu

seyn, war er noch Zweifeln preisgegeben, und derselbe Geist, den keine Gewalt auf Erden zittern machte, fürchtete seine eigene Meinung. „Was und auf welche Weise," schrieb er in der Vorrede zu seinen „Propositionen," „sein Herz dasselbe erste und andere Jahr erlidten und ausgestanden habe, und in waserlei Demuth, die nicht falscher und ertichteter, sondern rechter Art gewesen, wolte schier sagen, Verzweifelung, er da geschwebet, davon wissen die sichern Geister wenig, die hernach des Pabsts Majestät mit großem Stolz und Vermessenheit angegriffen."

Aber der Dominikaner Tezel, der sich in seinem einträglichen Geschäft gestört sah, eilte nach Frankfurt an der Oder, und wußte die Eifersucht zwischen dieser Universität und der Wittenbergischen geschickt zu seiner Vertheidigung zu benutzen. Ohne einen andern Haltpunkt zu besitzen, als die Hoheit des päpstlichen Stuhles, verstand sich der Professor Conrad Wimpina zum Entwurf von 106 Gegensätzen, denen er bald noch 50 beifügte, und Tezel, unter dessen Namen sie erschienen, ließ im Gefühl der allmächtigen Unterstützung, die Rom ihm gewähren konnte, die Luthersche Streitschrift öffentlich verbrennen. Mit diesem brutalen Schritt, den die Studenten in Wittenberg ohne den Willen Luthers erwiederten, war die große Frage der menschlichen Vernunft nicht wieder zurückzunehmen, und der enge Kreis, in dem sie bis jetzt abgehandelt worden war, wurde unermeßlich erweitert. Eine Fessel nach der andern fiel vor dem Augustinermönch ab, jede Antwort war eine Läuterung, und immer näher rückte sein Angriff der Allmacht der päpstlichen Krone. Aus

dem engen Zimmer der Gelehrten versetzte sich der Kampf auf die öffentliche Bühne des Volkes, und hier wie dort standen Partheien auf, die sich stets weiter fortrissen. Johann Eck, Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, der Dominikaner Sylvester Prierias warfen sich zur Vertheidigung der Interessen Roms auf, und Jacob Hochstraten, ein Inquisitor zu Köln, verlangte von dem päpstlichen Stuhle blutige Maasregeln. Jetzt erst erkannte Leo X., der die Angelegenheit bisher für einen Zwist der Mönche gehalten hatte, die drohende Gefahr, und ließ den Augustiner binnen 60 Tagen nach Rom vor den Richterstuhl des Bischofs von Ascoli und jenes Sylvester Prierias fordern, der den päpstlichen Stuhl so ungeschickt gegen den Angriff vertheidigt hatte. Niemals hat es bedenklicher um das Glück der neuen Meinung gestanden, als jetzt. Denn wie warm auch ihre Freunde dem Aufschwunge folgten, und wie laut auch in Deutschland die Stimme ihres Schöpfers wiederhallte; jung und ohne Stütze wäre sie dennoch mit ihm im Schooße Italiens gestorben. Um dieser gewissen Gefahr zu begegnen, stellte sich der Churfürst Friedrich von Sachsen mit seiner Universität Wittenberg vermittelnd zwischen Rom und Luther, und bewirkte den Auftrag an den Kardinal Thomas de Vio, Kajetan, den Augustiner in Augsburg zu verhören.

So nahe aber Brandenburg dem Schauplatze lag, wo die Fugen der römischen Kirche anfingen zu wanken, und so günstig der Boden, auf den der Same des geläuterten Glaubens niederfiel, im Innern dieses Landes war; eben so fern wiesen seine Fürsten den

Eindrang desselben ab. Mit der Gefahr stieg Rom in ihrer Freundschaft, und zu eben der Zeit, wo Luther vor dem Kardinal Kajetan zu Augsburg jeden Widerruf verweigerte und die Spaltung immer unheilbarer wurde, empfing der Erzbischof Albrecht den Kardinalshut von Leo X. aus der Hand Kajetans und Matthäus Lange's, des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg. Mochte der Einfluß, den diese Gunst auf die religiösen Ueberzeugungen Joachims hatte, noch so gering seyn; auf seine politischen Entschließungen war er groß genug, um ihn zum Gegner der kirchlichen Neuerung zu machen. Dann im Besitz zweier Churfürstenstimmen, deren eine ihrer zweizüngigen Natur gemäß nach den Absichten des römischen Stuhles fragen mußte, sah Joachim das Gewicht seines Hauses mit dem Gewicht des Papstes in den Angelegenheiten Deutschlands verstärkt. Die Vortheile, die der Churfürst aus dieser Stellung zog, überwogen jede Rücksicht auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform. Nicht ohne Berechnung dieses Einflusses hatte der alternde Kaiser Maximilian sich um die Freundschaft Joachims beworben, und er war es zuerst, der am päpstlichen Hofe den Kardinalshut für den Bruder desselben ausgewirkt hatte. Aus seiner Hand hatte Brandenburg die Anwartschaft auf Holstein für den Fall der Erlöschung der herzoglichen Linie erhalten (1517), und der brandenburgische Prinz Kasimir in Franken wurde mit einer Nichte des Kaisers vermählt (1518). Wenn daher das Ansehen des Churfürsten Joachims am Hofe Maximilians wie in Deutschland gestiegen war, so hatte er die

Hälfte desselben der römischen Kirche zu verdanken, und ohne jenes zu verscherzen, konnte er die Interessen dieser für den ungewissen Erfolg der neuen Meinung nicht preisgeben.

Gleichwohl hatte Maximilian an Brandenburg keinen wärmern Freund seiner Pläne gewonnen, und mit dem ganzen Spiel seiner heimlichen Mittel, mit den ausgetheilten Schätzen Karls von Spanien konnte er auf dem Reichstage zu Augsburg die Churfürsten nicht bewegen, einen seiner Enkel zum römischen König zu wählen. Während Luther niedergebeugt, und der Rache des päpstlichen Stuhles gewiß, von Augsburg den Gedanken mit sich nach Wittenberg trug, unter die Flügel der Pariser Universität nach Frankreich zu entweichen; verließ Maximilian diese Stadt mit keinem stolzern Gefühl und begab sich nach Inspruck, um von hier aus die Arbeit für seinen Enkel fortzusetzen. Zu Wels durchschnitt zwar seinen Entwurf der Tod (12. Januar 1519), aber wie es ihm immer begegnet ist, mit diesem Unfall erklärte sich auch das Glück für ihn, und alle Umstände boten sich über seinem Grabe die Hand, seinen letzten Wunsch auszuführen.

Denn wie auch der König Franz I. von Frankreich alle Triebfedern an den Höfen Europa's gegen das Haus Oestreich spielen ließ, wie er auch die eigenen spanischen Unterthanen Karls in aufrührerische Bewegung setzte, und in den Niederlanden und Deutschland den heimlichen Zunder der Bürgerkriege aufblies; immer diente er nur damit dem großen Enkel Maximilians, und warf während der schwankenden

Wahlberathung ein Gewicht nach dem andern in die Schaale desselben. Leo X., entschlossen, die Verhältnisse, die er nicht ändern konnte, sich dienstbar zu machen, erklärte sich endlich für den spanischen Karl. Der Churfürst Albrecht von Mainz, der die Gemüther für diesen Nebenbuhler Frankreichs stimmte, fand sich dadurch dankbar mit Oestreich ab, und der Churfürst Friedrich von Sachsen, der die Krone abgelehnt hatte, brachte durch sein persönliches Uebergewicht jedes Bedenken zum Schweigen. Mit dieser Wahl (28. Juni 1519), war das Schicksal der Reformation entschieden, und während die Politik dieser Fürsten den Mönch in Wittenberg vergaß, arbeiteten sie unbewußt an der Beschleunigung seines Werkes. Während der fünf Monate, wo der Churfürst von Sachsen die Rechte des unbesetzten Königsstuhles als Reichsverweser ausgeübt hatte, war die heimliche Gewalt des geläuterten Glaubens sicherer als sonst den Weg durch Deutschland durchlaufen, und um die ersten Schritte Karls V. auf den Kaiserthron schlugen so viele Stürme von allen Seiten, daß er bei dem Aufwand von Anstrengungen, sich aus den Fesseln der augenblicklichen Bedrängniß zu befreien, die verborgene Kraft nicht bemerkte, welche die bestehende Welt in einen Umschwung versetzte. Ungewiß, welche Stellung der Papst als politische Macht in Italien gegen ihn ergreifen würde, sah er die religiöse Gährung in Deutschland für ein willkommenes Geschenk des Zufalls an, und je sichtbarer die Gefahr mit der Verbrennung der Dekretalen und des Bannes in Wittenberg (10. Decbr. 1520) für die römische Kirche stieg,

desto höher mußte Leo X. den Werth der kaiserlichen Erklärung für diese oder jene Seite anschlagen. Als Feind Karls mußte er die ganze Hälfte Europa's für seine geistliche Gewalt auf das Spiel setzen; als Freund Karls der Stimme des Vortheils desselben gehorchen. Diese Lage, in den das Glück den jugendlichen Kaiser gegen Rom versetzte, war daher der Reformation nicht weniger günstig, denn sein Interesse war es, so lange eine Entscheidung zu vermeiden, bis der römische Stuhl sich genöthigt sah, sie ihm mit Zugeständnissen abzukaufen.

Unter diesen Umständen war der große Tag von Worms (6. Januar 1521) aufgegangen, und Luther auf Vermittelung des Churfürsten von Sachsen auf die Reichsversammlung gefordert worden. Die bedenkliche Verwicklung des östreichischen Hauses mit Frankreich, der Türkei und dem Papst hatte die Wahl Karls V. beschleunigt, weil die Stände sich überredeten, daß seine eigene Gefahr die Gefahr für die deutsche Freiheit ableiten würde, und eben jene Verwicklung war es, die zu Worms die Anstalten für den innern Frieden des Reiches zu bedenken gaben. Aber wie man auch durch Einrichtung des Reichsregiments, durch Bestätigung der Kreiseintheilung und des Landfriedens den Zerrüttungen zu begegnen suchte, so trug man doch die Stoffe zu neuen Erschütterungen immer mehr zusammen. Entschlossen, die französische Gewalt in Italien durch Oestreich zu vernichten, um Julius dem Zweiten gleich, gelegentlich diesem Oestreich denselben Streich zu spielen, kam Leo X. dem Vortheil Karls mit Anerbietungen entgegen, und der Ge-

brauch, den der Kaiser von den Mitteln des römischen Stuhles machen konnte, war zu wichtig, um sie für eine religiöse Meinung aufzuopfern. Die Entscheidung über Luther lag daher im Kabinet des Kaisers schon bereit, als dieser Verfechter der menschlichen Vernunft noch an ein unpartheiisches Gericht glaubte. Durch die kaiserliche Erklärung gegen ihn hatte der Papst unermeßlich gewonnen und Karl verloren. Denn wie lebhaft ihn auch die Worte Maximilians an den Churfürsten von Sachsen vor einer Partheinahme warnten*), und wie lau auch der Entschluß seyn mochte, die Achtserklärung gegen Luther in ihrem ganzen fürchterlichen Umfange vollstrecken zu lassen**); er hatte dennoch von dem Augenblick seiner Entscheidung an den Vortheil seiner Stellung aus den Händen gegeben, und hier zuerst das religiöse Interesse der Gelehrten und des Volkes unmerkbar zum Interesse der Fürsten gemacht. Ueber die Gefahr des Partheienhasses, der nach dem 18. April leise aufschlug, konnte man nicht mehr hinwegschlüpfen, denn wie stumm auch dieser seine Meinung in die Brust verschloß, oder wie laut jener sie offenbarte, der günstige oder ungünstige Eindruck, den Luther auf die Gemüther gemacht hatte, war überall gleich stark. Von der verführerischen Stimme eines augenblicklichen Vortheils auf die päpst-

*) Maximilian ließ dem Churfürsten durch Pfeffinger den Rath desselben, sagen, er möchte den Mönch bewahren; es könnte kommen, daß man seiner bedürfte.

**) Man glaubt sogar, er habe um die Maasregeln des Churfürsten von Sachsen gewußt.

liche Seite hingezogen, und als Beschützer der römischen Kirche dazu aufgefordert, erweckte Karl in den Freunden der Reformation zuerst den Gedanken an Widerstand, und beflügelte unbewußt jene Zeit, wo die Frage Luthers aus dem Schoos religiöser Meinungen zugleich von den Armen der Politik aufgenommen wurde. Aus Wärme für den alten Glauben und mit der Ahnung dieser bangen Zukunft hatten sich der Churfürst Joachim von Brandenburg, der Herzog Georg von Sachsen, der Deutschmeister, die Bischöfe von Augsburg und Brixen und einige Abgeordnete der Stände am 24. April im Zimmer des Churfürsten von Trier versammelt, um die Ueberzeugung Luthers noch einmal zu bestürmen. Ich weiß, erwiederte er auf die Warnungen des badenschen Kanzlers Vehus, der den Vortrag hatte, ich weiß, daß man den Gesetzen und der Obrigkeit gehorchen muß, das habe ich immer das Volk gelehrt, und meine Schriften geben Zeugniß, wie ich die Würde der Gesetze achte. Aber völlig anders steht es um die Kirchenbeschlüsse. Würde das Wort Gottes rein gelehrt, verwalteten die Oberhäupter der Kirchen ihr Amt, wie es Christus und die Apostel eingesetzt haben, so bedürfte es jenes harten und unerträglichen Jochs menschlicher Gesetze für die Gewissen und die Seelen nicht. Ich will nicht scheinen, fuhr er auf die Aufforderung fort, seine Schriften der Einsicht des Kaisers und der Fürsten zu unterwerfen, als wollt' ich keinem Urtheil des Kaisers oder der Reichsfürsten oder anderer weichen, aber es geschehe durch die Schrift und das göttliche Wort; wenn dieß mich nicht des Irrthums zeiht, kann ich nicht widerrufen. „Also nur der

heiligen Schrift wollt ihr euch überwunden geben?" nahm endlich Joachim das Wort. „Ja!" erwiederte Luther, „ihr allein!" Nachdem diese Unterredung wie die des folgenden Tages gescheitert war, reiste Luther ab, und schon am 8. Mai donnerte ihm aus dem Dom zu Worms die Achtserklärung nach, die in der sichern Freistatt der Wartburg an ihm vorüberrauschte.

Reformen, die aus dem Schoose des Volkes, nicht seiner Regenten entspringen, sind nicht ohne Erschütterungen einzusetzen, und kein Verstand kann berechnen, wo die Bewegung still stehen werde. Wenn den Churfürsten Joachim auch weniger die religiöse Meinung zum Gegner der Reformation gemacht hätte, als sie es that, jene Erfahrung allein würde ihn zu Maasregeln gegen sie aufgefordert haben. Ohne der Stimme der befleckten Religion sein Ohr zu verschließen, wollte er die Autorität der Kirche gerettet wissen, und alle Rücksichten seines Hauses verstärkten den Haß gegen die Unternehmung Luthers. Die Gelehrten zu Frankfurt, deren Meinung er ehrte, hatten sich zu Feinden der Reformation erklärt, und diese Gesinnung wurde durch Eifersucht unterhalten, wie sie von ihr erzeugt worden war. Der Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg, den er in seinen Rath und an seine Brust gezogen hatte, war ein Verfechter Roms, und rief eines Tages aus, als er am Kamin stand und ein Stück Holz hineinwarf, er werde sein Haupt nicht niederlegen, bis Luther verbrannt sey, wie dieß Holz. Dieser Mann stieg in der Freundschaft Joachims mit der Gefahr für die römische Kirche, und

als der Bischof von Havelberg starb, wußte ihm Joachim auch diesen zweiten Stuhl zu sichern. Von Allem daher, was menschliche Entschlüsse bewegt, an der päpstlichen Parthei festgehalten, ließ Joachim nach seiner Rückkehr von Worms die Acht gegen Luther mit allen ihren Schrecken verkündigen, und verschloß der neuen Meinung, die unaufhaltsam hereinströmte, die märkischen Grenzen. Während Karl V. unter seinen Siegen in den Niederlanden, in Navarra und Italien die Gefahr der Kirche in Deutschland vergaß, und seinen Lehrer, Hadrian VI., auf den Stuhl Leo's X. setzte, der mitten in seinem Triumph über Frankreich gestorben war; stürmte Karlstadt in Wittenberg die Kirchen, heimliche Zuckungen auf dem Boden des Landmanns in Schwaben und am Rhein, die der Argwohn mit der reinen Sache der Reformation verkettete, meldeten Empörungen an, und mit gesteigertem Haß forderten der Papst und seine Freunde die Vollstreckung des Wormser Edikts. Weit entfernt, die Winke des Jahrhunderts miszuverstehen, und die Gefahr für seine große Angelegenheit nur aus dem Innern des Laterans zu erwarten, sah Luther sein Werk von seinen eigenen Freunden dem Abgrund hingeschleudert, und den stillen Fortschritt des Geistes mit dem Namen des Aufruhrs bedroht.

Mit dem ganzen Feuer väterlicher Liebe, die ihr Kind dem Verderben näher schreiten sieht, stürzte er sich aus seinem Asyl der Wartburg in die Bewegung hinein. „Was mir bisher begegnet ist," schrieb er an den Churfürsten von Sachsen von Borna aus, „ist Spielwerk dagegen gewesen. Wenn ich's mit meinem

Leben hätte verhüten können, wollte ich's gern dafür geopfert haben. Dieser Sache kann und soll kein Schwert rathen und helfen, Gott allein muß es schaffen ohne menschliche Sorgen und Zuthun."

Aber so vorsichtig auch Luther die Frage der Gewissen, mit der er es allein zu thun habe, von der Frage der Politik schied, so wenig waren jene Ereignisse geeignet, dem Churfürsten von Brandenburg eine mildere Meinung einzuflößen. An den Grenzen eines Landes, das von Erschütterungen bebte, bot er alle Mittel auf, dieser Gefahr den Weg in die Marken zu vertreten. Entschlossen, den Reformator auf seinem eigenen Boden anzugreifen, ließ er seine Uebersetzung des neuen Testaments vor dem Richterstuhl der Frankfurter Universität der Irrthümer anklagen, und gleich dem Herzog von Sachsen, die Einführung verpönen. Doch mit dem ganzen Umfange fürstlicher Gewalt konnte er den Plan der Verhängnisse nicht durchschneiden, und sah sich, während er seine Grenzen gegen den Eindrang der neuen Meinungen hütete, plötzlich in seinem eignen Hause von ihnen überfallen. Der König Christian II. von Dänemark, Norwegen und Schweden war endlich, keines bessern Schicksals werth, von dem befleckten Throne gestiegen, und suchte, ein Flüchtling ohne Hilfe und Mitleid, eine Freistätte bei seinen brandenburgischen und sächsischen Verwandten. Hinter dem Fliehenden ergriff der Herzog Friedrich von Holstein die Krone Dänemarks, in Schweden Gustav Wasa, beide gaben die Gedanken frei, und beide waren dankbar für die Dienste, die ihnen die Reformation leistete. Aber obwohl die Religion den Königen

Friedrich und Gustav sich zum Hebel anbot, an dem Sturze Christians hatte sie nur entfernten Antheil. Denn eben dieser Fürst erklärte sich für das Bekenntniß Luthers, und wußte das Gemüth seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin Joachims, für die Sache der Reformation zu erwärmen. Fast zu gleicher Zeit hatte der Hochmeister in Preußen, Albrecht von Brandenburg, vergebens um Friedensvermittlung des deutschen Reichs in seinem Kampfe mit Polen nachgesucht, und in Nürnberg der neuen Lehre ein empfängliches Ohr geöffnet. Fast keinem Fürsten kam die Reformation mit so großen Vortheilen entgegen, als diesem, fast keiner schlug sich rascher auf ihre Seite, und fast keiner war auf dem Wege, mit ihrer Hilfe einen kühnern Entwurf auszuführen, als er. Während also Joachim arbeitete, dem Rade der neuen Zeit in die Speichen zu fallen, hatte sie schon heimlich von dem Innern seines Hauses Besitz genommen, und ihre Anhänger lagen an seinem Herzen, als er noch in jedem Pulse seinen Glauben erwiedert wähnte.

Der Churfürst Joachim war noch beschäftigt, die Truppen, die er in der Priegnitz für den König Christian zusammen gezogen hatte, wieder aufzulösen, weil die erwarteten Gelder aus Oestreich ausblieben, als ihn die Nachricht von dem Tode des letzten Grafen von Ruppin, Wichmanns II., erreichte (1524). In einem Zeitraum von fast vierhundert Jahren, seit dem sie die Geschichte kennt, hatten die Besitzer dieser mittelmärkischen Herrschaft eine nicht glanzlose Rolle gespielt, aber beinahe dem Bettler

gleich, endete ihr letzter Erbe unter dem Hohn seiner Diener. Das Gedächtniß dieser Vasallen Brandenburgs verliert sich in die Zeiten des ascanischen Markgrafen Albrecht des Bärs, und bindet sich an die Geschichte dieser Mark, denn, fast im Herzen derselben gelegen, hat Ruppin alle ihre Schicksale getheilt. Die Grafen schrieben sich von Lindau, und erst nach und nach pflegte man auf die ruppinsche Herrschaft die Würde ihrer Besitzer überzutragen. Als die trüben Zeiten des baierschen Regiments kamen, war dieß kleine Land oft der Schauplatz des Kriegs und der Verheerung, und der Reichthum, der die Grafen in den Besitz der verpfändeten Städte Fürstenberg, Ratenow und Frisack gesetzt hatte, begann unter dem Druck der Ereignisse zu schmelzen. Mit dem baierschen Landesherrn, dem sie Treue hielten, fielen sie dem Bannfluch der Kirche anheim, der alles Leben der Unterthanen lähmte, und von den Zerrüttungen unter den luxemburgischen Regenten erholten sich die Grafen nicht wieder. Der Graf Ulrich, der das Interesse des ascanischen Hauses gegen Luxemburg vertheidigt hatte, wurde in den Wirbel der innern Bewegungen hineingerissen, und sah sich mit ungeheuern Schulden belastet. Er trat das Land seinen drei Söhnen ab (um 1356), und starb, wie man sagt, vor Kummer. Von der Noth gedrängt, verkauften diese Erben zwei Jahre darauf das Amt Roslau für 1225 Mark Silbers an Anhalt, mit dem sie durch Bande des Blutes verbunden waren. Neue Verlegenheiten zwangen den Grafen Albrecht, der unter seinen Brüdern allein das Geschlecht fortsetzte, von dem Fürsten Johann von Anhalt 1300

Mark Silbers brandenburgischer Währung (1371), und bald darauf wieder 400 Mark zu leihen, und ihm dafür die Grafschaft Lindau zum Unterpfand einzusetzen. Er trat mit dem Kaiser Karl IV. wegen des Verkaufs dieser Besitzung in Unterhandlung, konnte jedoch seine Absicht nicht ausführen. Der erste seiner beiden Söhne focht im Vortheil Mecklenburgs gegen die Königin Margaretha von Dänemark, und gerieth in die Hände des siegenden Feindes. Dieser Unfall, der wieder schwere Summen kostete, und der wiederholte Bannstrahl, der die Stadt Neu-Ruppin traf, weil sie einen räuberischen Geistlichen erschlagen hatte, gaben die Unterthanen mit ihren Herrn immer hoffnungsloser der Noth preis, und verleiteten die Grafen zu einem Bündniß mit den Herzögen von Pommern und denen von Quitzow gegen die Mark Brandenburg, um mit Plünderung zu suchen, was ihnen das Glück versagt hatte (1402). Als jedoch die Hohenzollern das Recht des Gesetzes wieder einführten, erklärte sich Ulrich zum Vertheidiger desselben, und bedrängte den aufrührerischen Dietrich von Quitzow bei der Belagerung von Frisack. Seit dieser Zeit trat der Name der Ruppiner wieder in seine ehrenvolle Rolle ein, und erschien immer im Verzeichnisse der Männer, die dem churfürstlichen Hofe und dem Staate Dienste leisteten. Aber ihre häuslichen Verhältnisse blieben zerrüttet, und ein frommes Misverständniß verführte sogar den Grafen Ulrich zu neuen Anleihen, um den Armen zu schenken, was er nicht besaß. Sein Neffe, Albrecht der Jüngere, der die Besitzungen und die Verlegenheiten erbte, verhandelte an den Bischof von Ha-

velberg das Schloß Ketschdorf und zwölf Dörfer, die dazu gehörten (1439), und trat achtzehn Jahre darauf die Grafschaft Lindau völlig an das Haus Anhalt unter dem Vorbehalt des Wiederkaufs ab; eine Handlung, die dem churfürstlichen Hause nachtheilig wurde, weil das Glück die Grafen nicht wieder begünstigte, um jene Bedingung zu benutzen. Das geschmälerte Erbe Ruppins theilte sich unter die drei Söhne Albrechts, Johann, Jakob und Gebhard, und reichte nicht mehr aus, um sie vor schlimmen Auswegen zu schützen. Daher überließen sie bald nach der Uebernahme der hinterlassenen Güter die Stadt Möckern für 3500 rheinische Gulden an das Domkapitel zu Magdeburg, von dem früher schon Summen darauf waren aufgenommen worden, und dieselbe Klausel des Wiederkaufs gab hier, wie dort, keine Hoffnung, jemals in Kraft zu treten. Zwei dieser Brüder starben ohne Erben, und der Graf Joachim, der einzige Sohn Johanns, wurde in ihre Rechte eingesetzt; aber das wankende Geschlecht der Ruppiner eilte mit schnellen Schritten seinem Niedergange entgegen. Denn schon im Jahre 1507 endete dieser Joachim seine Tage, und hinterließ drei unmündige Kinder. Anna vermählte sich sechzehn Jahre nach dem Tode ihres Vaters mit dem Grafen Gangolf zu Hohengeroldseck und Sulz; Appollonia, die Mündel des Grafen Hoyer von Mansfeld, reichte ihre Hand einem Herrn von Herstall, und Wichmann II. erhielt unter der Vormundschaft des Bischofs von Havelberg das väterliche Erbe, das er im Jahr 1520 selbst übernahm. Ueber dem Haupte dieses letzten Sprößlings

Ruppins schienen sich alle Unfälle seines Hauses zu vereinigen, und mit beschämender Härte standen alle Folgen von den Verschleuderungen seiner Väter an seinem Krankenbette. Denn als er eines Tages fieberkrank von der Jagd zurückkehrte, war sein Schatz bis auf den letzten Heller erschöpft, wie seine Lebenskräfte. Die Stadt Ruppin, die er in der Noth um hundert Gulden ersuchen ließ, beleidigte ihn mit einer verneinenden Antwort; seinen Wunsch, nach einem Arzt in Berlin zu senden, sah er von der Nothdurft abgewiesen, und von seiner mitleidslosen Dienerschaft verspottet. In diesem elenden Zustande hauchte der letzte Erbe der Grafschaft Ruppin seine Seele aus, und in sein Grab im Dominikanerkloster zu Neu-Ruppin wurden Helm und Schild zerbrochen nachgeworfen.

Der Churfürst Joachim, dem dieses Lehn anheimfiel, ließ durch seinen Sohn, Joachim II. Besitz ergreifen, und alles, was Allodium war, den Schwestern des Verstorbenen zustellen; spätere Ansprüche auf Ruppin wurden von den Reichsgerichten abgewiesen. Da der Regent in die Rechte seines Vasallen eingetreten war, forderte er von dem Hause Anhalt die Grafschaft Lindau gegen Rückzahlung der Kaufsumme wieder, sah sich aber in seinen Unterhandlungen hingezogen (1524). Noch einmal nach vierzehn Jahren erbot sich Brandenburg, jene 1700 Mark brandenburgischen Silbers auf dem Rathhause zu Zerbst auszahlen zu lassen, und noch einmal ward dieses Geschäft durch die ungewisse Frage über den Werth seines Metalls unterbrochen. Erst der Enkel Joachims I. beendigte die Angelegenheit bei seiner Vermählung mit

einer ascanischen Fürstin, und überließ die Grafschaft Lindau dem Hause Anhalt als erbliches Mannlehn. Möckern war ein Lehn des Erzstiftes Magdeburg geworden, und ging in die Hände verschiedener adelicher Geschlechter über.

Unterdeß war das Reichsregiment zu Nürnberg gesprengt, und aus dieser Stadt, der sich die neue Meinung unwiderstehlich bemächtigte, nach Eßlingen versetzt worden, um es vor ihrem Einfluß zu schützen. Doch wie laut auch der römische Stuhl die Vollstreckung des Wormser Ediktes forderte, immer dringender wurde die Nothwendigkeit, die allgemeine Kirche zu versammeln, und beide Partheien, die päpstliche wie die luthersche, trafen sich hier in einem Verlangen. So wenig es aber in dem Plane des römischen Hofes liegen konnte, die oberrichterliche Entscheidung über Gegenstände des Glaubens in die Hände eines Conciliums abzuliefern, und mit dem Geständniß der Ohnmacht seine kostbarsten Interessen zu gefährden; eben so wenig waren seine Gegner gesonnen, einen andern kirchlichen Richterstuhl anzuerkennen, als einen unabhängigen. Je weiter daher das Werk der Reformation fortspielte, desto hoffnungsloser verfiel der Ausweg eines Conciliums, dem beide Theile das schiedsrichterliche Urtheil hätte übergeben können. Im ganzen Zeitraume des religiösen Umschwungs gab es zwischen den kämpfenden Interessen keinen andern Vereinigungspunkt, als die Forderung einer Kirchenversammlung, keiner wurde mehr als Spielball gebraucht, und keiner diente allen mehr, als er. Denn, indem der Papst das Versprechen hinwarf, konnte er die Bewegung durch eine

Pause ermüden, und von seinen Gegnern fordern, der Entscheidung nicht vorzugreifen. Der Kaiser, in eine argwöhnische politische Stellung gegen Rom versetzt, konnte unterdeß das müßige Geschäft eines Zuschauers übernehmen und, ob er gleich die Beherrschung des ernsten Spieles durch das Edikt von Worms schon aus den Händen gegeben hatte, dennoch einstweilen einen Gewaltschritt ablehnen, um sich des Gleichgewichts zu bemächtigen. Die Reformation endlich gewann Zeit, die junge Saat zu entwickeln, und konnte ihre gefährdeten Keime unter den Schutz eines einstweiligen Friedens retten. Denn obwohl der Kaiser die Forderung eines Conciliums von Seiten der Stände und ihren Beschluß, über die Angelegenheit des Glaubens eine Zusammenkunft zu Speier zu halten, von Burgos aus für Eingriffe in seine Rechte erklärte, und das Wormser Edikt vollstreckt wissen wollte; so gab er doch durch den Beisatz: „So viel als möglich," einen Wink, wie er es verstände, und ertheilte seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, in einer geheimen Instruktion den Befehl, das Rescript zurückzuhalten, im Fall man den Widerstand der Fürsten befürchten müßte.

Aber hatte Ferdinand die Meinung seines kaiserlichen Bruders oder die Gesinnung der Fürsten misverstanden, aus seiner Hand durcheilte das Rescript die deutschen Länder, die Gährung stieg, und die Bischöfe von Salzburg, Trient, Regensburg, Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Kostnitz, Basel, Freisingen, Passau und Brixen begaben sich mit dem Erzherzog Ferdinand und den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Baiern nach Regensburg, um einen Bund zur

Vollziehung des Wormser Ediktes zu schließen (7. Juli 1524). Zugleich machte der päpstliche Gesandte fünfunddreißig Artikel über die Abstellung kirchlicher Misbräuche bekannt, worin die hundert Beschwerden, die im Namen der deutschen Nation übergeben worden waren, mit gewandter Dialektik umgangen wurden. Diese Nachricht riß auf einmal den ganzen Schleier von den Augen der übrigen Stände nieder. Zum ersten Mal sah man das Interesse der Religion in die Hände politischer Factionen übergehen, und über die Meinung des päpstlichen Stuhles konnte kein Zweifel mehr obwalten. Unter diesen Umständen war es ein großer Unfall für die Sache der Reformation, daß die aufrührerischen Bewegungen unter den Bauern in Schwaben, Franken und Thüringen, jenem unglücklichen Einfall Gründe entgegen spielten; die, gleichviel ob mit Recht, die päpstliche Parthei zu ihrer Rechtfertigung erhaschte. Wie weit auch die Absicht der Reformation und der Zweck dieser Empörungen auseinander lagen, wie wenig sie auch in einer gemeinsamen Quelle sich begegneten; die Fürsten hatten doch mit der Kirche zu zittern, der Aufruhr selbst misbrauche den Namen der Religion, und zweifelhafte Anhänger der neuen Lehre flüchteten sich erschrocken vor ihren Folgen in den Schoos des alten Glaubens zurück. Während das Blut des Bürgerkriegs die Ehre der Reformation in Gefahr brachte, und die Meinung über das heilige Abendmahl selbst unter ihre wärmsten Verfechter den unseligen Stoff der Entzweiung warf; machte das Glück den Kaiser Karl V. durch die Vernichtung des französischen Heeres bei Pavia (1525) zum Schieds-

richter des südlichen Europa's, und lieferte ihm seinen Gegner Franz I. in die Hände, der nach Barcellona abgeführt wurde. Jetzt der Banden ledig, die seinen Arm außerhalb der deutschen Grenzen gelähmt hatten, und von den Schrecknissen des Bauern-Aufruhrs vor dem Sinn der neuern Lehre gewarnt — welchen Gebrauch seiner Mittel ließ Karl befürchten, wenn er sich mit dem Papst in der gleichen Absicht traf, die Sprache seines Wormser Ediktes in Achtung zu setzen?

Während die Boten mit dem Gemälde der Rebellion über die Pyrenäen flogen, und papistische Federn dem Kaiser ein schreckend Beispiel verzeichneten; riß der Hochmeister Albrecht von Brandenburg das preußische Land von der römischen Kirche ab, und erklärte sich unter der Lehnsherrschaft Polens zum weltlichen Fürsten. Die Bischöfe von Samland und Pomesan legten die Regierung ihrer Stifter in seine Hände nieder, die Comthure verwandelten sich in herzogliche Beamte, und mit dem Umschwung zerstob das Gelübde der Ehelosigkeit. Diese außerordentliche Zeitung eilte vom Pregel in kurzer Zeit durch alle Länder, steigerte hier Hoffnung, dort Furcht, weckte ähnliche Wünsche auf, und trieb die Katholischen aus der letzten Zuflucht sorgloser Sicherheit. Während Christian II. von Dänemark heimathlos an den fürstlichen Höfen herumirrte, und in Brandenburg alle Mittel aufbot, die verlorene Krone wieder zu gewinnen; leitete der Herzog Albrecht von Preußen eine Vermählung mit der Tochter seines glücklichern Nebenbuhlers, Friedrichs I. von Dänemark, ein, und versetzte den Churfürsten von Brandenburg in eine

schwankende Stellung. Vom kaiserlichen Throne wurde bald die Reichsacht auf das Haupt des entschlossenen Albrecht geschleudert; doch rascher im Entwurf als in der Vollstreckung, sah man ihre Gewalt sich an den polnischen Grenzen brechen, und mußte aus Rücksicht für den König Sigismund müßig der Entwickelung der überraschenden Ereignisse in Preußen zuschauen. Selbst den Churfürsten und Erzbischof Albrecht überflog der Gedanke, sich zum weltlichen Fürsten zu erklären, und Magdeburg vom päpstlichen Stuhle zu trennen; aber vor den Schwierigkeiten erschrocken, die sich in Deutschland aufthürmten, verbarg er seinen Einfall scheu in die Brust, und trat offen in die feindliche Stellung gegen die Reformation zurück.

Ohne mit menschlichem Auge die unermeßlichen Dienste berechnen zu können, die der Abfall Preußens vom päpstlichen Stuhle seinem Hause leistete, erblickte der Churfürst Joachim von Brandenburg in der Umwandlung der Religionslehren nur den Umsturz aller Ordnung, und die Fahne des Aufruhrs, die der Landmann in Schwaben und Thüringen aufgesteckt hatte, unterstützte seine Meinung mit einem fürchterlichen Beweis. Die blutigen Auftritte — weniger gefährlich für die Reformation durch das, was sie waren, als durch das, was man daraus folgerte — rauschten zwar ohne Einfluß an seinen Grenzen vorüber; aber das Schreckbild, das ihn überfiel, trieb ihn nach Dessau, um sich mit dem Churfürsten von Mainz, den Herzögen Heinrich dem Jüngern und Erich von Braunschweig über die Vernichtung der neuen Lehre in ihren Ländern zu berathen. Durch die Ferne und

übertreibende Berichte über das Innere Deutschlands getäuscht, versicherte sie der Kaiser von Sevilla aus ihres Beistandes, und forderte sie für den Fall der Noth zur Vereinigung und zu thätiger Vertheidigung auf. Jene Nachrichten und dieses Schreiben schreckten den Landgrafen Philipp von Hessen auf. „Eh will ich sterben, als mich auf solche Art aus dem Lande jagen, und an den Bettelstab bringen lassen!" schrieb er an den Churfürsten Johann von Sachsen, jetzt sey es die höchste Zeit, an ernste Maasregeln zu denken, und das Wort des Herrn vor dem Untergange zu retten. Diese Fürsten schlossen daher zu Torgau (4. Mai) ein Schutzbündniß gegen Gewalt, nahmen zu Magdeburg (12. Juni) die Herzöge Johann Friedrich von Sachsen, Philipp Otto, Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, Heinrich von Mecklenburg, den Fürsten Wolf von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und die Stadt Magdeburg darin auf, und gelobten sich Treue und Beistand in den Tagen der Noth. Immer banger wurden daher die Herzen, immer näher zogen die Gewitter, und Alles sah mistrauisch dem Augenblick entgegen, wo sie sich an dem Stoß eines Ungefährs entladen konnten (1526).

Diese ängstliche Schwankung der Gemüther, die durch argwöhnische Gerüchte vermehrt wurde, warnte zwar die Partheien vor dem ersten Zeichen der Erschütterung, und noch einmal versuchten Beide auf einer Versammlung zu Speier durch das Trugbild eines Conciliums die nahen Wetterwolken zu beschwören. Aber alle Schritte, die zum innern Frieden führen sollten,

verrückten nur seine Grundfesten immer mehr, und selbst die Uebereinkunft, daß bis zur Rückkehr Karls V. jeder Reichsstand verfahren sollte, wie er es gegen Gott und Kaiser verantworten könnte, selbst dieser günstigste Ausweg für die Evangelischen steigerte nur die Spannung. Denn unter dem Schutz der weiten Bedeutung dieses Vertrags trat der Strom der neuen Meinung immer kühner aus den Ufern und ergriff ein Weichbild nach dem andern. Wie hier der Muth und die Parthei wuchs, vergrößerte sich dort der Haß und die Furcht, und mitten unter diesen schweigenden Bewegungen wurde das Haus Oestreich in stürmische Ereignisse hineingerissen, die seine Hand lähmten. Denn die Boten an den König Ludwig von Ungarn waren noch auf dem Wege, ihm die Hilfe des deutschen Reiches gegen den drängenden Halbmond anzubieten, als ihnen die Nachricht von der Schlacht bei Mohatsch, die dieser König mit dem Leben verlor, entgegenkam. Jetzt war der glänzende Zeitpunkt für Habsburg erschienen, von den Kronen Böhmens und Ungarns Besitz zu nehmen und das mächtigste Haus Europa's zu werden. Aber wie bereitwillig auch dem Erzherzog Ferdinand, dem Schwager des Gebliebenen, das Königreich Böhmen entgegenkam, den ungarischen Thron hatte er doch aus den Händen eines Nebenbuhlers, des Grafen von Zapolya, zu erobern, und mit den Unfällen dieses Fürsten stieg die Gefahr für Ferdinand. Denn Zapolya warf sich bald in die Arme der Türken und setzte die ganze Masse dieser Eroberer gegen Oestreich in Bewegung.

So groß daher die Dienste waren, die der Anfall

Ungarns der Macht des habsburgischen Hauses und wegen der Türkengefahr seinen Bewerbungen um den deutschen Kaiserthron leisteten, so gewährten doch die Anstrengungen, welche die Behauptung jener Krone kosteten, der Reformation in Deutschland für den Augenblick nicht geringere Vortheile. Ferdinand bedurfte der Stände, und das Interesse der Kirche mußte so lange gegen die Forderung der Politik zurücktreten, bis die Reformation nicht mehr zu erdrücken war. Unterdeß hatte eben jenes Rom, das von Oestreich Opfer für die katholische Kirche verlangte, verrätherische Plane gegen den Sieger von Pavia entworfen, zog den Herzog Franz Sforza von Mailand mit Venedig und Florenz in den französischen Bund gegen Karl V. und arbeitete, England von Oestreich zu trennen. Im ganzen Laufe seiner Geschichte hat Klemens VII. kaum einen verwegenern Schritt gewagt, als diesen. Fast die Hälfte Deutschlands schon auf dem Spiele für seine Kirche, und Karl V., der einzige Haltpunkt dieses wankenden Gebäudes — schlug der Papst eben diese letzte Stütze aus, um sich ein geringes politisches Gewicht in Italien zu sichern, und wurde zu derselben Zeit von dem Heere des aufgebrachten Fürsten in der Engelsburg belagert, wo man in Deutschland über seine Autorität würfelte. War der Glaube Karls auch so unerschütterlich an die Lehren der römischen Kirche gebunden, wie er es nicht war, und fühlte er auch die Ehrfurcht gegen den Stuhl des heiligen Petrus so wahr, wie er den Schein in Spanien zu retten suchte; so fesselte doch der Papst selbst den Arm dieses Anhängers gegen die Gefahr der neuen Meinungen. Eine

so gewagte trügerische Politik und so drängende Ereignisse für Oestreich mußten eingreifen, um die Bewegung des Reformationswerkes selbst zu unterstützen, und so leicht spielte noch ein Papst mit dem Glauben des deutschen Volkes, als schon aus seinem Schooße die Zunder des Religionskrieges aufschlugen.

Denn weit entfernt, durch diese Ereignisse an ihren Grenzen von der innern Gährung abgezogen zu werden, hatten die Fürsten den Argwohn gegen sich nur desto sicherer unterhalten. Während der Churfürst von Brandenburg durch geschärfte Edikte den Eindrang der Reformation verpönte und Mönche und Priester in ihre gefährdeten Rechte eingesetzt wissen wollte, erschütterte bereits ein Anlaß die Wolken, die sich zusammengezogen hatten, und drohte ihn in die Nothwendigkeit zu versetzen, seine Meinung mit dem Schwerte zu vertheidigen. Der böhmische König Ferdinand hatte mehrere Fürsten Deutschlands zu einer Zusammenkunft in Breslau eingeladen, wo er sich huldigen ließ, und bedachte sich mit ihnen über die Mittel, die Türken von den ungarischen Grenzen zurückzudrängen und die Verbreitung der Reformation zu hindern. Otto von Pack, der bisher im Dienste des Herzogs Georg von Sachsen gestanden hatte, wußte dem Landgrafen Philipp von Hessen das Gift des Argwohns einzuflößen und händigte ihm die beglaubigte Abschrift eines Bundesvertrags ein, den der König Ferdinand mit Churbrandenburg und Mainz, dem Herzog Georg von Sachsen, mit Baiern, Salzburg, Bamberg und Würzburg gegen Chursachsen und Hessen geschlossen haben sollte. Wahr oder nicht wahr, diese Einflüsterung jagte

dem reizbaren Landgrafen das Blut auf; er eilte, den Churfürsten Johann von Sachsen von dieser drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen und rüstete sich. Jetzt mit einem Male war Deutschland an den Abgrund des Bürgerkriegs hingerissen und der lange verhaltene Groll drohte vernichtend aus den Schranken zu treten. Alle Ereignisse, die im Laufe von fünf Jahren geschehen waren, alle Kombinationen der Wahrscheinlichkeit, alle Erfahrungen, die sich auf Seelenkunde stützen, spielten dem Pack Beweise entgegen und stempelten einen unreifen Entwurf, in dem man sich in Breslau begegnet seyn mochte, zu einem durchdachten Plane (1527).

Die eiligen Rüstungen Philipps von Hessen, der sich mit Chursachsen über die Aufstellung eines Heeres von 26,000 Mann verständigt hatte, erfüllten die nachbarlichen Länder mit Besorgnissen. Die Katholischen trafen Anstalten, diesem Sturme zu begegnen, und der Churfürst von Brandenburg, der angefangen hatte, Potsdam zu befestigen, setzte sich auf den Kriegsfuß. An den Höfen sah man dem Ausbruch mit bangen Ahnungen entgegen; denn in allen Ländern Deutschlands hatte die Glaubensmeinung Katholische und Evangelische unter einander gewürfelt; unter einem gemeinsamen Regentenhaupte liefen die Wünsche und Gebete der Unterthanen unversöhnlich aus einander, der heimliche Haß und der Fanatismus konnten bei dem ersten Zeichen das eigene Herz des Vaterlandes zerreißen, und wo, auf welchem Punkte sollte die Erschütterung sich beruhigen? Die Siege der Partheien waren zugleich ihre Verluste, und unter den glänzenden Erfol-

gen dieser oder jener mußte Deutschland immer das Opfer seyn. Vor dieser Zukunft bang, eilte der Churfürst Joachim an demselben Tage, wo ihm Hessen die Abschrift jenes breslauischen Vertrags einhändigte, den Argwohn des Landgrafen und des Churfürsten von Sachsen zu zerstreuen und sie vor übereilten Schritten zu warnen. Trier und Pfalz stellten sich beschwichtigend zwischen die Partheien, und nachdem Mainz, Bamberg und Würzburg sich verbindlich gemacht hatten, den Landgrafen für die Kosten zu entschädigen, wurden die gereizten Gemüther für den Frieden empfänglich. Noch einmal wurde also der nahe Sturm beschworen und die blutige Zeit aufgehalten; aber die äußere Ruhe war keine innere und die Entzweiung der Geister dauerte fort (1528).

Wie sehr man daher auch der Entzündung der bereitliegenden Stoffe entgegengearbeitet hatte; dieses warnende Beispiel zeigte doch dem Churfürsten von Brandenburg, wie allen Freunden der alten Kirche, mehr als jemals den untergrabenen Boden, auf dem der Friede Deutschlands unsicher schwankte. Später oder früher, wenn kein Wunder die Aussöhnung der Gemüther bewirkte, stand der Ausbruch zu befürchten, und weit entfernt von dem Entschluß, ihn durch Achtung für die Freiheit der Meinung zu verhindern, setzte man sich vielmehr in den Stand, um von ihm nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Es war daher kein Friede, es war ein Aufschub des Kriegs, und da man die Zündstoffe nicht zu entfernen wußte, wankte Deutschland unter einzelnen Erschütterungen der großen allgemeinen entgegen, die noch im Schooße des siebzehnten

Jahrhunderts schlief. Mehr als die natürliche Neigung lud diese ungewisse Lage den Churfürsten Joachim ein, an eine endliche Ausgleichung mit Pommern zu denken, um mit dem ewig argwöhnischen Nachbar nicht die Parthei seiner Feinde zu verstärken. Nie hatte der Herzog Boguslav X. den Entschluß aufgegeben, den Lehnszusammenhang mit Brandenburg zu zerreißen, und die Besetzung des bischöflichen Stuhls von Kamin, der sich der Churfürst durch Einfluß am päpstlichen Hofe für einen Grafen von Eberstein hatte bemächtigen wollen, hatte dem Zwiespalt neue Nahrung gegeben. Sobald daher Karl V. den deutschen Thron bestiegen hatte, war Boguslav mit seinem ältesten Sohne Georg nach Worms geeilt, um sich vom Kaiser die Reichsunmittelbarkeit auszuwirken (1521). So laut auch der Churfürst, gestützt auf alte Verträge, seine Stimme dagegen erhoben hatte; die Entscheidung einer Kommission, die das Reichsregiment ernannt hatte, war dennoch den Rechten Brandenburgs nicht günstiger gewesen und hatte ihm blos den Anfall Pommerns nach der Erlöschung des herzoglichen Hauses zuerkannt. Unzufrieden mit diesem Regimentsabschied, hatte sich Joachim zwar für bereit erklärt, dem Herzog den Sitz auf Reichstagen zuzugestehen, aber zugleich die Mitlehnung und für dieses Zugeständniß die Abtretung Pasewalks, Klempenows, Torgelows und Stolzenburgs gefordert. Unter diesem unentschiedenen Zwist war der Herzog Boguslav gestorben (1523) und hatte es seinen Söhnen, Georg und Barnim, überlassen, den Streit mit Brandenburg fortzusetzen. Unterhandlungen zu Jüterbock (1525) und Prenzlow

(1526), die der Churfürst durch wiederholte Zurückforderung der Mitgift der brandenburgischen, kinderlos verstorbenen Prinzessin Margaretha, der ersten Gemahlin Boguslavs, erschwert hatte, waren fruchtlos geblieben, wie die frühern. Die Vermittlungsversuche der Herzöge von Sachsen, Heinrichs von Braunschweig und Heinrichs von Mecklenburg, im Auftrage des Reichs, zerstoben (1527), und den langen Zwist schien nur das Schwert schlichten zu können.

Unter diesen Umständen war im Jahr 1529 der Reichstag zu Speier, zu welchem der Kaiser schon am 1. August des vorigen Jahres von Valladolid aus seinen Kommissarien Verhaltungsregeln vorgeschrieben hatte, herangerückt und wurde am 15. März eröffnet. Mit der Erfahrung bereichert, daß der letzte speiersche Reichstagsabschied von 1526 dem Strom der neuen Meinung alle Grenzen geöffnet hatte, waren die Katholischen gesonnen, um jeden Preis ihn wieder zurückzudrängen, und die harte Instruktion des Kaisers, worin er jenen Vertrag aufzuheben sich nicht bedenken zu müssen glaubte, kam ihnen zu Hilfe. Durch Anzahl und Einheit wußten sie sich einer Ueberlegenheit zu bemeistern, welche die andere Parthei zu erdrücken drohte, und die Reformation, deren Anhänger nicht einmal die Gefahr in den Glaubensmeinungen aussöhnte, wäre mehr als jemals ein Spiel ihrer Gegner geworden, wenn die Gewalt der Ueberzeugung und das Gefühl der Freiheit nicht stärker gewesen wären, als die physische Macht. Daher protestirten gegen diesen Beschluß der Churfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von

Hessen, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Fürst Wolf von Anhalt und vierzehn Reichsstädte beriefen sich auf ein freies Konzilium und beschlossen, sich in Nürnberg über die fernern Maaßregeln zu bedenken. Der Churfürst Johann, der Landgraf Philipp und die Herzöge von Lüneburg verließen den Reichstag, um den Abschied nicht zu unterschreiben.

Dieser Versuch der Katholischen, der an dem festen Willen einiger Fürsten und Städte scheiterte, hatte die große Frage des Jahrhunderts immer weiter auf die schwindelnde Spitze der Entscheidung hinaufgetrieben und der letzte Ausweg führte nach dem Schwerte. Aber während Ferdinand seine kostbaren Tage mit dem Streit über Religionsmeinungen in Speier verlor, hatten die Türken sein zweifelhaftes Königreich Ungarn überschwemmt und bedrohten das Herz der östreichischen Länder. Dieser Drang der Noth, der in Deutschland wiederklang, war geeignet, auch dem glühendsten Haß eine augenblickliche Duldung aufzuzwingen und ihn vor Schritten zu warnen, welche die Gefahr an den Grenzen steigern mußten. Der endliche Schluß der Katholischen lautete daher auf Frieden, und noch einmal diente ein fernes Konzilium, das der Papst nicht gesonnen war zu halten, zum Gaukelspiel, um unter gutem Vorwand entscheidendere Maaßregeln auf günstige Tage zu verschieben.

Während Abgeordnete der protestantischen Stände nach Italien eilten, um ihre Erklärung vor dem Kaiser zu rechtfertigen und den speierschen Reichsabschied von 1526 geltend zu machen, lag eine bange Stille auf

Deutschland, die der Churfürst von Brandenburg nicht misverstand. Mehr als sonst war daher sein Ohr für die vermittelnden Versuche der Herzöge Erich und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und Albrechts von Mecklenburg in seinem Zwist mit Pommern empfänglich. Mit dem Entschluß, lieber ein Opfer zu bringen, als sich in den verhängnißvollen Tagen die Hand zu binden, erschien er auf seinem Jagdschlosse Grimnitz, nicht fern von der Oder, und unterzeichnete am 24. August 1529 den Vergleich mit Pommern, worin er auf die Lehnsherrschaft verzichtete und mit dem Titel und Wappen Pommerns, der Mitbelehnung vom Kaiser und dem Anfall des Landes bei Erlöschung des männlichen herzoglichen Geschlechts sich zufrieden stellte. Die Mitgift der ersten Gemahlin Boguslavs zu 50,000 Gulden machten sich die Herzöge verbindlich zurückzuzahlen, und die zu 20,000 Gulden angeschlagene Ausstattung der churfürstlichen Prinzessin Margaretha, die mit dem pommerschen Herzoge Georg vermählt wurde, davon abzurechnen. Mit diesem Vertrag war der lange Zwist geschlichtet, der den Hohenzollern so große Anstrengungen und dem Churfürsten Friedrich II. das heitere Gefühl des Lebens gekostet hatte; beide Länder grenzten von jetzt an friedlich an einander, und ein Bündniß, das diese Fürsten noch in demselben Jahre zu Berlin schlossen und das jedem Theile 200 Pferde auf Kosten des Bundesfreundes für den Fall des Kriegs als Hilfe verbürgte, versprach gemeinsamen Antheil an den Tagen des Glücks und des Unglücks.

Aber so wichtig auch diese Begebenheit für die

Ruhe Brandenburgs war und so jubelnd sie ein halbes Menschenleben früher von allen Herzen wäre begangen worden; so klein verschwand sie jetzt vor dem großen Schauplatze der religiösen Interessen, die fast allein in Deutschland alle Hoffnungen und alle Wünsche an sich rissen. Während der Churfürst Joachim, durch Bande der Meinung, der Gewohnheit und kleiner Rücksichten an der alten Kirche festgehalten, seinen Haß wider die Gegner steigerte, kam seiner Gesinnung der Kaiser auf politischem Wege entgegen. Dieser Fürst ließ die Abgeordneten der Protestanten, nicht ohne Schuld des nürnbergischen Syndikus, Michaelis von Kaden, verhaften und schloß nach dem Frieden zu Barcellona mit dem Papst und zu Cambray mit Frankreich das „heiligste" Bündniß zur Vertheidigung des römischen Stuhles und zur Unterdrückung seiner Gegner (23. Dezember 1529). Frankreich, England, Spanien und die italischen Staaten waren Glieder einer Konföderation, welche die Anhänger der Reformation in den Rang einer kaum geduldeten Sekte herabgesetzt haben würde, wenn die ewig wechselnde Politik dieser Mächte und ihre Leidenschaften nicht von selbst den Schlag von den Häuptern der Protestanten abgeleitet hätten. Karl V. bereitete sich noch vor, der letzte der deutschen Könige, noch einmal den Pomp der longobardischen und römischen Krönung zu wiederholen, als die Protestanten die Nachricht von der Verhaftung ihrer Gesandten erhielten. In der ersten Bestürzung suchten sie Hilfe gegen kaiserliche Gewaltschritte, womit sie bedroht schienen, in Verbindungen und forschten ängstlich nach Meinungen über die

Frage, wie weit es erlaubt sey, dem Kaiser in Glaubenssachen Widerstand zu leisten. Aber wie auch der Landgraf von Hessen zu Schmalkalden den entzweiten protestantischen Gliedern die Seele politischer Einheit und religiöser zu Marburg einzuhauchen suchte, dort, wie hier, war es umsonst, die Vereinigung in funfzehn Glaubensartikeln und unbestimmte Verabredungen eines gemeinsamen Beistandes waren die einzigen Stellen, wo sie den festen und von einem einzigen Oberhaupte regierten Absichten der Katholischen gegenüber zusammentrafen.

In diesem schwankenden Zustande fand sie der Aufruf des Kaisers zum Reichstag nach Augsburg, und zu ihrer Ueberraschung stand der milde Ton desselben in Widerspruch mit ihren Befürchtungen. Da eine Erklärung über die Glaubenspunkte, die von der römischen Kirche abwichen, nicht abzulehnen war und es im Interesse der Protestanten liegen mußte, sich an dem kaiserlichen Throne zu rechtfertigen, so ließ man den Gelehrten Melanchthon, unter der Zustimmung Luthers, an einem Glaubensbekenntniß arbeiten. Ungewiß über den Bewegungen der Partheien schwebend, einmal vom Papst hintergangen, ohne ihn entbehren zu können, das andere Mal von Frankreich bedroht, das die Gegner Karls zu seinen eigenen Freunden machte, in den deutschen Ländern seines Hauses kaum einer fürchterlichen Gefahr entledigt, die wiederkehren konnte, und als Oberhaupt der Kirche mit einem Schwur zu ihrem Schutz verbunden, schien der Kaiser noch über die Art zu schwanken, wie er die Protestanten behandelt wissen wollte, als sein Kanzler Mercurin Gat-

tinara, ein Mann von großem Talent und milder Gesinnung, starb und er sich nun allein von den heftigsten Feinden der Reformation umgeben sah. Dieß war ein augenblicklicher Unfall für die Protestanten, aber nicht für die Reformation.

Der Churfürst Joachim von Brandenburg eilte mit mehrern Gegnern der neuen Lehre dem Kaiser nach Inspruck entgegen und traf mit ihm und dem Churprinzen Joachim am 15. Juni 1530 in Augsburg ein. Dieser Fürst schien alle Mittel, die er gegen die Protestanten aufbot, bis auf die Tage von Augsburg aufgespart zu haben, um unter dem Baldachin des kaiserlichen Thrones und von einer überlegenen Parthei unterstützt, die Reformation zu erdrücken. Denn weit entfernt, von dem Glaubensbekenntniß der Protestanten, das (am 25. Juni) selbst die Gemüther katholischer Priester ergriff, einen Einfluß auf seine Meinung anzunehmen, forderte er vielmehr unbedingte Anerkennung der Artikel, die von dem Beichtvater des Königs Ferdinand, Johann Faber, und mehrern Gelehrten, unter denen sich Conrad Wimpina befand, zur Widerlegung ausgearbeitet wurden. Die friedliche Vermittlung scheiterte an dem Entschluß der Protestanten; der Landgraf von Hessen verließ den Reichstag; die vier Reichsstädte Kempten, Heilbronn, Winsheim und Weissenburg erklärten sich für die Forderung der Konfessionsverwandten und ein Religionsgespräch, ein äußerster Versuch, um den die protestantischen Stände baten, zerschlug sich fruchtlos, wie die frühern. Als endlich auch der Churfürst von Sachsen Anstalten zur Abreise traf, entwarf man von katholischer

Seite einen Reichstagsabschied, der die Protestanten bedeutete, in den Schoos der alten Kirche zurückzukehren, und die Verbreitung ihrer Lehre verpönte. Der Churfürst Joachim übernahm es, auf ihre Protestation zu antworten. Die kaiserliche Majestät, sagte er, wundere sich, wie sie auf einem Wahn beharren können, der längst verdammt und begraben sey und den ihre Prediger aus der Hölle und von den Todten wieder aufgeweckt haben. Nirgends im Evangelio habe seine Majestät von der Erlaubniß gelesen, sich fremden Eigenthums (der Klostergüter) zu bemächtigen, ohne die Herren zu fragen, und Vermessenheit sey es, so viele vergangene Jahrhunderte, so viele fromme Kaiser und Fürsten des Irrthums zu beschuldigen. Der Reichsbeschluß könne ohne Befleckung der Religion nicht geändert werden; sie möchten bedenken, daß die unglücklichen Folgen der Ablehnung auf ihre Schulter fielen. Jetzt sey es noch Zeit, fuhr er fort, den Anträgen des Friedens nachzugeben; doch wenn es nicht geschehe, sey es von den übrigen Ständen des Reichs bereits beschlossen, seiner Majestät mit Gut und Blut zu Hilfe zu kommen. Seine Königreiche, seinen Leib und seine Seele habe der Kaiser für die Religion eingesetzt und werde den deutschen Boden nicht eher verlassen, bis er die alte Ordnung wieder hergestellt habe. Nicht die Katholischen, erwiederte er auf die Vertheidigung der Protestanten, die Anhänger Luthers haben das wormser Edikt gebrochen, sie haben das Volk zum Aufruhr bewegt und das Blut vieler Tausende laste auf ihrer Seele, sie haben die Güte des Kaisers gemisbraucht und seine Ehre, sein Heil in Gefahr gebracht. Die

erbetene Bedenkzeit (bis zum 15. April 1531) könne ihnen nicht gewährt werden, in Glaubenssachen gebe es keinen Aufschub und der Entschluß der Katholischen stehe fest.

Diese drohende Sprache, welche die Leidenschaft eingab und welche die Grenzen der kaiserlichen Vollmacht überschritt, schreckte die augsburgischen Konfessionsverwandten aus der letzten Hoffnung des Friedens auf, und der Reichsabschied (19. November) ließ sie außer Zweifel, daß sie von jetzt einem Bunde gegenüber standen. Diese Gefahr trieb sie nach Schmalkalden und vereinigte sie zu einem Vertheidigungsbündnisse auf fünf Jahre. Hiermit war die Quelle des Unglücks zum ersten Mal offen an den Tag getreten, und mit sichern, wenn auch langsamen Schritten schreitet Deutschland den Erschütterungen des Kriegs entgegen.

Aber während der Churfürst von Brandenburg mit allen Mitteln, die ihm zn Gebote standen, dem unaufhaltsamen Gange des Jahrhunderts sich entgegenwarf; hatte sich bereits der Protestantismus unter dem heimlichen Schutze des Bischofs Mathias von Jagow offen der Altstadt Brandenburg bemächtigt, seine eigene Gemahlin war aus seiner Kirche getreten und in Stendal bewegte sich der Aufruhr. Kühn mit der Gefahr spielend, die sie erwartete, hatte die Churfürstin Elisabeth das heilige Nachtmahl unter beiden Gestalten genossen und floh auf einem Bauerwagen heimlich nach den sächsischen Grenzen. Die Angst vor gewaltthätiger Verfolgung trieb sie fort, und als das elende Geschirr zerriß und die Flucht verzögerte, nahm sie ihren Schleier vom Haupte herab, um es wieder zu befestigen. In

Torgau erwartete sie ihr Bruder, der vertriebene König Christian II. von Dänemark, und in dem Schlosse Lichtenberg an der Elbe gewährte ihr der Churfürst Johann von Sachsen eine Freistätte, aus der sie nie wieder an den Hof des erzürnten Gemahls zurückkehrte. Der Churprinz Joachim II. hatte sie kaum auf seiner Rückreise von Augsburg besucht, als ihn die Nachricht von den Bewegungen in Stendal erreichte, wo Handwerksgesellen, die in Sachsen gewandert waren, protestantische Lieder verbreitet hatten. Die Gewalt dieser Gesänge hatte die Gemüther ergriffen, und ein Franziskanermönch, Lorenz Kuchenbecker, hatte sie zwischen seinen Predigten singen lassen. Ein Verbot regte die jugendlichen Geister zum Widerstand, einige Gesellen wurden festgesetzt und die Thore geschlossen. Des Abends (28. Juli) verbreitete sich das Gerücht, der Franziskanermönch sey auf Befehl des Landeshauptmanns erstochen worden; die Erbitterung bewaffnete das Volk und der geflüchtete Magistrat wurde mit den churfürstlichen Räthen auf dem Rathhause belagert. Die Priesterhäuser wurden geplündert; um das Leben zu retten, mußten die Räthe eine Kapitulation unterzeichnen und die Stadt verlassen. Von dieser Gefahr bestürmt, die wie ein Lauffeuer die übrigen Städter zu ergreifen drohte, rückte der Churprinz mit tausend Pferden ein und erdrückte den Aufruhr. Sechs Rädelsführer verloren auf churfürstlichen Befehl das Leben, die Stadt die Zollfreiheit in der Altmark und Priegnitz, mußte den Schaden ersetzen und 10,000 Gulden als Strafgeld bezahlen (1531).

So wenig diese Ereignisse geeignet waren, den

Churfürsten Joachim für den Umschwung des Jahrhunderts zu gewinnen, so laut forderten sie den äußern Frieden, denn ein einziger leiser Anstoß konnte die Masse des Volks in Bewegung setzen und das Misverständniß des Eigennutzes unter dem Namen der Reformation wieder das Recht der Stärke einführen. Zum Glück befand sich Karl V. in keinen bessern Umständen. Seine Stellung zu Frankreich, das den schmalkaldenschen Bund begünstigte, die trügerische Politik des päpstlichen Hofes und der Drang der Noth in Oestreich, das dem Halbmond offen lag, stimmten seine unbedingte Sprache herab und bewogen ihn, in einem Vergleich zu Nürnberg (1532) dem protestantischen Glauben Ruhe zu bewilligen. Noch einmal fand man sich unter den widerstreitendsten Meinungen in dem Gedanken an eine Kirchenversammlung wieder zusammen; aber dieser Friede, wie man den unsichern Vertrag nannte, gewährte keine einzige Bürgschaft und beide Partheien, die katholische wie die protestantische, hatten nichts erlangt, als die Gewißheit seines Bruchs. Eher will ich sterben und verderben, als in diesen Frieden willigen! rief der Churfürst von Brandenburg aus, und Hessen erklärte sich für ungeneigt, ihn anzunehmen. Aber zwei Vortheile hatten die Katholischen erreicht, Scheidung der Lutheraner von den Anhängern Zwingli's, die keine Hoffnung zur Aussöhnung gab und den Samen des Misverständnisses zwischen Chursachsen und Hessen; die Protestanten hatten kaum mehr als den Namen eines Friedens gewonnen, und wenn damit auf Augenblicke der Arm der Gewalt zurückgehalten wurde, so setzte das Kammergericht unter dem Schutz

der weiten Bedeutung eines Friedensartikels die Verfolgungen fort. Unter diesem schwankenden Zustande ging der Churfürst Joachim von Brandenburg seinen letzten Tagen entgegen, um die sich ringsum die Gewitterwolken gesammelt hatten. Denn wie dringend auch der Kaiser von dem römischen Stuhle Anstalten forderte, die Meinungen auszusöhnen, und wie schimmernd auch seine Hoffnungen waren, die er auf eine Kirchenversammlung stellte; die Päpste hatten niemals Konzilien geliebt, und als der Gesandte Pauls III. den Churfürsten Joachim kurz vor seinem Ende noch nach Mantua einlud, wo man die Kirche versammeln wollte, war die Bedeutung dieses Schrittes so weit von der Meinung des Jahrhunderts entfernt, daß auch die leisesten Hoffnungen, die Spaltung auszugleichen, vor den Augen der Partheien zerrannen. Durch die Kühnheit, womit der Landgraf von Hessen den Herzog von Würtemberg mit den Waffen in der Hand in seine Rechte gegen den östreichischen Ferdinand einsetzte, nöthigte dieser Fürst den Katholischen Achtung für die Macht des protestantischen Bundes ab und verstärkte seine Parthei mit Würtemberg und der öffentlichen Meinung. Wie also auch die Würfel und wenn sie fallen mochten, immer standen blutige Zeichen am Horizont der Zukunft, und Joachim hinterließ seinem Sohne die Erbschaft verhängnißvoller Tage, deren Ausgang sich mit menschlichem Auge nicht absehen ließ.

Unerschütterlich an die alten Formen gebunden und wärmer als je an seinem Todbett von dem Aberglauben noch umschlungen, versammelte der Churfürst seine beiden Söhne, Joachim und Johann, um sich und

ließ sich von ihnen Treue dem katholischen Glauben schwören. Trotz der Warnungen der Vergangenheit theilte er seine Länder und setzte den ältesten zum Erben der Churmark mit der daran haftenden Würde ein, dem jüngsten aber übergab er die Regierung der Neumark, des Herzogthums Krossen und der lausitzischen Besitzungen. Er starb zu Stendal (11. Juli 1535) und sein Körper wurde im Kloster Lehnin beigesetzt, woraus er später nach dem Erbbegräbniß zu Berlin abgeführt wurde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Panse, Karl

Geschichte des Preußischen Staats seit der Entstehung bis auf die gegenwä
rtige Zeit

Bd.: 2

Berlin (1830)

Bor. 158 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013828-3